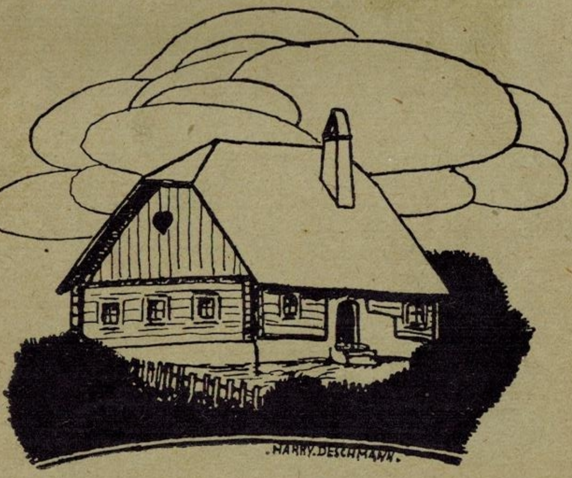
Sonnegghof

Roman

von

Ida Maria Deschmann



Verlag Karl Harlauer

Wien und Leipzig

Sonnegghof

Eine Geschichte aus Steiermark

Von

Ida Maria Deschmann

1 9 2 0

Verlag Karl Harbauer

Wien und Leipzig

Copyright 1920 by Karl Harbauer, Verlag,
Wien und Leipzig.

Buchdruckerei Jg. Unger, Wien, IV.

1. Buch

Die Messe in der Klosterkirche war vorüber. Der Kapuziner, der sie gelesen hatte, entfernte sich vom Altare, die letzten Orgeltöne verklangen, die Beter verließen langsam, mit schlürfenden Schritten die Bänke und jene, die beim Eingange stehen geblieben waren, drängten als erste ins Freie hinaus. Die Kirche hatte einen kleinen Vorplatz, der von zwei Linden überschattet und von einer Mauerbrüstung umgeben war und der etwa ein Stockwerk höher lag als der Marktplatz, zu dem Stufen hinab führten. Die Kirche gehörte zu dem Kapuzinerkloster, das, am Berghange gelegen, den freundlichen Markt abschloß.

Auf dem Markte herrschte ein frohes, sonntägliches Treiben. Einige Buden waren aufgestellt und deren Besitzer priesen die feilgebotenen Waren an. Drüben, vom unteren Ende des Marktes her, kam klingend und holpernd die Post gefahren; Neugierige stellten sich in der Nähe des Postgebäudes auf, um die neuen Ankömmlinge zu sehen. Dicht an der Mauer des Klosters hielt ein vornehmer Wagen, dessen Pferde Kronen auf dem Riemenzeug trugen. Ein Kutscher im Herrschaftskleide hatte lässig die Zügel in den Händen. Durch die Menge, die aus der Kirchentüre über die Stufen hinabströmte, kam mit leichtem Schritt eine schlanke Dame gegangen. Einen großen, weißen Sommerhut in der Hand, neigte sie den Kopf nach rechts und nach links, denn sie ward von überall her gegrüßt. Es war die Prinzessin aus dem nahen Fürstenschloß. Leutselig reichte sie vielen die Hand und plauderte mit diesen und jenen; dann stieg sie ein und fuhr fort. Einige Nonnen, die sie umringt hatten, wandten sich dem nahen Frauen=

kloster zu, Kirchengänger zerstreuten und versammelten sich zu immer neuen Gruppen und in den Wirtshäusern hub es an, laut und froh zu werden.

Unter den letzten, die bei der Kirche über die Brüstung herab in das Treiben des Sonntages schauten, war die Tresl, die Tochter des reichen Kohlbauern, der droben auf halber Bergeshöh auf einem stattlichen Anwesen hauste. Die Teres Huber vulgo Kohlbauer war ein kräftiges, erst wenige Jahre der Schule entwachsenes Mädchen. Ihr krauses, dunkelblondes Haar umflimmerte ein frisches, gesundes Gesicht und ihre freundlichen, blauen Augen blickten so arglos in die Welt, wie nur Augen blicken können, denen das Leben noch keine Untiefen gezeigt hat und die noch keine Rätsel finden wollen. Aus diesen Augen sprach eine Seele, an der das Leid vorüber gegangen war, ohne sie zu berühren.

Die Teres hatte keine Mutter mehr, aber sie fühlte keine Lücke in ihrem Leben, denn sie hatte die Mutter verloren, als sie noch ein ganz kleines Kind war. Sie wuchs heran, umgeben von ihrem Vater und ihren drei großen Brüdern, auf ihrem weiten, freien Hofe, arbeitsam und heiter, ohne Sehnsucht nach etwas, das vergangen war, ohne Träume von etwas, das kommen sollte. Während ihrer Schuljahre war sie täglich in den Markt gekommen; sie war zu den Nonnen in die Mädchenschule gegangen. Die Nonnen hatten das ruhige, artige Kind lieb gehabt, besonders auch deshalb, weil es sich zu allen Arbeiten anstellig zeigte, und als die Zeit herankam, wo die Tresl ihre Schuljahre beenden sollte, da hatten ihr die Nonnen zugeredet, sie solle in die Stadt gehen, nach Graz hinein und weiter lernen; sie hätte den Kopf dazu, sie könne es bis zur Lehrerin bringen; aber mit diesem Vorschlage war die Tresl gar nicht einverstanden und der Vater erst recht nicht. Sie kannte die Stadt nicht und nichts lockte sie weg aus ihrer gewohnten Umwelt.

Jetzt kam die Teres, die Tresl, wie alle sie nannten, selten in den Markt; meist nur an Sonntagen, wenn der Vater mit kam.

Alles war schon von dem Platze vor dem Kirchentore weg, nur die Tresl war noch immer dort. Sie sah sich um und merkte, daß sie ganz allein droben stand. Langsam schritt sie die Stufen zum Markte hinab. Sorgfältig hob sie ihr Sonntagskleid hoch; es war aus einem guten, grauen Stoffe; ihre andere Hand hielt das Gebetbuch und den Rosenkranz. Hinter dem Gebetbuche lugte ein sauber zusammengelegtes Taschentuch hervor.

Sie trat zu einer der Verkaufsbuden, wo man Eisengeschirr anpries. Sie brauchte etwas für den Haushalt und prüfte die Ware. Sie fand nicht, was sie wollte und wandte sich wieder ab. Jemand rückte den Hut, blieb vor ihr stehen und reichte ihr die Hand. „Grüß Gott Tresl! Einkäufe gemacht?“ Sie sah auf. „Ah! Da schau her! Der Schuster Toni! Wohinzu?“ Der junge Schuster wies mit der Hand nach einem Wirtshause. „Da hinein! Sind ein paar Schulkameraden dort. Kannst dich aber öfter lassen sehen, Tresl. Kommst schon gar nimmer herunter vom Berg. Und ein Paar schöne, neue Schuhe hätt' ich auch. Täten dir grad passen.“ „Ich brauch jetzt keine neuen Schuhe; die halten noch lang. Du Toni, hast nicht meinen Vater gesehen?“ „Ah freilich hab ich ihn gesehen, deinen Vater. Grad ist er vorbeigegangen an mir; mit dem alten Sonnegghofer.“ Die Tresl machte große Augen. „Mit dem Sonnegghofer? Der Vater? Warum grad mit dem Sonnegghofer?“ Der Toni lachte. „Ja das kann ich dir nicht sagen. Was tust dich denn so wundern deswegen? Wird wohl seinen Grund haben.“ „Wird schon so sein“, sagte die Tresl und war befriedigt. Wenn der Vater etwas tat, so hatte es immer seinen Grund. Der Toni reichte ihr wieder die Hand, sagte: „Alsdann b'hüt Gott derweil“ und ging und da sah die Tresl ihren Vater mit dem Sonneggbauer des Weges kommen. Die Männer gingen langsam und ihren Ge-

bärden war anzusehen, daß sie etwas ernst und gründlich besprachen. Die beiden Bauern waren Nachbarn. Des Kohlbauern Besitz grenzte in seinem höchstgelegenen Teile an den Wald, der zu dem weitausgedehnten Grund des Sonnegghofes gehörte. Der Sonnegghof selbst, ein weitläufiges Anwesen, mit einem großen Wohngebäude und massigen Ställen und Wagenschupfen und Speichern beherrschte wie ein Königssitz seine Umgebung. Gegen die hohe Alm zu und gegen die eisigen Winde, die im Winter von dort herabwehten, ward es durch einen prächtigen Hochwald beschützt und in das Tal hinab gewährte es von seiner freien, von erntereichen Obstbäumen bestandenen Matte aus, den ungehemmten Blick hin über das wundervolle, reiche Land, mit seinen Höhenzügen und seinen silbernen Wassern, bis hinan zu der düsteren Bergkette des Posruck, zu den weinfrohen Geländen des Sausal und an hellen, klaren Tagen bis weit hinein in die heitere, sonnige Fläche der Grazer Ebene. Seit mehr als hundert Jahren hatte der Hof schon seinen Bestand; immer die gleiche Familie übergab ihn von Glied zu Glied und von der Sonne hatte er den Namen, weil hier, an der letzten Ecke des Berges, ehe er sich talzu senkte, diese, gleichzeitig von aller guten, frischen Luft umwehte und dabei von aller Wetterunbill geschützte, von der Erde gesegnete Stelle, gleichsam der Sonne Lieblingswinkel war. Der Sonnegghof! Sein jetziger Eigentümer war ein siebzigjähriger Mann. Unverheiratet, knorrig und fest, wie die alten Bäume, die schon seine Wiege umrauscht hatten, schweigsam, seinen Dienstleuten in knappen Befehlen gebietend und unbedingten Gehorsam heischend: so schritt er über sein sonniges Land. Ob er in seiner Seele etwas von dem Sonnenleuchten barg, das wußte niemand. So nahe war ihm nie jemand herangekommen, daß er den Klang seiner Seele hätte vernehmen können. Auch mit seinem Nachbarn Kohlbauer hatte er nur in den seltensten Fällen Gemeinsamkeiten und mit dem kleinen Häusler, dessen winziges

Eigentum almwärts an den Sonneggrund grenzte, hatte er erst recht nie etwas zu tun gehabt. Schon mancher hatte dem reichen Großbauern geraten, das kleine Nachbarhaus mit in seinen Grund zu schließen; es würde billig zu haben sein, aber der alte Sonnegghofer kümmerte sich nicht um das Reden. Er brauchte den kleinen Fleck Erde nicht und ließ den Häusler tun und lassen, wie es ihm beliebte.

Die Tresl Kohlbauer sah den Alten immer wie ein übernatürliches Wesen an. Ihr Vater war ja auch keiner von den Geschwätzigen, gewiß nicht, auch sie selbst gehörte nicht zu jenen Frauen, die unbedingt immer reden müssen; sie konnte lange schweigend ihrer Arbeit nachgehen und höchstens ein leise gesungenes Lied klang von dort her, wo sie gerade weilte; aber der Sonnegghofer, der war so einer, von dem man es sich nicht einmal vorstellen konnte, daß es ihm einfiele, mit jemand ein Wort zu reden. Und der ging jetzt mit ihrem Vater! Die beiden Bauern kamen langsam daher, mit bedächtigen Schritten, beide aufrechte, stämmige Gestalten, die den festen Stecken, den sie trugen, kaum brauchten; der Alte ein wenig vornübergebeugt; beide im nett gehaltenen Sonntagsgewand, an deren grünen Westen dicht nebeneinander gestellte Silberknöpfe glänzten. Der Kohlbauer hatte ein schmales Gesicht und eine hohe Stirne. Ueber seinen Augen wölbten sich buschige Brauen; sein Blick war entschlossen und eine seltsame Mischung von Härte und Milde prägte sich in seinem Antlitze aus. Dem Sonneggbauern legte sich schneeweißes, lockiges Haar um das kräftig gebaute Gesicht; seine Mienen zeigten Festigkeit des Willens und es war, als habe er mit starker Hand einen Vorhang vor die Welt seines Innenlebens gezogen, so in sich geschlossen sah er aus und seine Augen blickten, als glitten sie stumpf an allen Geschehnissen des Lebens vorüber.

Die Tresl sah den beiden Männern entgegen, bis sie dicht an sie herangekommen waren. Der Sonnegg-

hofer reichte ihr die Hand. „Grüß Gott Tresl! Alleweil gesund und fleißig?“ Sie neigte wortlos, verlegen das Haupt. Das Blut schoß ihr in die Wangen vor Erstaunen darüber, daß ihr der Sonneggbauer die Hand geschüttelt hatte. Er sah sie an, lachte heimlich in sich hinein und fragte nochmals: „Es geht gut alleweil?“ „Muß schon recht sein“, flüsterte sie, sah auf, bemerkte das Lachen in den Mienen des alten Bauern und wurde noch verlegener. Sie entzog ihm ihre Hand und wandte sich ab. Der Kohlbauer deutete auf ein Wirtshaus. „So! Gehen wir hin! Kommts ihr mit Sonneggbauer? Du Tresl, du kannst dann heimzu gehen. Ich bleib da. Komm aber zuerst mit hinein, Tresl; wirst Hunger haben und Durst.“ Die Tresl war aber weder hungrig noch durstig. Sie sehnte sich nur darnach, heimgehen zu dürfen. „Vater, ich geh jetzt gleich! Wenn ihr ohnehin noch lang dableibt, brauch ich nicht zu warten.“ „Komm nur mit hinein!“ sagte der Sonneggbauer, aber die Tresl reichte ihm und dem Vater die Hand und sprach leise, aber fest: „B'hüt Gott derweil!“ Beide Männer lachten und ließen sie gewähren. Sie gingen dem Wirtshause zu. Beim Tor wandte sich der alte Sonneggbauer noch einmal nach dem Mädel hin, das mit gesenktem Haupte sicher und rasch des Weges schritt: „Einen harten Kopf hat sie“, lachte er. „Sie ist wie ihr Vater“, erwiderte der Kohlbauer. „Der Kohlbauer, der laßt sich auch nichts dreinreden, wenn er meint, es ist gut.“ Er sagte es wie im Scherze und betrat dann an der Seite des alten Nachbarn die Wirtsstube.

Die Tresl schritt rasch dahin; zwischen den Gruppen der Kirchengänger durch und dem Ende des Marktes zu. Nicht weit von der großen Brücke, die über die Sulm führte, hatte der junge Schuster sein Heim und seine Werkstatt. Das kleine Haus, das seinen Eltern gehörte, war ganz überwuchert von wildem Wein und von Kletterrosen; viele bunte Blumen blühten in Fenstertöpfen und in Beeten vor der Eingangstüre und jedesmal, wenn die Tresl hier vorüber ging, mußte sie zu dem Hause

hinblicken und an den Schuster Toni denken. Der Toni stand im Zusammenhang mit dem größten Ereignisse ihres Lebens: sie hatte mit ihm getanzt. Er war nicht viel älter als sie und sie waren schon als Kinder ein Stück auf dem selben Wege zur Schule gewandert, aber damals hatten sie sich nicht um einander gekümmert. Im letzten Winter war die Tresl einmal mit ihrem Vater in dem Markte gewesen, an einem Sonntage und es war spät geworden als sie heimgingen. Unterwegs kehrten sie noch in einem Wirtshause ein. Dort spielte man zum Tanze auf. Der Kohlbauer traf Männer, mit denen er gerne noch ein Wort reden mochte. Die Tresl stand in der Türe zum Tanzsaale und sah zu, mit großen, neugierigen Augen. Da trat der Schuster Toni an sie heran: „Was ist 's Tresl? Magst mit mir tanzen?“ Sie hätte schon gerne mögen, aber sie wagte es nicht. „Ich trau mich nicht Toni.“ „Sei nicht dumm; komm nur.“ „Ich kanns nicht.“ „So schau her, ich zeig 's dir.“ Er machte ein paar Bewegungen mit den Beinen und dann stellte er sich neben sie und machte sie auf die Schritte der Tanzenden aufmerksam. Sie sah zu, mit ernstem Gesichte, wie sie immer dreingeschaut hatte, wenn die Lehrerin ihr ein neues Strickmuster gezeigt hatte, und so wie in jenen Schultagen rief sie plötzlich ganz laut: „Ich kanns schon! Jetzt weiß ichs schon!“ Einige drehten sich nach ihr um; die Tresl aber bot dem Toni die Hand: „Komm Toni; wir tanzen!“ Und sie kannte es wirklich. Sie kam so rasch in den richtigen Schwung, daß der Toni sie gar nicht mehr aus dem Arme ließ. Wohl die ganze Nacht hätten sie so mitsammen fortgetanzt, schweigend, ohne ein anderes Gefühl als jenes, jetzt zusammen in einem Lande zu sein, das heller war und schöner als die Heimat, und es war ein Jubel in ihnen, den sie nicht begriffen.

Der Kohlbauer rief die Tresl. Er wollte gehen. „Bleib noch da!“ raunte ihr der Toni zu. „Wir tanzen weiter.“ Aber die Tresl löste sich aus seinem Arm. „Was

fällt dir ein, Toni! Wenn der Vater sagt: „Es ist genug“ — dann ist es genug.“ Und sie ging weg.

Seither mußte sie manchmal an den Toni denken, und wenn sie an seinem Hause vorüberging, erinnerte sie sich an den Tanz. Jedesmal.

Hinter der großen Brücke, von der man so weit sah, die Sulm hinab und hinan, zwischen hopfenumsponnenen Erlenbüschen durch, bis zu dem warmen, dunklen Hintergrund des Hochwaldes: hinter dieser Brücke liefen mehrere Wege zusammen. Auf jenem, der im weiteren Verlaufe bergzu führte, schritt die Tresl dahin. Erst zwischen großen Feldern, auf denen die hellgrünen, steifen Maisblätter leis rauschend aneinander knisterten, zwischen Weinhecken hin, zwischen weiten kleebestandenen Ebenen und dann höhenwärts, über weiche, üppige Wiesen, unter Bäumen, deren fruchtschwere Aeste sich bis zur Erde senkten, und immer empor wanderte sie, durch einen Wald und wieder über Wiesen und dann kamen die Grenzsteine des väterlichen Besitzes und sie schritt zwischen Feldern, die ihr Eigen waren; sie kam an der Kapelle vorüber, die zum Hofe gehörte, die sie zu allen Festtagen mit frischen Kränzen aus Buchsbaum und Blumen schmückte und von wo man hinab sah in das Land und hinunterblickte zum Bergwerke, woher manchmal das Dröhnen der fallenden Kohlenstücke herauftönte, von wo das Rasseln der Kohlenhunde vernehmbar war. Von der Kapelle sah man weit über das Werk hin, in die Ferne, bis zu den Bergzügen, die weit drüben blau herüberschimmerten. Wenige Schritte von der Kapelle erhob sich der Kohlbauerhof: das Wohnhaus, die Weinpresse, die Ställe und alle Nebengebäude; groß standen sie da, reich und gediegen.

Als die ersten Nachmittagsstunden goldig über das Anwesen leuchteten, trat die Tresl aus dem Hause. Sie hatte ihren Sonntagsstaat abgelegt und das Blaudruckzeug, das sie trug, stand im Vereine mit dem frischen Weiß ihrer Leinwandärmeln gut und schmuck zu ihrer gesunden Gesichtsfarbe. Sie hatte jetzt kein Kopftuch und die

Sonne konnte ungehindert ihre Fünkchen und Blitze aus dem krausen Haare herauszaubern.

Es war sehr still auf dem Hofe. Die Brüder der Tresl waren fortgegangen; wohin, das wußte die Tresl nicht. Die Knechte und Mägde waren auch fort; hatten ihren Sonntagsausgang; nur die alte Mirzl saß auf der Stiege, die in den Hof hinab führte, und schnitt Rüben.

Der kleine, schwarze Schipsel mit den gelben Flecken bei der Schnauze und den glänzenden, klugen Augen sprang um die Tresl herum. Sie warf einen Stein, rief: „Such's Apportl!“ und ging weiter und der Hund brachte ihr folgsam den Stein und sie warf ihn wieder und so kam sie höher und höher auf ihrem Grundstücke, bis zu dem Zaun, der aus schiefgestellten Stangen gefügt, das Besitztum des Kohlbauern abschloß. Jenseits des Zaunes hub der Wald an. Er gehörte schon dem Sonnegghofer. Die Zauntüre war offen. Die Tresl warf sie mit heftiger Gebärde zu. Wenn sie offen blieb, dann konnte das Vieh der beiden Bauern ungehindert hin und wider gehen und das gehörte sich nicht. Ein Zorn stieg in dem Mädel auf. Das Gatterntor hatte sicher der alte Sonnegger offen gelassen! Der glaubte auch, er könne alles tun, was ihm paßte; der hochmütige Mensch der! Sie stemmte sich mit den Ellbogen an den Zaun und blickte finster vor sich hin. Was hatte überhaupt der alte Sonnegger mit ihrem Vater so Wichtiges zu besprechen? Der alte Hoffart sollte droben bleiben auf seinem stolzen Hofe und die anderen Leute in Ruhe lassen. Sie blickte in den Wald hinein und hatte einen Groll in sich und wußte keinen Grund dafür. Der Wald sandte ihr sein grünes Dämmern entgegen. Es rauschte leise in den Kronen der Kiefern und Tannen; die zarten, hellen Zweige der Lärchen schwankten im Winde hin und her; wie stachelige Aepfel glänzten die frischgrünen Hüllen der Früchte aus den Blattfächern der Edelkastanien und die hohen Farnkräuter bewegten sich kaum merklich über den Felsstücken und Moosen, darüber hin es huschte, schwirrte, summte, an Vöglein,

Schmetterlingen und Käfern und ein gar munter Treiben war, zu dem die prächtigen Scharlachpilze und manch anderes Schwammköpflein wetteiferten mit den Blumen, Leuchten zu geben und Buntheit.

Die Tresl sah hinein in die Walddämmerung; immer, immer hinein und es überkam sie ein Sinnen und ein Träumen und es ward so licht in ihrer Seele und so weich in ihrem Herzen. Sie vergaß den Groll; sie dachte nicht mehr an den Sonnegghofer; sie dachte auch nicht an den Vater; sie dachte gar nichts. Es war ihr so seltsam zu Mute, so ähnlich, wie damals, als der Schuster Toni mit ihr getanzt hatte, nur viel schöner, viel heller. Sie wußte nicht, was es war, aber es kam ihr vor, als ob etwas in ihr wach werden wolle, auftäte die Augen in ihrer Seele und hinausverlange in das Sonnenleuchten.

Wohin die Tresl in den nächsten Tagen auch ging, das wundersame Leuchten in ihrer Seele umstrahlte sie. Es war so licht in ihr, daß dieses Licht aus ihr hervorbrach und den anderen fühlbar wurde. Der Kohlbauer sah ihr manchmal verwundert nach, wenn sie leicht und aufrecht einherschritt und wenn sie vor sich hin sang, nicht nur fröhlich und frisch wie sonst, sondern mit einem neuen Klange, der den Kohlbauern traf — so seltsam traf. Ihm wurde fast beklommen bei diesem Klange. Sogar der Schipsel drängte sich mehr an die Tresl heran, als wolle auch er sein Anteil haben an dem Schatze, der so reich aus ihrer Seele hervorquoll. Der Tresl war es immer, als müsse etwas kommen, als sei sie in einem Traume und müsse wach werden und es werde dann etwas anders sein, als es bisher war. Die Woche war schon wieder herum; die Knechte und Mägde sprachen schon wieder vom nächsten Sonntage und freuten sich auf die Feierstunden.

Die Sommertage waren alt und überall gab es viel Arbeit. Auf den Aeckern bückten sich die Leute über die Scholle und halfen dem Erdsegen, sich zu entfalten. Von Nachbar zu Nachbar hörte man das Klirren der Hauen und Schaufeln, von den Wiesen her klangen die Sensen und aus den lebensfrohen Kehlen stiegen Juchzer empor.

Droben beim Sonnegghof stand der alte Bauer in der Türe seines Wohnhauses. Von allen Seiten her hörte er seine Dienstleute arbeiten; er sah aber niemand, denn die einen werkten hinter dem Stall, die anderen drüben auf der Bergwiese, von wo aus der Blick hinüberschweifen konnte zu den dunklen Hängen des Posruck. Bei dem

oberen Rande selbiger Wiese stand seit undenklichen Zeiten eine kleine, baufällige Kapelle. Vor diese Kapelle hatte der Sonnegghofer eine Bank gezimmert, mit der Aussicht nach dem Posruck hin. Ganz allein hatte er die Bank hingestellt und er nannte sie: „seine Bank". Der ernste Bergzug, den er von dem Platze aus überschauen konnte, hatte einen besonderen Reiz für ihn. Als habe der Herrgott mit einer einzigen knappen Handbewegung diese Gebirgskette über die Erde gelegt, so schlicht und großlinig lag sie da; es war nichts Zerrissenes in ihr und nichts Unfertiges, und das gefiel dem Sonnegghofer. Der Berg war fertig, wie die Arbeit am Sonnabend, oder wie der Sonnegghof. Was getan war, war so getan, daß es keinen Makel hatte; es gab wohl ein Weiterschaffen, aber kein Flicken und Ausbessern. Daß der Sonnegghofer, wenn er in seinen Mußestunden von der Bank aus ins Land hineinträumte, der kleinen Kapelle dabei den Rücken kehrte, das kümmerte ihn wenig. Der Herrgott auf dem vergilbten Bilde, dem er so den Ausblick versperrte, der Herrgott war viel zu klug dazu, als daß er sich hätte darüber aufgehalten, wenn sich jemand an einer besonders schönen Stelle über die Gestalt der Welt freute. Des Sonneggers Gott, das war ein stolzer, großer Herrscher, den konnte keiner in eine wetterschiefe Kapelle einsperren, mochten sich auch zehn Sonneggbauern vor die vergitterte Oeffnung stellen. Hatte sich auch nie jemand getraut, etwas gegen des Bauern Lieblingsplatz zu sagen. Nur die Burgl nahm immer ihren roten Mund voll und blitzte ihn mit ihren kohlschwarzen Augen bös an, wenn er sich auf seiner Bank niederließ. Sie behauptete, dem Herrgott, der da vom Grabe auferstanden, in goldener Wolke zum Himmel flog, sei die Kapelle extra gebaut worden, damit er aus seiner goldenen Wolke Gold könne schütten und Glück über die Erde und niemand, auch kein Großbauer, habe das Recht, ihm den Rücken zu kehren und eine Bank aufzustellen, so nahe an der Kapelle, daß sich jetzt kein ehrlicher Christenmensch könne rechtschaffen niederknien davor und anflehen, den Spender aller Gaben, um Erfüllung stiller Herzenswünsche.

So oft der Sonnegghofer die Kapelle ansah, fiel ihm die Burgl ein. Sie war noch gar nicht so lange in seinen Diensten; im letzten Jänner war es erst ein Jahr, aber vom Großknechte angefangen bis herab zur Stalldirne folgten ihr alle. Sie hatte so eine gebietende Art und war so rasch dabei, die anderen beim Bauern zu verklagen, daß sich alle vor ihr fürchteten. Der Bauer tat zwar nur nach seinem eigenen Willen und ließ sich nichts vorschreiben, aber die Burgl verrichtete ihre Arbeit mit stolzer Sicherheit und ihr Wort hatte Gewicht, weil sie einen sicheren Blick besaß für alles, was notwendig war bei der großen Wirtschaft.

Der Bauer hörte von seiner Haustüre aus die Leute reden und der Burgl Stimme klang hell und scharf vor. „Sakrisches Weibsbild, das", murmelte der Bauer vor sich hin. „So jung noch und schon so hantig."

Die Sonne stach heiß herab. „Haben einen harten Tag heute, die Leute", dachte er und schritt in das Haus. Er öffnete die Türe in die große Stube. Dämmerig war es drinnen und kühl. Durch die vielen, kleinen Fenster, unter denen hin sich an zwei Wänden die lange Wandbank zog, kam das Licht nur in dünnen Streifchen herein, namentlich dort, wo sich an das Gitterwerk der Fenster draußen die breiten, frischgrünen Weinblätter legten. Die Trauben waren schon groß und kernig; der Bauer schmunzelte, wenn er an die Ernte dachte. In der Nähe des großen Backofens, dicht an der Türe, die in den Nebenraum führte, hingen einige große Schlüssel. Der Sonnegghofer faßte mit seiner bedächtigen Ruhe nach einem dieser Schlüssel und tat dann einen Schritt seitwärts zu der Ofenbank. Allerlei Hausrat lag und stand ordentlich aneinandergeschoben, darauf, auch eine Reihe irdener und gläserner Krüge. Der Bauer überblickte prüfend die Krüge und griff dann nach einem, der grün glasiert war und ziemlich groß. Er hob ihn aus der Reihe heraus und drehte ihn

in der Hand hin und her. Mitten in der Stube blieb er stehen, den Krug in der Hand. Die offene Türe zur Nachbarstube, wo sein Lager stand und die ihm ganz persönlich gehörte; der große Tisch in der Ecke, mit den Bänken ringsum; das Hausgerät beim Ofen; der Herrgottswinkel drüben, zwischen den Fenstern; der Wandschrank, dessen Türe fest versperrt war und zu dem der Bauer den Schlüssel immer bei sich trug; der Josefskalender, in dem der Bauer manchmal las und in dem seine wenigen, schriftlichen Aufzeichnungen standen: das alles, das war so lebendig um ihn herum; es redete eine Sprache, die nur er verstand. Das alles war sein Eigen und was er durch die Fenster sah: die Wiesen, die Aecker, die Bäume, die Früchte, das Vieh: alles gehörte ihm. Hier war er geboren; hier war er aufgewachsen; hier war er mit seinem gleichmäßigen Schritte, der es niemals eilig hatte, durch das Leben gegangen, und wenn es einmal aufhören soll, dieses Leben: dann wird dies wahrscheinlich in einer von den beiden Stuben geschehen.

Aber es wird wohl noch eine Zeit dauern bis dahin. Der Sonneggbauer fühlte noch das Leben durch die Adern rollen.

Er streckte sich ein wenig in die Höhe und sein Gesicht überhuschte etwas, das sah aus wie ein heimliches Lachen.

Neben dem Fenster stack in einer hervorstehenden Holzröhre ein Spund. Das war eine Wasserleitung. Der Sonneggbauer öffnete den Spund, ließ Wasser in seinen Krug und goß es dann in einen daneben stehenden Eimer. Dann verließ er die Stube. Der schmale Gang, der das Haus der Breite nach in zwei gleich große Teile schied, war kühl, infolge der alten Felstafeln, die, nicht gerade peinlich genau aneinander gefügt, den Boden bildeten. Eine Leiterstiege führte auf den Dachboden hinauf. Die Falltüre droben war geschlossen: war also niemand droben. Auch in der Küche und in der großen

Gesindestube auf der anderen Hausseite, der Bauernstube gerade gegenüber, war kein Laut zu vernehmen. Am Abend kamen dort die Mägde zusammen; denn es war ihr Schlafraum — jetzt hörte man von dort her nur die alte Uhr mit den schweren Eichengewichten an den blankgenutzten Ketten langsam ihre Minuten ticken. In diesem Hause ging nichts auf eiligen Sohlen. Es schien, als wolle sich die Zeit hier Zeit lassen und als vergäße sie zuweilen, ihre Stunden mit sich zu nehmen. Die Vergangenheit redete aus allen Winkeln dieses fest gefügten Baues; um die großen, bunt bemalten Schreine, die im Hausflur nebeneinander standen, wehte der Hauch längst entschwundener Tage um alle die Rosen und Herzen und Sterne, die ein wandernder Handwerksmann irgend einmal auf den blaugestrichenen Untergrund gemalt hatte. Neben einem dieser Schreine, unter die zum Dachboden hinanführende Leitertreppe hineingerückt, stand die mächtige Wiege, in der seit Ursprung des Hofes alle Sonnegger und Sonneggerinnen ihre früheste Lebenszeit verschlummert hatten. Jetzt lag allerlei darin, was man sonst nirgend im Hause herumliegen lassen wollte; aus dem Hause geschafft durfte die Wiege nicht werden. „Gehört zum Haus“, hatte der Sonnegger gesagt: „wär eine schöne Schand, wenn in dem großen Haus kein Winkel wär übrig dafür.“

Aus dem stillen Wohnhause trat der Sonneggbauer in den Hof hinaus. Es war in den ersten Nachmittagsstunden und die Beschläge an den Wagen und an den Geschirren der Zugtiere glänzten hell im Sonnenlichte. Alles leuchtete: die alten Wände der Wirtschaftsgebäude, die Balken, die sich mehrfach, einer über den anderen vorspringend, übereinander legten, in die eine schmuckfrohe Hand mit heißem Eisen Kreise und Sterne eingebrannt hatte und die das weit ausladende Dach trugen. Von der Stalltüre her schimmerte etwas Weißes; das waren mit Kreide geschriebene Buchstaben: „C. M. B.“, das hieß: „Kaspar, Melchior und Baltheiser“ und über

jedem Buchstaben stand ein kleines Kreuz, womit der Hof dem besonderen Schutze der heiligen drei Könige anempfohlen ward. An den vergitterten Fenstern der Ställe, an dem Raume für die Knechte stacken ebenso wie in den Fenstern des Wohnhauses dürre Birkenreiser. Die wenigen trockenen Blätter, die noch an den Stäudlein hingen, flimmerten in der Sonne. Sie waren geweiht, stammten vom letzten Frohnleichnamsfeste her und waren ein wirksamer Schutz gegen Blitzschlag.

Hinter der Tenne hörte man zwei Knechte miteinander lachen; dazwischen klang kräftiges Hämmern auf Holz und Eisen. Der Sonnegghofer nickte. Er wußte, daß die beiden ein Wagenrad ausbesserten. Schnatternd liefen einige Enten über den Hof und auf dem breit angelegten Misthaufen scharrten die Hühner. Ein Rechen lag über den Weg geworfen. Der Sonnegghofer runzelte die Stirne und sah sich um. „Der Susi muß ich's sagen", brummte er, hob den Rechen auf und lehnte ihn an die Wand der Tenne. Neben der Tenne führten einige Stufen zum Weinkeller. Der Keller hatte kein Dach und keinen Holzbau, sondern er war in die Erde hineingegraben, mit Rasen überdeckt und hatte eine schwere, eiserne Türe. Es knarrte laut, als der Sonnegger den Schlüssel in dem Schlosse drehte.

Drinnen war es beinahe eiskalt. Der Bauer lehnte die Türe etwas zu, damit nicht zu viel Sommerluft hereingerate und wandte sich einem Fasse zu. Die Fässer ruhten breit und tüchtig auf den mächtigen Eichenbalken; jedes der Fässer hatte des Sonneggers Buchstaben oder dem Spundloche in das Holz eingebrannt und sie gaben einen dumpfen Ton, da der Bauer mit geübtem Finger an die Dauben schlug. Er nickte wieder vor sich hin und abermals huschte über sein festes Gesicht jenes Lachen, das kaum jemand an ihm kannte.

Er füllte seinen Krug, sperrte den Keller ab und ging mit dem festen, schweren Schritte, der ihm eigen

war, um das Wohnhaus herum, zwischen den Obstbäumen durch, bis in die Nähe der Kapelle.

Die Leute auf dem Acker sahen ihn kommen. Der Seppl stieß mit dem Ellbogen den Anton an. „Du, da schau hin! Der Bauer!" Der Anton reckte sich hoch und wischte mit dem Unterarm über die nasse Stirne, dann fuhr er sich noch mit dem Handrücken über den Mund, bückte sich dann wieder und tat, als habe er den Bauer nicht bemerkt und arbeitete weiter.

Die Burgl, deren Augen überall herumflogen, hatte das beobachtet und auch den Bauer gesehen. Auch sie tat, als wisse sie nichts von des Sonneggers Kommen. Die blonde Nanni, die neben ihr arbeitete und die so eine hohe, leise Stimme hatte, hielt plötzlich mit der Arbeit inne. „Burgl! Der Bauer bringt den Krug! Ich hätt' wohl auch einen Durst." Die Burgl stemmte ihren kräftigen Arm auf den Stiel der Haue: „Bauer! Grad recht tut ihr kommen! Wir Weiberleut, wir hätten schon schier nimmer weiter können bei der schweren Hitz." Ihre Stimme flog keck zu ihm hinauf und ihre kohlschwarzen Augen blitzten, daß man nie wußte, ob der Haß aus ihnen funkelte oder der Zorn, oder die Lieb, oder eine Forderung. „Hat den Teufel im Leib, das Weibsbild", dachte der Sonneggbauer und ging über den Acker herab. Sein Auge forschte darüber hin, was geleistet worden war, dann reichte er dem Anton den Krug. „Trinkts alle mitsammen!" sagte er: „Laßts die Weiberleut auch trinken." Er drehte sich wieder um, sein Blick glitt noch einmal über alles um ihn herum, ruhig, nichts übersehend; dann ging er weg. Der Seppl sah ihm nach, nahm dann dem Anton den Krug aus der Hand und sagte: „G'sund!" Sein Zug war tief. Von drunten weiter kamen Knechte und Mägde herauf: „Laß für uns was drin!" rief einer. Die Burgl riß dem Seppl den Krug aus der Hand und preßte ihre roten Lippen an den Rand. Ihre geschmeidige Gestalt bog sich nach rückwärts, wie sie das Getränk in sich sog. Der Anton stemmte die

Arme in die Hüften und wies mit dem Daumen über die Achsel nach der Burgl hin. Der Franz kam von drunten herauf gelaufen, faßte die Burgl um die Mitte und drückte ihr ein schallendes Bussel auf die Wange. Gleich darauf schallte es noch einmal: das war der Burgl ihre Hand, die den Franz auf die Wange traf. Die Männer brüllten auf vor Lachen; die Weiber klatschten in die Hände; der Krug war plötzlich leer. Die blonde Nanni hob ihn hoch; ihr Gesicht war lang und traurig. Da lachten die Weiber wieder, weil auch von den anderen keine einen Trunk erhascht hatte.

Der Sonnegghofer hatte inzwischen wieder das Haus und die Stube betreten. Er öffnete noch einmal die Türe und sah in den Gang hinaus, dann durchschritt er den Raum und ging in die Nebenstube. Auch diese Stube war groß und auch hier floß das Licht gleichsam in mehreren kleinen Bündeln durch kleine, vergitterte Fenster. Es war die Schlafstube des Bauern. Sein Lager stand wuchtig in der Ecke neben einem mächtigen, bemalten Schrank. Unter zwei der kleinen Fenster, die in den Hof hinaus zeigten, ruhte fest und breit eine Truhe. Darüber, zwischen diesen beiden Fenstern, hing ein Spiegel. Einen Tisch gab es in dem Raume, einige Sessel und eine Bank. Backofen war hier keiner, nur ein kleiner Herd, auf dessen kalter Platte allerlei Dinge lagen. Wie nebenan führte auch aus dieser Stube eine Tür in den Hausflur hinaus. Die Türe war versperrt. Der Bauer liebte es nicht, daß ihm die Leute hier herein kamen. „Haben nichts zu suchen drin!“ sagte er und hing an die geschlossene Türe sein Gewand und seine Hüte. Auch hier fehlte an der Wand nicht das Kruzifix und von dem dunklen Deckengebälke herab schwankte auf bunten Bändern eine Krone aus Feldfrüchten. Das stammte von der letzten Ernte. Die geschickte Hand der Burgl hatte das kleine Kunstwerk geschaffen.

Der Sonneggbauer trat an das eine Hoffenster und schaute hinaus, dann ging er zu einem jener Fenster,

die auf die Wiese und den Wald hinblicken ließen und dann kam er wieder zurück zu den Hoffenstern und zog die roten, geblumten Vorhänge vor. Hinter dem Vorhange spähte er noch einmal hinaus und nickte dann vor sich hin: „Kein Mensch da! Niemand da! Recht so! Braucht's niemand zu wissen!“ Dann geschah etwas Ungewöhnliches. Der alte Bauer prüfte das Gewand, das an dem Türnagel hing, wählte dieses und jenes und dann kleidete er sich um, rasch, und dazwischen lugte er immer heimlich hinter dem Vorhang in den Hof hinaus. Das Gewand stand ihm gut; es war sein bestes, das, in welchem er zur Kirche ging. Ordentlich schmuck sah er darin aus. Er nahm den Sonntagshut und rückte ihn vor dem Spiegel auf dem Kopfe zurecht. Das Halstuch aus gediegener Seide wollte gar nicht nach seinem Willen sein; er zog daran hin und her, daß er ganz rot ward im Gesichte vor Eifer. In der Ecke stand sein bester Stock. Er besah ihn prüfend und strich mit der Hand über das glatte Holz hin. Dann kniete er vor der Truhe nieder. Als er den schweren Deckel öffnete, stieg eine dumpfe Luft daraus auf. Die Truhe war bis an den Rand angefüllt. Alte Dinge lagen darin; die Hände waren lange nicht mehr, die all' das geschaffen und hineingeordnet hatten, was da vom lebendigen Leben abgeschlossen ruhte wie in einem Sarge. Des Sonneggers Großmutter hatte die Truhe als Brautschatz mit heraufgebracht auf den Hof. Ein kunstfertiger Schreiner in ihrer Heimatsgemeinde hatte sie gearbeitet und sie war nicht wenig bestaunt worden, als man sie hergestellt hatte unter die beiden Fenster, her, wo sie noch heute stand. Des Sonneggers Hände griffen hinein in die alten Gewebe und Geräte; noch seit Lebzeiten seiner Mutter kannte er den Inhalt der Truhe. Nach dem Tode der Mutter hatte er selbst den Deckel geöffnet und mancherlei hineingeordnet von dem, was seine Mutter besessen hatte. Aus der einen Ecke zog er einen Rosenkranz hervor. Große, rote Perlen waren daran und dazwischen kleine, gelbe. Das Messingkreuz war angelaufen

und glanzlos. Der Sonnegger ließ rasch die Perlen zwischen seinen Fingern gleiten. „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden!“, murmelte er und hielt das Kreuzlein an seine Lippen. Er legte den Rosenkranz wieder in die Truhe. Ein kleines Päckchen nahm er heraus. Es war in Papier gewickelt. Er öffnete es. Ein schwerer, silberner Frauenring mit einem hellen, blauen Steine lag auf seiner Hand. Seine Mutter hatte den Ring getragen. Er warf das Papier in die Truhe und steckte den Ring in seine Rocktasche. Er schloß den Deckel. Noch einmal lugte er durch das Fenster, dann zog er die Vorhänge wieder zurück und verließ die Stube.

Er trat aus dem Hause. Sein Gesicht war feierlich und seine Hand stützte sich etwas schwer auf den Stock. Er ging um das ganze Haus herum, zwischen den Obstbäumen durch, immer mit heimlichen Blicken nach rechts und links. Von fernher klang das Reden und Arbeiten seiner Leute. Niemand bemerkte sein Fortgehen. Er war im Walde. Der Weg führte steil bergab. Felsgebröckel und lange, glatte Baumwurzeln erschwerten das Gehen. Durch die Baumstämme her klangen Kuhglocken und schimmerte es weiß und braun von der Matte herüber. Die Stücke an Vieh, die im Hause gebraucht und darum nicht mit auf die Alm hinaufgetrieben worden waren, grasten dort; der Halterbub stand mit nackten, gespreizten Beinen zwischen seinen Schützlingen. Er hatte den weichen, zerwitterten, durchlöcherten Filzhut in das Genick geschoben und riß mit beiden Händen seine Peitsche hin und wider, daß das Klatschen und das Echo eine gar lustige Zwiesprach hielten. Der braune Brandl, mit den klugen Augen spitzte die Ohren; fröhlich bellte er auf. Im Walde hatte er den Herrn bemerkt. Der Sonnegger kümmerte sich nicht um den Hund und sah nicht nach seinem Vieh. Das freute den Halterbuben. Der Bub war gewöhnt, daß der Bauer sonst herankam und nicht immer mit dem Treiben des Jungen einverstanden war. Da er sah, daß der Bauer ruhig seines Weges schritt, schwang er sich vor Vergnügen

auf seine Hände, dann wieder auf die Füße und wieder auf die Hände, daß seine Purzelbäume wie ein tolles Rad ein Stück die Wiese hinab rollten und Peitsche und Hut weit wegflogen. Dann blieb er sitzen, breitete die Arme auseinander und tat einen Juchzer, daß der Brandl laut bellend an ihm in die Höhe fuhr.

Der Sonnegger hatte das Viehgattern erreicht und betrat den Kohlbauer-Grund. Alles war bei der Feldarbeit, nur dem Hause zu ging die Tresl und trug auf dem Kopfe einen großen Korb voll rotwangiger Sommeräpfel. Ihr treuer Begleiter, der Schipsel, umsprang sie und kam schnuppernd heran, als sie den Korb vom Kopfe herab hob und auf die Erde setzte. Dicht bei den zwei Stufen, die in das Haus führten, war in einiger Entfernung von der Hauswand ein Brett mit der schmalen Langseite in die Erde gestemmt und durch ein Querbrett mit der Wand verbunden, daß das Ganze mit Wand und Stufe zusammen eine Art Behälter bildete. Da hinein schüttete die Tresl ihre Aepfel. Der Schipsel saß neben ihr, wedelte mit dem buschigen Schwanze und sah ihr aufmerksam zu. Der Sonneggbauer trat an das Mädel heran und rückte an seinem Hute. Er griff nach ihrer Hand: „Grüß Gott Tresl! Ist der Vater daheim?“ Die Tresl sah den Alten erstaunt an und zog ihre Hand aus der seinen. Was hatte denn der Alte sein Sonntagsgewand angelegt, mitten in der Woche, wo jeder rechtschaffene Mensch zu arbeiten hatte? War doch sonst keiner von den Faulen, der Sonneggbauer! Der Bauer kam ihr so komisch vor, daß sie lachen mußte! Ihre weißen, kräftigen Zähne blitzten ihm entgegen und ihr schweres Haar hatte sich bei dem Tragen des Korbes etwas gelockert, daß es kraus und ungebärdig ihr Gesicht umflimmerte. Der Sonnegger nickte ihr freundlich zu: „Saubre Zahnderln hast, Dirndl!“ lobte er. „Wo ist der Vater?“ wiederholte er seine Frage. „Im Haus drinnen!“ sagte die Tresl und dann stemmte sie beide Arme in die Hüften und lachte. Der Schipsel lief dicht zum Sonnegger hinzu, schien ihn zu erkennen, wandte

sich um und kam zur Tresl zurück. Der Sonnegger drehte sich noch einmal nach dem Mädel um, das dastand in ihrer gesunden, frischen Jugend und ihm nachsah mit Augen, aus denen es neckte und lachte und strahlte, wie aus tausend Seligkeiten.

Als der Bauer hinter der Haustüre verschwunden war, griff die Tresl nach einem der rotwangigen Aepfel und schleuderte ihn in die Luft, daß er weit über die Wiese flog. „Schipsel! Suchs Apportl!“ rief sie. Der Hund rannte in weiten Sprüngen dem Apfel nach. Die Tresl kniete neben dem leeren Korbe nieder und begann, mit beiden Händen, die Aepfel in dem Behälter zu durchwühlen. Sie suchte große und kleine auseinander, dann gute und angeschlagene und dann helle und dunkle und dann mischte sie die eben auseinander geklaubten wieder durcheinander und dann kam der Schipsel wieder, meinte, sie spiele mit ihm und sprang mitten in die Aepfel hinein. Sie packte den kleinen Hund und warf ihn mit flinken Händen neben sich auf die Wiese. Das machte dem Schipsel Spaß und er sprang wieder hinein. Das Spiel wiederholte sich einigemale, bis es der Tresl ganz heiß ward bei dem Dummheiten-Treiben mit ihrem vierbeinigen Kameraden, und sie merkte erst jetzt, daß sie die Aepfel weder geordnet, noch geteilt hatte. Sie setzte sich in das Gras und der Schipsel sprang auf ihre Schürze. Sie mußte wieder lachen. Was dieser Sonnegger komisch war! Es fiel ihr ein: wenn jetzt der Schuster Toni da wäre, da hätten sie mitsammen etwas zum lachen gehabt. Warum sie eigentlich so oft an ihn dachte, an den Schuster Toni? Sie hätte sich doch die Schuhe bei ihm kaufen können! Es war dumm von ihr und einmal brauchte sie ja doch wieder neue und der Toni hatte gesagt, sie täten ihr passen. In paar Tagen war Sonntag. Ja, ja, so wird sie es machen! Sie wird hinuntergehen in den Markt und dann nach der Kirche wird sie sich die Schuhe anschauen. Vielleicht — daß sie sie doch kauft!

Sie stand auf und nahm ihren leeren Korb. Drüben lagen noch eine Menge Aepfel; die mußte sie hertragen. „Tresl!“ rief es. Der Vater stand in der Haustüre. „Tresl!“ rief er noch einmal: „Komm in die Stube!“ Der Korb sank ihr aus der Hand und es war, als ob sich etwas in ihr hebe und sich an ihr Herz klemme, daß es ihr eng ward in der Brust und ängstlich. Hinter dem Vater ging sie die wenigen Schritte bis zur Stubentür und da war die Angst auch schon wieder verflogen und sie war neugierig, was denn los sei.

Bei dem Tische in der Ecke saß auf einem der Sessel der Sonnegghofer. Bei ihrem Eintritte erhob er sich. Der Kohlbauer nahm die Tochter bei der Hand und führte sie bis an den Tisch. „Alsdann Tresl“, sagte er, „weils so weit ist und weil du's ja doch zuerst wissen mußt; also kurz und gut, der Sonneggbauer hat um dich angehalten und ich mein, du wirst nicht „nein“ sagen.“ Nun trat auch der Sonnegger dicht an sie heran und nahm ihre andere Hand. Seine hohe Gestalt beugte sich über sie. „Bist wohl einverstanden Dirndl, gelt? Wirst es nicht schlecht haben auf dem Sonnegghof. Brauchst nicht viel reden! Hat schon alles seine Richtigkeit und der Pfarrer soll uns nur gleich von der Kanzel herunter werfen, daß es nimmer lang her geht bis zur Hochzeit.“ Wieder sprach der Vater: „Den Brautschatz hast beisammen. Leinwand und Kleiderzeug und was sonst für die Wirtschaft brauchst, dafür hat schon deine selige Mutter gesorgt, wie du noch ein Kind warst; weißt ja selbst, was alles da ist. Brauchst dich nicht auslachen lassen. Und auf die Silbermünzen mußt auch nicht erst warten; bist dem Kohlbauern sein Kind!“ Er lachte auf; es klang stolz, und wohlmeinend schlug er dem Sonnegger auf die Schulter. Die Tresl stand da, machte große Augen und begriff nicht, was die Männer von ihr wollten. Plötzlich kam es ihr so vor, als stünde sie nicht in der Stube, sondern draußen, vor dem Blumenbeet, das sich an der Schmalseite des Hauses hinzog. Da

sah sie die Blumen blühen; rot und blau und gelb und weiß und mitten drin blühte ein wunderschönes Röslein, das sah genau so aus, wie die roten Röslein, die am Hause des Schuster Toni bis zum Dache hinan kletterten. Der Toni hatte ihr einmal so ein Röslein geschenkt; beim Kirchgang. Daheim hatte sie es an das Bild von der Maria mit den sieben Schmerzen gesteckt. Das Bild hing in der Stube. Es war dunkel und man konnte kaum mehr die Farben daran unterscheiden; aber das ewige Lichtlein brannte immer davor und das Röslein steckte noch immer im Rahmen. Freilich war es jetzt schon welk.

Es war der Tresl, als sähe sie eben so ein Röslein draußen blühen und leuchten und da kam auf einmal jemand und der hatte des Weges nicht acht und trat auf das Röslein — gerade auf das schöne, rote Röslein. „Paßts auf, auf meine Blümeln!“ rief die Tresl ganz laut. Beide Männer lachten. „Kannst sie dir ja mit hinaufnehmen, deine Blumen,“ sagte der Kohlbauer. „Freilich, freilich“, bestätigte der Sonnegghofer, „nimm sie dir nur mit, deine Blumen. Die Sonneggbäurin hat alleweil noch so viel Zeit übrig, daß sie kann ihre Freud haben. Bring sie nur mit, deine Blumen.“ „Ja“, sagte die Tresl und eigentlich wußte sie gar nicht recht, wovon die beiden gesprochen hatten. Der Sonnegghofer fuhr mit der Hand in seine Tasche und holte den Ring heraus. Er steckte ihn der Tresl an den Finger. „So Tresl“, sagte er, „das ist jetzt der deinige. Hat ihn meine selige Mutter getragen, bis zu der Stunde, da sie ist verschieden aus dieser Welt. Brauchst dich nicht schämen seinetwegen; ist einer Sonnegghoferin wert. Ist ein gutes Stück . . . Greifts ihn an, Kohlbauer! Schwer ist er!“ Der Kohlbauer prüfte den Ring an der Tochter Hand und nickte. „Wohl, wohl!“ sagte er: „Ist schon schön! Tresl was sagst denn dazu? Sagst denn gar nichts?“ Da schlug die Tresl die Augen nieder und sagte: „Danke“. „Ist nicht nötig; mußt nicht danken, Tresl“ sprach der Sonnegghofer und klopfte ihr liebkosend auf die Wange. Der Kohlbauer lächelte: „Ja, ja! So ist die Sache! Also jetzt setzts euch, Sonnegghofer, und du Tresl, geh in den Keller und hol einen guten.“ Das war der Tresl recht. Rasch suchte sie den Krug und ging mit flinken Schritten in den Keller. Der lag gegenüber dem Haustore unterhalb der Weinpresse. Sie suchte im Keller das Faß, darin sie den besten Tropfen wußte, füllte den Krug und kam sich vor, als wenn sie plötzlich unter der Arbeit eingeschlafen wäre und jetzt träume. Mit dem Kruge in der Hand betrat sie wieder die Stube. Die beiden Männer saßen einander gegenüber und sprachen. Die Tresl hörte gerade, wie sie mitsammen abmachten, morgen vormittag gemeinsam zum Notar zu gehen. Die Tresl sollte nur auch gleich mitkommen; sie würden dann am Heimwege beim Pfarrer alles besprechen, damit nicht erst ein langes Hin- und Hergehen wäre. Die Tresl stellte den Krug auf den Tisch, dann holte sie zwei Gläser aus dem Wandschranke und ein großes, unangeschnittenes Hausbrot legte sie vor den Vater. Sie reichte ihm das Messer und machte über dem Brote das Kreuzeszeichen.

Der Kohlbauer schenkte dem Gaste ein und schnitt ihm die erste Schnitte von dem Brote ab; da merkte er erst, daß die Tresl nur zwei Gläser gebracht hatte. „Hol' dir auch eines Tresl“, gebot er: „gehörst doch auch her an den Tisch“. „Wär nicht schlecht“, neckte der Sonneggbauer, „tät sich die zukünftige Bäurin nicht einmal einen Schluck vergönnen“. Die Tresl brachte ein drittes Glas und goß es halb voll. Der Sonnegger nahm selbst den Krug und füllte das Glas der Tresl bis an den Rand, dann zog er das Mädel zu sich heran und zwang es neben sich auf die Bank. Er hob das Glas: „G'sund Tresl! Sollst zufrieden sein! Wollen uns nichts zu leid tun gegenseitig!“ Die Tresl begegnete seinem Glase; das ihrige bebte in ihrer Hand, daß von dem Inhalte auf den Tisch spritzte: „G'sund!“ erwiderte sie leise. Der Sonnegghofer deutete auf den vergossenen Wein: „Weißt,

was das heißt, Tresl?“ schmunzelte er. Die Tresl runzelte die Stirne und schwieg. „Na, na“, lachte der Vater, „tu nur nicht zimperlich! Die Braut darf schon denken dran, daß der Sonnegghof soll in Zukunft einmal wieder einem Sonneggbauern gehören!“ Da lachte auch die Tresl und dann stützte sie den einen Arm auf den Tisch und blickte vor sich hin. Ihr Gesicht sah aus, als ob es um einige Jahre jünger geworden wäre. So hatte sie dreingeschaut, wenn die Lehrerin in der Schule etwas erzählte, wovon sie vorher nie gehört hatte und wofür ihr noch die Auffassung fehlte. Aus ihren Mienen war das frohe Leuchten verschwunden; die Augen hatten den hellen Glanz verloren. Der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Stumpfes. Die Männer merkten das nicht und die Tresl selbst fühlte es auch nicht. Es war überhaupt kein Gedanke in ihr. Sie hörte auch gar nicht zu, was geredet wurde; sie freute sich auf nichts und kränkte sich um nichts. Die Männer redeten allerlei von Vieh und Ernte und einmal legte der Sonnegghofer während des Sprechens den Arm um die Schulter der Tresl und streichelte ihre Wange und ihr Haar. Da mußte die Tresl wieder lachen. So etwas hatte ihr doch noch kein Mensch gemacht. Was nur für ein sonderbarer Brauch war droben auf dem Sonnegghof.

Draußen schlug der Schipfel an. Jemand ging an den Fenstern vorüber, um die Hausecke herum. Die Tresl stand auf; sie wußte selbst nicht, wieso es ihr einfiel, der Schuster Toni könne gekommen sein. Dem mußte sie es doch gleich erzählen, daß der alte Sonnegghofer sagte, sie sei seine Braut. Was der Toni nur für ein Gesicht machen würde! Er wird sicher auch lachen! Komisch war das eigentlich, wenn man auf einmal eine Braut war und der Nachbar in der Stube saß und es hieß, in kurzer Zeit würde man zur eigenen Heimat die Nachbarin sein. Sie mußte heimlich den Kopf schütteln, so unfaßbar war das alles. Sie wolle nachsehen, wer draußen ging, sagte sie und verließ die Stube. Der Sonnegghofer

blickte ihr nach und nickte vergnügt. „Ein sauberes Dirndl; sauberes Dirndl!“ lobte er: „Hab meine Freud an dem Dirndl“. „Könnts sie schon haben, eure Freud“, stimmte der Kohlbauer ein: „Könnts euch schon sehen lassen mit ihr“.

Als die Tresl aus dem Hause trat, sah sie niemand. Dort lagen die Aepfel und daneben der leere Korb. Die Unordnung mißfiel der Tresl. Sie lehnte den Korb an die Wand und hub an, die Aepfel etwas aneinander zu schieben, daß niemand konnte draufstreten im Vorübergehen. Bei der Arbeit wurde ihr ganz munter zu Sinn. Der Schipfel kam um die Hausecke herumgeschossen und jagte einem Spatzen nach. Als er die Tresl bemerkte, ließ er von dem Spatzen und lief zu ihr hin. Sie liebkoste den Hund und da er wieder in die Aepfel hineinspringen wollte, gab sie ihm einen leichten Klaps und hob drohend den Finger. „Wart Burschel! Wart du Unhold! Wirst mir noch einmal da hineinteufeln? Kannst die Aepfel dann selber zusammen klauben.“ Der Hund wedelte mit dem Schwanze und leckte vergnügt mit seiner frischen, roten Zunge. „Ja, ja! Merk dirs!“ drohte die Tresl noch einmal. Bei dem Drohen blitzte etwas an ihrer Hand. Sie sah erstaunt hin — ach! Sie hatte ja einen Ring am Finger! „Schipfel komm her!“ sagte sie leise zu dem Hunde: „Schipfel schau dir den Ring an! Braut bin ich! Ja, ja! Eine Braut! Dem Sonnegghofer seine Braut.“ In diesem Augenblicke bog ein Mann um die Hausecke. „Wo ist der Vater?“ rief er die Tresl an. „Braut bin ich!“ rief ihm die Tresl entgegen. „Dem Sonnegghofer seine Braut.“ Der Mann blieb stehen und wußte nicht, was das heißen solle. „Glaubst dus nicht, Matthias? frag den Vater! Kannst auch den Sonnegghofer selber fragen. Er sitzt noch drin beim Vater!“ „Geh Tresl, was redest dann daher?“ „Meiner Seel Matthias! Wahr ist es! Warum willst es denn nicht glauben? Hast denn noch nie eine Braut gesehen?“ „Nein Tresl, von so einem alten Loter noch keine. Also was ists: wo ist

der Vater? Ich muß ihm sagen, was ich hab ausgerichtet drunten beim Bergwerk, wegen der letzten Holzlieferung." Die Tresl hörte nicht auf den Matthias. „Mein Gott, wann wirst denn begreifen, was ich dir sag! Der Sonnegghofer hat gesagt, ich wär seine Braut und den Ring hat er mir gegeben. Schau her!" Die Tresl war aufgestanden und zum Matthias hingetreten. Er sah den Ring an ihrer Hand und nun mußte er ihr wohl glauben. Er wiegte den Kopf hin und her und sagte leise: „Ist schad! Ist schad!" Dann wandte er sich ab. „Da werd ich wohl jetzt nicht reden können mit dem Vater. Sag ihm: beim Werk brauchen sie noch zehn solche Fuhren; solche, wie die erste war; die zweite war zu klein. Nichts ihm aus Tresl; hast gehört? Und dann: die neue Säge hab ich hineingestellt in den Schupfen. Sie geht gut; ich hab sie schon ausprobiert. Das Geld kann mir der Vater das nächstemal geben. Grüß Gott!"

Er drehte dem Hause den Rücken zu und schritt den Berg hinab.

Der Matthias Grabensteiner war ein Kleinbauer aus dem Tale und ein entfernter Verwandter des Kohlbauern. Er bewirtschaftete seinen ärmlichen Besitz nach besten Kräften. Manchmal wollte es trotz seines Fleißes nicht recht mit den Steuern zusammengehen. Der Boden trug zwar gut, aber der Grund hätte sich noch weit besser ausnützen lassen können. Der Matthias trug wohl manchen diesbezüglichen Plan mit sich herum, aber in solche Verbesserungen hätte müssen Geld hineingesteckt werden; das besaß er nicht. Er haust allein, ohne Knecht oder Magd, auf seinem bescheidenen Anwesen und leistete, was er leisten konnte. Der Kohlbauer schätzte ihn ob seiner Arbeitsamkeit und half ihm bisweilen aus, wenn es mit den baren Mitteln gar nicht mehr zusammenging. Dafür mußte der Matthias dem reichen Verwandten allerlei Dienste erweisen und zur Stelle sein, wenn auf dem Kohlbauerngrund zwei fleißige Hände nötig waren. Der Matthias kam gern und half, wo er konnte. Er war dem

reichen Bauern dankbar; er fügte sich unbedingt dessen Anordnungen.

Die Tresl war um einige Jahre jünger als er. Sie gefiel ihm gut. Manchmal dachte er, daß es hübsch sein müßte, wenn er auch auf einem reichen Grunde säße; wer weiß, ob er nicht die Tresl um etwas wollte fragen ... aber so; man konnte ja gar nicht denken an so etwas. Er hatte überhaupt noch nie an das Heiraten gedacht. Ein armes Mädel hätte nichts gewonnen mit ihm und er nicht mit ihr: manchmal langte es knapp für ihn allein — und an eine reiche Bauerntochter hätte er ja nie können heran kommen.

Nun ging er langsam talzu und mußte an die Tresl denken. „Also den Sonnegghofer wird sie heiraten? Sonderbar! Warum grad den Sonnegghofer? Hätt wohl einen Jungen auch bekommen, die Tresl, mit ihren straffen Geldsäcken. Der Sonneggbauer, der ist halt auch einer, der was drinnen hat im Beutel! Geld zu Geld! Die Tresl wird Sonneggbäurin! So etwas! So etwas!"

Der Markt hatte seine große Neuigkeit. Das ward besprochen, heimlich und laut und das ward weitererzählt, bedauert, belacht . . . Man wußte noch nichts Genaues. Es hieß, daß . . . man hat gehört, daß . . . ja . . . und am nächsten Sonntag soll es schon der Pfarrer verkünden . . . Ob das wohl wahr ist? Man wird ja hören . . . So etwas! Unglaublich! . . .

Am nächsten Sonntage hatten die Kapuziner eine nahezu leere Kirche. In der engen Gasse, durch die man zur Pfarrkirche kam, gingen die Leute in Gruppen und einzeln und auf dem erhöhten Platze um die Kirche, da hinauf ebenso wie zu den Kapuzinern Stufen führten, standen die Menschen herum. Waren nicht nur Bürger aus dem Markte da und Landleute aus der Umgebung; auch die Fremden, die aus den Städten gekommen waren, in dem freundlichen Orte den Sommer zu verleben, auch sie waren mit hineingezogen in das allgemeine Fragen und Sich-Wundern. „Der alte Sonneggshofer? So? Der?" Viele der Fremden kannten ihn von Ausflügen her. „Der alte Mann! Ja, ja, ich kann mich erinnern; er hat einen schönen Kopf mit weißem, gelockten Haar!" „So, so, der! Und sie ist so jung?" „War er Witwer?" „Nicht? Ja wieso denn jetzt plötzlich?"

Die Tresl Kohlbauer kannten die Fremden nicht. Aber von den Burschen aus dem Markte machte hin und wieder einer ein seltsames Gesicht. Der Schuster Toni lachte, daß sein Lachen in dem allgemeinen Flüstern und Reden auffiel. Ueber den Zaun hinein langte er in den Pfarrgarten und riß im Vorübergehen einen Flox ab. Die Mariedl vom Waldegger ging neben ihm her. Er zeigte seit ein paar Tagen so auffallend, wie sie ihm

gefiel, daß manche besonders Spürsinnige schon von einer zweiten Hochzeit munkelten. Der Toni gab der Mariedl das neurote Floxzweiglein; sie steckte es zwischen die Blätter ihres Betbuches, daß sich die Blüten wie eine Krone über den roten Schnitt des Buches breiteten. Das zweierlei Rot nebeneinader schlug sich und sah häßlich aus.

Die Leute stießen einander heimlich an. Nicht weit vom Haupteingange in die Kirche standen zwei alte Bauern und ein blutjunges Mädel. „Da sind sie!" Einer der Stadtherren rückte an seinem Zwicker. „Gar nicht übel, das Mädel! Der Alte hat Geschmack!" Die Kirche hub an, sich zu füllen. Die Tresl und ihre Begleiter hatten keine Eile, hineinzukommen. Wie die meisten Bürger und Großbauern hatten sie ihren Stammplatz. Eine nette, kleine Eisentafel, die ihren Namen trug, besagte, daß dieser Sitz für sie freigehalten werden müsse.

Durch die Umherstehenden drängte sich, bescheiden um Durchlaß bittend, eine kleine Schar Nonnen. Sie kamen von dem nahen Frauenkloster, dem die Mädchenschule zugehörte, herüber.

Die schwarzen Schleier legten sich schlicht über die weißen Stirnbinden, schmiegten sich über dem Kientuche an die Wangen an und stoßen, der Kopfform folgend, in weicher, stiller Linie von dem gesenkten Haupte über die Achseln herab auf das faltenreiche Gewand. An der geknoteten, weißen Schnur um die Mitte hingen Kreuz und Rosenkranz. Tresl sah die Nonnen und erkannte in einer unter ihnen ihre Lehrerin. Sie näherte sich ihr, machte einen tiefen Knix und sagte: „Gelobt sei Jesus Christus" und küßte der Nonne die Hand. „Grüß dich Gott Tresl", sagte die Nonne, „wie geht es dir?" „Danke gut!" erwiderte die Tresl. „Tresl", begann die Nonne nochmals, „wir haben gehört, du wirst dich verehelichen. Du hast es gewollt, nicht wahr?" „Wird schon so sein", sagte die Tresl. „Dann ist es gut Tresl. Bleib nur

immer brav Tresl, und wenn du was auf dem Herzen hast, kannst du anklopfen bei uns. Wird dir aufgetan werden!" „Gelobt sei Jesus Christus!", stammelte die Tresl. Die Nonnen gingen weiter und Tresls Lehrerin neigte das Haupt noch etwas tiefer über die gefalteten Hände.

Als die Tresl wieder dem Haupttore zuschritt, kreuzte der Herr Pfarrer ihren Weg. Er kam vom Pfarrhofe über die Stufen zum Kirchplatz herauf und hatte schon das Chorhemd über der Klerika und das Barett auf dem Kopfe. „Gelobt sei Jesus Christus", sagte die Tresl wieder und küßte dem Herrn Pfarrer die Hand. Er kannte sie; er war ihr Katechet gewesen. „Grüß dich Gott Tresl", sprach er, „es ist gut, daß ich dich sehe. Kannst nach der Kirche zu mir in mein Zimmer kommen; du und der Sonneggbauer. Der Vater braucht nicht mitkommen". „Ja, hochwürdiger Herr Pfarrer", sagte die Tresl. Der Geistliche ging weiter, in die Sakristei hinein. Die meisten Leute waren schon in der Kirche, auch die beiden Bauern standen nicht mehr vor dem Tore.

Tresl trat in das Gotteshaus und begab sich in ihre Bank. Die Frauen machten ihr bereitwillig Platz und sahen sie öfters heimlich von der Seite an. Ueberhaupt war das seltsam, daß sich heute die Leute so oft umwandten. Was es nur zu sehen geben mag, dachte die Tresl; aber sie drehte sich nicht um; sie hatte in der Schule gelernt, daß man in der Kirche die Blicke dem Allerheiligsten entgegen zu richten habe. Nur nach ihrem Vater spähte sie hin. Der saß bewegungslos auf der Männerseite und hielt seinen runden Filzhut zwischen den gefalteten, auf den Stock gestützten Händen. In ähnlicher Stellung, nicht weit von ihm, saß der Sonneggbauer. Der bog einmal den Kopf nach rückwärts, und es war der Tresl, als wenn er herübergeschaut hätte, zu ihr her. Nahe der Kanzel steckte in einem Ständer eine Fahne. Eine schwarze, düstere Fahne. Von dem dunkeln Untergrund hob sich ein Bild ab. Der Tod stand da und hielt in der einen Hand die Sense, in der anderen eine ab-

gelaufene Sanduhr. Darunter stand: „Immer und nimmer; gepeinigt wirst immer". Die Fahne hatte der Tresl schon als Kind Kopfzerbrechen gemacht; sie war ihr unheimlich und sie konnte den Sinn des Spruches nicht fassen. Auf dem Chore hub die Orgel an zu spielen und die Geigen und die Menschenstimmen fielen ein in schönem Zusammenklange. Das reiche, liedfrohe Tal war bekannt wegen seiner guten Kirchenmusik. Heute wirkte auch einer der Ptadtherren mit. Es hieß von ihm, er wolle einmal ein Geigenkünstler werden. Die Tresl mußte immer wieder hinhorchen auf die Geigenklänge. Wie das jauchzend himmelan flog und wie die Töne wieder zurückfielen, wie der Tau, wenn er herabtropft von den Blättern der Bäume. Und es war so schön und es war so gut. Der Tresl kam es vor, als werde sie emporgetragen, in den Himmel hinein. Es fiel ihr ein, ob nicht jemand sie etwas fragen müsse, und sie fühlte, daß sie jetzt, in diesem Augenblicke, eine Antwort geben könne. Aber was müßte das für eine Antwort sein? Und was sollte man sie fragen und wer? Der Herr Katechet? Ach, der konnte sie jetzt um nichts fragen; der stand dort vor dem Hauptaltar und trug das golddurchwirkte Meßgewand über der schimmernd weißen Alba und die brennenden Kerzen umflimmerten sein braunes Haar, daß es aussah, als umstrahle ein Heiligenschein sein Haupt.

Ihre Lehrerin, die Schwester Cölestia? Aber die saß zwischen den anderen Schwestern im geschnitzten Klosterstuhl und in Versunkenheit war ihr stilles Gesicht über die Hände gebeugt. Die dächte jetzt an die Tresl?

„Per omnia saecula saeculorum!" sang die klare, volle Stimme des Priesters. „Amen" kam es im gleichen Rhythmus vom Sängerchore zurück. Die Tresl fuhr auf. Sie war nicht andächtig. Sie hatte noch nicht gebetet. Sie setzte sich steif zurecht und blickte in den Schoß. Der Knabe im roten Ministrantenkleide läutete mit dem silbernen

Glöckchen. Alles stand auf. Auch die Tresl tat so und wußte nicht, weshalb. Sie fühlte, daß sie dem Gottesdienste im Geiste nicht folgte; das machte sie traurig und sie wußte nicht, wie sie es ändern konnte. Als sie sich wieder setzte, sah sie auf der Männerseite den Schuster Toni stehen. Er machte ein finsteres Gesicht. So kannte ihn die Tresl gar nicht. Es fiel ihr ein, daß sie ihm noch gar nicht von ihrer Verlobung erzählt hatte. Der Gedanke belustigte sie. Bald hätte sie selbst gelacht, wenn sie sich vorstellte, wie der Toni sich auf die Knie schlagen und hell heraus lachen würde. Er war ja so lustig, der Schuster Toni. Der Toni drehte sich in diesem Augenblicke um. Die Tresl zuckte zusammen und wurde ganz rot vor Verlegenheit; es würde ihm doch nicht gar einfallen, jetzt, während der heiligen Messe mit ihr über ihre Verlobung reden zu wollen. Aber der Blick des Toni ging nicht so weit. Er blieb an dem Platze der Waldegger Mariedl hängen. Die Tresl stutzte. Sie merkte, daß die Mariedl seinen Augen begegnete und ihm heimlich zulächelte. Er zwinkerte mit den Augen und sah plötzlich sehr freundlich aus. Die Tresl sah auch, daß die Mariedl ein rotes Blümel im Betbuch hatte und daß ein Aestchen vom selbigen Blümel im Knopfloch des Schuster Toni steckte. Da senkte die Tresl ihren Kopf tief herab und es bebte um ihre Lippen. Noch einmal schaute sie auf und zum Toni hin. Der blickte gerade zur ihr herüber. Es kam über die Tresl, als müsse auch sie ihm zulächeln, so wie die Mariedl, aber als habe er ihre Absicht erraten, wandte er sich rasch ab und sah wieder so finster aus, daß sie sich beinahe vor ihm fürchtete. „Vater unser, der du bist," flehte die Tresl, „geheiliget werde dein Name". Sie betete das alte Gebet, als wenn es etwas Neues wäre, die einzige Sprache, die ihr gegeben war. Als sie zu der Stelle kam: „Vergib uns unsere Sünden", wiederholte sie die Worte einigemale; sie hatte heute so viel gesündigt; sie war nicht andächtig gewesen und — sie fühlte, es wäre noch etwas in ihrem Herzen gewesen — aber sie wußte nicht, was es war.

Dann stieg der Pfarrer auf die Kanzel. Wieder sah sich alles um, viele raunten einander etwas zu. Der Herr Pfarrer sprach. Endlich öffnete er ein Buch. Seine kräftige Stimme klang laut durch die jetzt atemlose Stille:

„In den Stand der heiligen Ehe wollen treten:

„Simon Walker vulgo Sonnegghofer
mit Theresia Huber vulgo Kohlbauer,

Tochter des Johann Huber und seiner verstorbenen
Ehegattin Josefa Huber, geborene Winkler."

Was er noch sagte, das hörte die Tresl nimmer. Es war ihr so seltsam, daß jemand ihren Namen so laut aussprach, daß alle darauf hinhorchen mußten. So etwas war ihr noch nie geschehen. Höchstens einmal, ja, als Schulmädel, da war sie einmal besonders belobt worden und da hatte es auch so seltsam geklungen — aber damals hatten nicht alle so nach ihr hergesehen, wie eben jetzt. Die Schamröte stieg ihr in die Wangen, als sie die vielen Blicke auf sich ruhen fühlte. Alle sahen sie her: die Bürger und die Bauern und die Fremden und auch der Schuster Toni hatte den Kopf zu ihr gewendet; aber er sah auch jetzt nicht freundlich aus und die Tresl hatte nicht mehr den Mut, ihm zuzulächeln. Sie sann nach, ob sie ihn irgendwie beleidigt habe; sie hätte nie gedacht, daß der lustige Mensch so ein böses Gesicht machen konnte. Ordentlich gelb sah er aus unter dem dunkeln Haare und die Stirne hatte Furchen, als sei ein Pflug darüber geführt worden. Auch den Matthias entdeckte jetzt die Tresl. Er stand neben dem Vater und sah sie an, mit so seltsamen Augen, daß es ihr unheimlich wurde. Sie fürchtete sich fast vor ihm. Was nur alle für sonderbare Augen machten! Nur der Vater drehte sich nicht um. Der saß ganz ruhig da und in dem Lichtstrahle, der durch das bunte Fenster hereindrang, sah sein scharf geschnittenes Gesicht aus, als wäre es aus braunem Holze geschnitzt.

Der Sonneggbauer war ein wenig rot geworden; auch nach ihm hin richteten sich die Blicke. Er drehte

seinen Hut zwischen den Händen und dann gab er sich plötzlich einen Ruck, beugte sich nach vorne und die Tresl sah, wie ihm die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger glitten. Das Licht, das durch das Fenster kam, strich über sein weißes Haar hin, daß die Löckchen an seinem Nacken schimmerten. Das gefiel der Tresl. Wenn der Sonnegghofer beten konnte, warum tat sie es nicht? Sie dachte nach, welches jetzt wohl das wirksamste Gebet wäre. Sie kniete nieder und ihre Lippen flüsterten: „Vater unser . . ." Eine Beruhigung überkam sie.

Die Glocken huben zu läuten an. „Ite, missa est!" hatte der Herr Pfarrer gesagt. Durch das große Tor drängte alles hinaus. Die Tresl mußte in der Bank warten; der Ausgang war ihr verstellt. Der Sonnegghofer und der Vater traten eben aus dem Tore; der Matthias kam hinter ihnen.

Da sah die Tresl, wie dem alten Sonnegger zwei Augen nachfunkelten; dunkle, blitzende Augen. Unwillkürlich bekreuzte sich die Tresl noch einmal. Hatte denn die Burgl, die Dirn droben vom Sonnegghof, den Gott-sei-bei-uns im Leibe?

Als die Tresl in den warmen Sommer-Vormittag hinaustrat, war es ihr, als wehe die Luft aus dem Walde ober der Kirche kalt herab. Das schüttelte einen ordentlich. Sie wandte sich noch einmal gegen die offene Kirchentüre zurück. Die Bänke waren nahezu alle verlassen, der Mesner verlöschte mit dem Schwamme an dem langen Stocke die Flammen an den hohen Kerzen auf dem Hochaltare, die Weihrauchwolken hingen noch in der Luft und es war, als ob etwas Blaues, unfaßbar Dünnes, Feines und dennoch gewaltsam Drängendes sich gegen die Wände und die Decke des Gotteshauses stemme.

Die Tresl suchte den Vater und den Sonnegghofer. Die standen dort in der Nähe der Stiege beim Abgange zur Straße und bei ihnen stand ein junges Mädel, das war klein und verwachsen und der Kopf stack etwas

zwischen den schmalen Schultern. Aber in dem blassen Gesichte, unter dem schlichten, glanzlosen Braunhaar leuchteten zwei große, dunkle Augen so fröhlich und lachend in die Welt, daß es schier eine Freude war, das Dirndl zu sehen.

Das war die Cilli; eine von den Armen in der reichen Gemeinde; ein fleißiges, arbeitsames Geschöpf, das mit seiner Mutter zusammen von früh bis spät emsig war und deshalb keine Not litt. Sie war etwas älter als die Tresl, aber sie war ihre Schulkameradin gewesen, denn sie hatte öfters arbeiten müssen anstatt in die Schule zu gehen und das hatte ihre Lernzeit verlängert. Die Tresl war der Cilli sehr gut; sie hatte sie lieber, als alle anderen aus ihrer Klasse. Manchmal kam die Cilli hinauf auf den reichen Bauernhof und half mit, wo es gerade etwas zu tun gab, und ein andermal saß die Tresl drunten in dem kleinen Hause, hart am Ufer der Sulm, wo man den ganzen Tag hörte, wie der Gebirgsbach rauschend über das Wehr hinunterstürzte, daß seine klare Flut in lauter weiße Perlen zersprang, und dann half die Tresl ihrer Freundin nähen und flicken, oder was es sonst gerade zu schaffen gab. Die Cilli hatte eine leichte, flinke Hand. Die Bürgersfrauen trugen gern ihr feines, glattes Linnen zu ihr hin; denn was die Cilli daraus schnitt und nähte, das paßte und hatte keine Fehler. Sie hatte sich gar schon so viel zusammengespart, daß sie sich eine Nähmaschine hatte anschaffen können; freilich, auf Abzahlung, aber ein ziemlicher Teil der Schuld war schon gelöscht und die blanke Nadel zuckte so lustig drauf los, daß wohl keine Sorge war um den Rest der Zahlung. Cillis Mutter, die so jung Witwe geworden war, damals, als ihr Mann in der großen Brettersäge verunglückte und die Cilli noch nicht einmal recht stehen konnte; die Mutter hatte auch das Leben tapfer auf sich genommen. Man wußte im Markte, daß sie zu haben war, wenn jemand eine fleißige Hilfe brauchte, und in der Zwischenzeit

wusch sie für diese und jene und manchmal saß sie neben der Maschine ihrer Tochter und half der Cilli. Beim Feinen freilich konnte sie nicht mittun, dazu waren ihre Finger zu grob, blieb der Faden an ihnen hängen, aber es gab schon noch mancherlei, womit sie ihrer Cilli beistehen konnte. Auch ihre Augen leuchteten der Sonne entgegen und aus ihrem Munde hatte noch niemand ein Scheltwort gehört. Bisweilen trug die Tresl den runden Korb aus geflochtenen Weidenruten am Arme, wenn sie zur Cilli kam, und in dem Korbe war dann verschiedenes, was man droben auf dem Hofe nicht vermißte und was die Cilli gut brauchen konnte. Aber die Cilli ließ sich nichts schenken. Hielt gleich die Tresl bei nächster Gelegenheit irgend ein Stück Weißzeug in der Hand, das sie nicht bestellt hatte: „Geh, Cilli, tu das nicht“, hatte sie einmal gesagt, aber da hatte die Cilli sehr lustig dreingeschaut und erklärt: „Wer noch zwei gesunde Hände hat, der ist kein Bettler“.

An dem heutigen Sonntage, wo die Leute die Tresl ansahen, daß es ihr schon ganz ängstlich ward bei den sonderbaren Blicken, war die Cilli die einzige, die der Freundin entgegen lachte wie sonst. Sie ging der Tresl entgegen und ergriff ihre Hand, dann blickte sie zu der viel Größeren empor und sagte: „Tresl“, sonst nichts, als „Tresl“ und noch einmal „Tresl“. Da stieg es der Tresl in die Augen: „Cilli“, sagte sie, „gehst am Heimweg ein Stückl mit mir“. Die Cilli nickte und dann lachte sie wieder. Die Tresl sah sich um; fragte dann: „Cilli, hast nicht den Schuster Toni gesehen?“ „O, der Hallodri“, gab die Cilli zu Antwort, „der geht jetzt mit der Waldegger Mariedl“. Die Tresl machte große Augen: „Was heißt das?“ Die Frage kam der Cilli sehr komisch vor; sie gab keine Antwort und schüttelte sich vor Lachen. Dann wurde sie ganz ernst und sah an der Freundin hinauf; sie sagte nichts. Sie sagte oft nichts, denn sie wußte schon, daß die Tresl oft nicht begriff, wenn sie etwas sagte. Sie war zwar nur wenig älter

als die Tresl, aber das Leben hatte an ihr gefeilt, daß ihr Sinn scharf ward und ihr Auge sehend.

Die Tresl bemerkte den Herrn Pfarrer droben in seinem Zimmer. Zwischen den halbgeschlossenen Sommerbalken sah sie die Umrisse seiner Gestalt. Sie überbrachte dessen Auftrag. „Soso!“ sagte der Kohlbauer und sonst nichts und der Sonnegghofer nahm die Tresl bei der Hand und sagte: „Alsdann gehen wir!“

Die Cilli wollte auf die Tresl warten. Sie würde gleich nachher heimgehen, hatte die Tresl gesagt. „Kommts in's Wirtshaus nach!“ rief der Kohlbauer seinem Nachbarn zu. Wo der Matthias wäre; der sei schon fortgegangen; heimzu. Das klang der Tresl nach, als sie schon die Hausflur des Pfarrhofes durchschritt. Sie stieg neben dem Sonnegghofer die weißgescheuerte Stiege hinan und ging durch den gewölbten Gang. Dann klopften sie an die Türe. „Herein!“ klang es heraus. Als sie die Türe öffneten, stand der Herr Pfarrer mitten im Zimmer. Seine große, kräftige Gestalt beherrschte den Raum. Er trat den Ankommenden freundlich entgegen und reichte ihnen die Hand. Bei seinem Schreibtische ließ er sich dann nieder und in dem weichen Lehnsessel daneben mußte die Tresl Platz nehmen. Für den Bauer hatte er einen Sessel herbeigeholt. Durch die halbgeschlossenen Balken floß ein gedämpftes Licht in das Zimmer. Hier stand und lag alles so, daß man merkte, ein künstlerisch schauender Blick, ein harmonisch erfassender Wille habe das alles gerade dort hingestellt, wo es stehen mußte. Die Einrichtungsgegenstände waren ferne von jedem Prunke, aber von gediegener Arbeit. Viele Bücher standen herum, schöne Bilder hingen an den Wänden, reiche Decken lagen auf Tisch und Boden und ein edel geschnitztes Kruzifix hing ober dem Betschemel.

Auf dem Schreibtische stand eine hohe Christusstatuette. Der Schreibtisch war ganz beladen mit Schriften und Zeitungen und dort, in der Schreibtischecke, fand sich auch

mancherlei vor, was wohl kaum der geschulte Geschmack des Besitzers selbst gewählt hatte, sondern was Wohlmeinung und Ehrfurcht ihm überreicht hatten und was er aus einem feinem Taktgefühle heraus dort sein ließ, um die Geber nicht zu kränken.

Die Tresl sah sich neugierig um. Die ruhige Geschlossenheit dieses Raumes teilte sich ihr mit, ohne daß sie wußte, wieso dieses Zimmer schön war. Sie achtete gar nicht darauf, was der Herr Pfarrer mit dem Sonnegghofer sprach. Auf einmal hörte sie den Herrn Pfarrer lachen. „Ja, ja," sagte er: „hat mich ohnehin schon immer gewundert; so ein reicher Mann! Sind wir ja alle miteinander arme Schlucker dagegen." „Na! Na!" wehrte der Sonnegger ab. „Freilich", bekräftigte der Herr Pfarrer, „freilich; bleibt schon so, wie ich gesagt habe. Der Reichste rund herum! Wie ein König steht er da und hat sich noch nie eine Königin geholt für sein Schloß." Er lachte wieder und der Bauer blickte froh und stolz drein. Dann wurde der Pfarrer ernst. „Also, Sonnegghofer, wieso ist ihm das jetzt eingefallen? Warum grad die Tresl?" „Weil mir das Dirndl gefällt." „Das ist ein Feiner!" lachte der Pfarrer und sah zu der Tresl. Die hatte den Blick zu der Christusstatuette gerichtet und saß da, als ginge sie das Ganze gar nichts an. „Sonnegghofer", hub der Pfarrer wieder an, „glaube schon, daß sie euch gefällt, die Tresl. Ist ein braves Mädel. Gelt Tresl, hast mir nie eine Klag gegeben in der Schule, bist auch zu Hause überall dabei, kennst dich aus in der Wirtschaft. Und dir gefällt er auch, der Bauer, gelt? Hast ihn gern, den Sonnegghofer?" Forschend ruhte sein Blick auf dem Mädel. Das aber sah mit gesenktem Haupte vor sich nieder und gab keine Antwort. Der Pfarrer zog die Stirne zusammen. „Sonnegghofer", begann er abermals, „Ihr habt alles gut überlegt, nicht wahr? Ihr seid ein vernünftiger Mensch; geheiratet ist schnell und die Eh' ist dann lang." Stolz richtete sich der Bauer empor. „Hochwürdiger Herr Pfarrer", sagte er, „ich bin nicht

umsonst siebzig Jahre durchs Leben gegangen. Ich hab genug gesehen und genug gehört. Hab mich alleweil geplagt und hab zugeschaut, wie die anderen haben ihre Freude gehabt. Hab wohl einmal, als ganz junger Mensch, den Sinn gerichtet gehabt auf ein Dirndl. Die hats aber nicht nur mit mir gehalten. Hat ihr auch ein anderer gefallen und hab ich sie grad erwischt, wie sie haben gelacht alle zwei über mich. Wenn sie nur wird Bäurin sein, droben auf dem Sonnegghof, hat sie gesagt, braucht er sich nimmer zu plagen, hat sie gesagt, wird dann schon gesorgt werden für ihn — für den anderen. Er war ein Müllerbursch und hat nichts gehabt und sie war sauber, aber arm war sie auch. Und ich hab ihnen zugehört und das Bussel hab ich gesehen, das er hat gekriegt von ihr, und ich hab einen Buschen in der Hand gehalten, den hab ich ihr wollen schenken. Die schönsten Blumen, die geblüht haben droben bei meinem Hof, hab ich zusammengeschnitten. Eine Freud hab ich ihr wollen machen mit den Blümeln. Aber der Buschen ist hingeflogen vor die zwei, daß sie nur so sind auseinander gefahren und aufgeschrien hat das Dirndl: „Herr Jesus, der Simon!" und ich hab ausgespuckt vor ihnen und hab mich umgedreht und bin gegangen. —

Kein Dirndl hab ich mehr gesehen seit dieser Stund. Hab keine Augen im Kopf gehabt für die Dirndln. Siebzig Jahre bin ich alt worden, hochwürdiger Herr Pfarrer. Sagen Sie, darf ich nicht auch noch ein paar Jahrln meine Freud haben, wenn andere schon mit zwanzig können ihr Weib heimholen? Die Tresl kenn ich. Schon, wie sie noch ein Kind war. War ein liebes Dirndl, ein fleißiges Dirndl, hat nicht die Augen hin und hergeworfen nach allen Seiten. Hab mir schon immer gedacht: wenn die einmal erwachsen ist, die heiratest. Der Kohlbauer hats gewußt, was ich sinn, und so wars fertig. Und wenn mich einmal der Herrgott ruft, dann gehört alles der Tresl. Ist schon alles festgelegt für sie.

Waren beim Notar, ich und der Kohlbauer. Haben müssen unterschreiben und ist das große Siegel draufgekommen. Für wen hab ich denn gearbeitet? Soll eine Sonneggbäurin auf dem Hofe sein, wenn ich einmal nimmer bin. Das hat auch der Kohlbauer gesagt. Und das Mädel bringt was mit von zu Haus. Braucht nicht erst drauf zu warten, bis sie Sonneggbäurin wird, damit sie kann einem anderen die Taschen füllen."

Ganz rot im Gesichte war der Sonneggbauer geworden. Die Tresl hörte ihm zu, ganz erstaunt. Wieso er nur so viel reden konnte, hier im Zimmer des Herrn Pfarrers. Es kam ihr gar nicht zu Bewußtsein, daß sie es war, um die sich seine Rede drehte. Jetzt wandte er sich um und sah sie an. Da würgte es sie. Beinahe hätte sie geweint. Der Herr Pfarrer saß zurückgelehnt und trommelte mit den Fingern auf der Schreibtischplatte. Dann stützte er den Kopf in die hohle Hand und sann nach. Die Tresl folgte ängstlich seinen Gebärden. Ob er sie jetzt aus dem Katechismus ausfragen werde? Ob sie wohl noch alles wußte? „Tresl", sagte der Herr Pfarrer endlich, „und was sagst du?" Da legte der Sonnegghofer plötzlich den Arm um sie: „Na, was wird sie sagen?" lachte er: „Ist ein junges Ding, kann noch nichts sagen." „Sonnegghofer", der Herr Pfarrer sprach es streng, „Sonnegghofer, jetzt hab ich die Tresl gefragt. Also Tresl, was ist's: was sagst du?" Die Tresl sah ihm voll in das Gesicht, mit ihren Augen, die aussahen, als habe eine Hand einen Schleier über ihr Leuchten gebreitet. „Wird schon recht sein", sagte sie.

Der Pfarrer stand auf: „Dann ist es gut!"

Die Beiden hatten sich auch erhoben. Der Pfarrer reichte ihnen wieder die Hand: „Also Sonnegghofer, ihr könnt zu mir kommen, daß wir es besprechen, wegen der Hochzeit." Bei der Türe beugte er sich über die Tresl. „Warst immer ein braves Kind, Tresl, kannst immer zu mir kommen, wenn du einen Rat brauchst. Hast es gehört Tresl? Komm nur, auch wenn du vor der Hochzeit

noch etwas zu sagen hättest, oder zu fragen." „Danke", antwortete die Tresl. Dann verließen sie das Zimmer.

Als sich die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, preßte der Pfarrer die Lippen zusammen und stemmte die Hand in die Hüfte: „Und es war nicht möglich", murmelte er.

Drunten beim Tore wartete die Cilli. Als dann die beiden Mädchen über die große Brücke gingen und auf der Straße zwischen den Feldern und Weinhecken, da hätte die Cilli gerne gewußt, was der Herr Pfarrer gesagt habe. „Ich kann dirs nicht sagen, Cilli", gab die Tresl zur Antwort: „es ist mir so viel hart geschehen dabei." Die Cilli fragte nicht weiter. Daß sie nicht zur Hochzeit kommen werde, erklärte sie. In die Kirche schon, aber nicht zum Essen. Seien lauter reiche Bauersleute dort, sie passe nicht dazu. Die Tresl bat. „Nein, nein", wehrte die Cilli ab, „unsereiner hat auch seinen Stolz". Dann besprachen sie, was die Cilli noch alles für die Tresl nähen solle. Als sie voneinander schieden, hielt die Cilli die Hand der Freundin fest. „Und wenn es dir einmal hart ist, Tresl, und wenn du wen brauchst für ein gutes Wort, dann weißt du, wo die Cilli wohnt . . ." Als die Freundin fort war, stand die Tresl hoch aufgerichtet und mit seltsamem Sinnen glitt ihr Blick über die Landschaft. Warum hatten ihr denn alle das gleiche gesagt: Die Nonne und der Herr Pfarrer und die Cilli? Warum?

Beim Holzwirte war heiße Arbeit. Stolz und stattlich stand das schöne Anwesen mitten auf dem Markte, gleich neben dem Postgebäude und dem Rathause und in seinem ersten Stockwerke streckte es einen Söller in die prachtvolle Bergluft hinaus. Der Söller war von einem schmiedeeisernen Gitter umgeben und bunte Blumen hingen und leuchteten zwischen seinen Gitterstäben. Oft standen Fremde auf diesem Söller. Der Holzwirt hatte in seinem geräumigen Hause immer ein Zimmer bereit für Kommende. Man kannte ihn weit in der Gegend ringsum und wohl mancher redete gerne ein gutes Wort mit ihm, denn der Holzwirt war wachen Auges durch das Leben gegangen und wußte Bescheid in vielen Dingen. Den „Holzwirt" nannten sie ihn, weil das Holz seiner Wälder weit hinauf reichte, bis zu den hohen Almen, und sein Jagdrecht reichte noch weit über sein Waldeigentum hinaus, schier bis hinein ins Unermeßliche.

Gar ein rüstiges Leben war in der Wirtschaft des Holzwirtes. In dem Hofe trafen sich die Dienstleute aus allen Richtungen des Besitzes und der Herr hielt streng auf Ordnung. Durfte nichts im Wege stehen und nichts verderben.

Gleich vom Hofe aus kam man in die Küche. Dort kochte und brodelte es zu allen Tagesstunden auf dem großen Herde und dort stand die Frau Wirtin wie ein Feldmarschall und befehligte ihre emsige Armee. Auch an die Frau Wirtin drängten sich Ortsbewohner und Fremde heran und ihre herzliche Freundlichkeit hatte für jeden ein gutes Wort, einen lieben Blick. Immer war irgend etwas los beim Holzwirte. Einmal ein Freudenfest, das anderemal ein Trauerschmaus, wie es gerade kam. Da

hatte die Frau Wirtin doppelte Arbeit und sie hielt immer Stand. War noch niemals etwas mißraten, was der Holzwirt übernommen hatte.

Heute war heiße Arbeit beim Holzwirt. Seine gebietende Stimme klang über den Hof und seine Leute trugen Sessel zusammen und Tische und über den Hof hin und droben in dem Saale wanden sie Tannenkränze an den Wänden hin und dann wurden die Tische gedeckt und die geschickteste Kellnerin mußte die Tafel herrichten. Sie tat ihr Werk gut. Schmuck und freundlich standen die Blumen in den Gläsern zwischen den Gedecken, um die Teller waren Kränzlein gelegt und Blumensträußchen guckten aus den Mittellöchern der großen, zuckerüberschneiten Gugelhupfe hervor. Die Krapfen türmten sich auf den Schüsseln zu recht ansehnlichen Bergen und in der Mitte des Tisches standen buntverzierte Torten, die sahen so lockend aus, daß man hätte am liebsten gleich hineinbeißen mögen. Auf einer der Torten stand ein Puppenmännchen, das hielt ein Puppenweibchen an der Hand, und dieses Weibchen war in ein weißes Brautkleidchen gehüllt und trug einen weißen Schleier und ein Kränzlein auf dem winzigen Wachsköpfchen.

Der Herr Wirt sah, daß alles in Ordnung war und ging wieder die Stiege hinab. Sein braungrau gefleckter Jagdhund folgte ihm Schritt für Schritt und sah aus den klugen Augen fragend zu seinem Gebieter hinan. Jetzt legte sich aber keine Hand liebkosend auf seinen Kopf. Der Herr Wirt hatte keine Zeit für seinen Waidgenossen.

Vom Markte herein kam langsam des Nachbarn großer, langfelliger Hund gegangen. Es duftete heute gar so gut aus der Küche heraus. Welche Hundenase hätte ferne bleiben können! Langsam bog das große Tier gegen den Eingang zur Küche hin. Da fuhr es ihm von der Schwelle her mit heftiger Feindschaft entgegen! Ein feines, eifriges Hundestimmchen wehrte mit wildem Gebell den Eintritt und der große Nachbar zog

den Schweif ein und schlich beschämt von dannen. Der winzig kleine, hellbraune Wächter setzte sich mitten auf die Schwelle, stellte die weichen Ohrläppchen keck in die Höhe und ließ seine leuchtenden, dunklen Aeuglein sieghaft umherstreifen. Kein Feind war mehr in Sicht. Das Hündchen erhob sich und lief auf leisen Pfötchen zu dem Fenster, wo sich das silberweiße Haar der Tante Teres über die Kartoffelschüssel beugte. Die Tante war eine Verwandte der Frau Wirtin und ihre Hände schafften fleißig mit in dem großen Betriebe. Wie ihr jetzt die Kartoffelschalen über die emsigen Finger glitten, glitten auch mancherlei Gedanken durch die Seele.

Das kleine Hündchen hatte sich an sie angeschmiegt und bettelte um ein Stücklein Zucker. Die Tante Teres bemerkte den kleinen Bettler nicht und die Frau Wirtin mußte mitten in ihrer Arbeit lachen, weil der Kleine das Köpfchen senkte und ganz beleidigt von der Tante wegblickte. „Bist ein bravs Hunderl! Ja, ja bist schon brav!“ lobte die Frau Wirtin. Dann hielt sie ihm eine Zuckerkrume hin: „Die Tant' hat keine Zeit heute, weißt; sie muß so viel an die Tresl denken!“ Da blickte die Tante auf. „Ist ja meine Namensschwester!“ sagte sie, „solls ihr der Herrgott gut vermeinen, dem jungen Ding.“ Eine Stalldirne kam zu der Küchentür gelaufen. „Sie kommen schon! Die Musik spielt!“ Von der großen Brücke her klang es; der laute Baß war vernehmbar, hie und da die hohen Töne der Holzpfeifen.

Im Markte liefen sie den Kommenden entgegen. Bei der großen Brücke gab es ein Hindernis. Ein langes, rosaseiden Band zog sich von Geländer zu Geländer und nur die Tresl mit ihrem Brautführer wurde durchgelassen. In ihrem neuen Gewande stand sie nun drüben, etwas verlegen und der Brautkranz lag auf ihrem dunkelblonden Haar, in dessen Krausen und Ringeln die Sonne sich verfing, und ihre blauen Augen waren von den Lidern verdeckt. Ihr Blick senkte sich auf das Gebetbuch, an das sich das sauber gefaltete, weiße Tüchlein schmiegte

und daneben der große Blumenstrauß ein wenig bebte, weil heute der festen Mädchenhand die rechte Kraft fehlte.

Der Sonneggbauer, der schmuck und vergnügt des Weges schritt in seinem hochzeitlichen Gewande, hatte das Lösegeld gezahlt und unter einem Tusch der acht Mann starken Musikkapelle war das Band gefallen und der Bräutigam stand neben seiner Braut. Jetzt sah die Tresl auf und es huschte ihr lustig um den Mund; das Auslösespiel hatte ihr Spaß gemacht. Ihr vergnügtes Gesicht gefiel dem Sonneggbauer; leise raunte er ihr in das Ohr: „Jetzt wirst gleich mein Weiberl sein, du mein Dirndl, mein liebes.“ Die Tresl gab nicht Blick und nicht Wort zurück und der Zug bewegte sich weiter. Etwas Rotes blitzte auf vor den Augen der Tresl. Ach, das waren ja die roten Rosen, die an dem Hause des Schuster Toni emporkletterten, und um das Haus herum kam der Toni gelaufen, beugte sich vor, legte die Hand wie einen Schirm über die Augen, drehte sich rasch um und sprang mit zwei Sätzen in das Haus. Die Haustüre flog polternd zu. Es war, wie wenn jemand sie von drinnen mit der Faust zurückgestoßen hätte. Der Tresl stieg es in die Augen und sie mußte den Kopf abwenden.

Neben ihr ging der Matthias; er war ihr Brautführer. So hatte es der Kohlbauer bestimmt. „Soll die Freundschaft beisammen bleiben“, hatte er gesagt, „taugt nicht, wenn sich fremde Leute dreinmischen.“ Der Matthias sah ernst und etwas verdrossen vor sich hin und die Braut ging schweigend neben ihm her.

Auf dem Markte standen die Menschen und um die Kirche drängten sich die Neugierigen.

Böller krachten, als das Brautpaar die Kirchenschwelle überschritt, und die Orgel hub an zu spielen. Die Tresl würgte es im Halse und immer heftiger stieß es sie in ihrem Herzen und es drängte sie: sie hatte noch etwas zu sagen — jetzt noch — jetzt — jetzt . . . Und sie wußte nicht, was sie eigentlich zu sagen hatte und

wie sie es sagen sollte, und der Herr Pfarrer stand schon da und sprach etwas und das hörte sie nicht und sie sah ihn gar nicht einmal recht und es war ihr ganz schwindelig zu Sinn. Alles drehte sich um sie; wie durch einen Nebel hindurch sah sie den Vater stehen und die Brüder und allerlei Verwandte und der Matthias drehte seinen Hut in der Hand und hielt das Haupt gesenkt. Es fiel der Tresl ein; „Der steht da wie bei einer Leich!" und es war doch Hochzeit! Ihre Hochzeit! „Der Matthias ist komisch!" dachte sie; gleich darauf flüsterte sie in sich hinein: „Heilige Maria steh mir bei", und dann knieten sie beide nieder, der Sonnegghofer und sie und dann hörte sie, wie der Pfarrer den Namen des Sonneggers aussprach und der Bauer sagte: „Ja" und gleich darauf sagte der Pfarrer das gleiche zu ihr und nannte ihren eigenen Namen und da sagte auch sie „Ja" und dann lag ihre Hand auf der des Bauern und des Priesters Stola schlang sich um diese beiden Hände. Gleich darauf glänzte ein Reif auf ihrem Finger; ein Reif ohne Stein.

Die Knieenden standen auf. In der Kirche drängten die Anwesenden dem Ausgange zu. Der Sonnegghofer nahm die Hand der Tresl in die seine: „So, Tresl, jetzt gehörst mein!" Da erschrack die junge Frau und wußte kein Wort zu sagen.

Sie hatten im Pfarramte den Trauschein unterzeichnet und der Kohlbauer lud den Herrn Pfarrer höflich ein, an dem Hochzeitsschmause teilzunehmen. Der schweigsame Mann hielt eine ganze Rede; jetzt sei nur beim Holzwirt eine kleine Wegzehrung, sagte er, droben auf dem Hofe des Sonneggers sei erst das richtige Hochzeitsessen vorbereitet, und wenn der hochwürdige Herr Pfarrer ihnen doch wollt die Ehre antun; hinauf zu dem Sonnegghof sei es halt wohl ein bisserl weit und dann hart das Heimgehen, weil es ja wohl würde spät werden bei Tanz und Schmaus; aber beim Holzwirten sei ein guter Tropfen und Bissen dem hochwürdigen Herrn Pfarrer gerne gereicht und tät wohl eine große Ehr sein dem Brautpaare und allen Hochzeitsgästen, wenn der hochwürdige Herr Pfarrer wollt so freundlich sein und mitkommen zum Holzwirten. Auch der Sonnegghofer hatte eine Verbeugung gemacht vor dem Herrn Pfarrer und die Bitte ausgesprochen um Gegenwart des werten Gastes, wie er selbiges schon früher, vor der Hochzeit, beim Auf-Gleich-Bringen der Trauungs-Angelegenheiten gebeten habe.

Der Pfarrer dankte den beiden Bauern für ihre Einladung und sagte, er habe ihnen schon einmal mitgeteilt, daß es ihm nicht möglich sei, mitzukommen, weil er gerade heute dringende Geschäfte habe. Sie mögen also nicht mehr in ihn dringen und er danke ihnen recht schön für ihre Gutmeinung. Er reichte dem Sonnegghofer die Hand; dann wandte er sich an die Tresl, die neben ihrem Manne stand und auf die Worte hinhorchte. „Sonneggbäurin", sagte der Herr Pfarrer, „kann euch jetzt nicht du sagen, wie früher; aber ich habe auf die brave Tresl Kohlbauer viel gehalten und ich werde auch die junge Sonneggbäurin nicht verlassen, wenn sie etwas braucht. Also glücklich sein, Sonneggbäurin, recht glücklich sein!" Die Tresl küßte ihm die Hand und wieder würgte es sie im Halse, aber es war ihr jetzt, als ob sie nichts mehr zu sagen habe.

Die Neuvermählten und die Zeugen verließen das Zimmer. Als der Kohlbauer sich auch entfernen wollte, legte sich ihm die Hand des Priesters auf die Schulter. Der Bauer wandte sich um; das Haupt des Geistlichen neigte sich über ihn; zwei tiefernste Augen bohrten sich in sein Gesicht. Unwillkürlich gab der Bauer mit dem Ellbogen der Türe einen Stoß, daß sie ins Schloß flog und seine Lippen preßten sich aufeinander. Er sprach auch schon, der Pfarrer: „Kohlbauer! Ists auch keine Sünde, was ich heute getan habe? Ich habe sie jetzt grad zusammenkopuliert, euer junges Dirndl mit dem alten Sonnegghofer! Und wenn es eine Sünde ist, Kohlbauer! Ihr tragt die Verantwortung vor Gott, eurem Richter!"

Stolz reckte sich der Bauer in die Höhe: „Ich habs wollen und der Sonnegghofer hat wollen und das Dirndl hat nichts dagegen gesagt.“ „Habt ihr's auch gefragt, euer Dirndl? Habt ihr's ganz genau gewußt, ob nicht früher schon ein anderer hat Einzug gehalten in ihrem Herzen?“ Trotzig warf der Bauer den Kopf zurück. „Sie ist dem Kohlbauern sein Kind! Hat sich jeden aussuchen können! Hat auf keinen warten müssen!“ Und jetzt stieß er mit dem Stock auf den Boden: „Ich habs dem Dirndl gut vermeint. Hat Geld im Sack und er hats in den Truhen. Wo Tauben zusammenfliegen, wird ein Taubenschlag. Wirds nicht bereun, die Tresl, daß ihr Vater hat gesorgt für sie. Ist noch dumm und unerfahren, das Dirndl; weiß noch nicht, was sie will. Und was das andere ist; der andere, von dem Sie reden, hochwürdiger Herr Pfarrer, daß ein Bursch tät da sein, an den sie ihr Herz hat hingeschenkt, das junge Ding, das unerfahrene: ist nie ein Maibaum gestanden vor ihrem Fenster; hab nie gemerkt, daß sich einer hat ein Sträußel aufgesteckt auf dem Hut, der Tresl zur Ehr. Und hab auch nie das Dirndl stehen sehen, die Hände ohne Arbeit und die Augen hinaufgedreht zum Himmel, grad, als tät er droben sitzen in den Wolken, der ihrige, und tät heruntergaffen auf sie. Nein! nein! Alles was recht ist, hochwürdiger Herr Pfarrer! Es hat alles seine Richtigkeit.“ „Dann ist es gut“, sagte der Herr Pfarrer: „Also noch einmal: viel Glück dem Hochzeitspaar und laßt euch Speis und Trank gut schmecken.“

Etwas später als die übrigen schritt der Kohlbauer durch das mit Tannengrün und Blumen geschmückte Tor des Holzwirtes.

Und dann saßen sie alle droben in dem großen Saale, bei der Hochzeitstafel; die Schüsseln wurden gebracht und herumgereicht, Wein und Bier ward immer wieder neu eingeschenkt und einige redeten und andere saßen und schauten vor sich hin und sannen nach über dies und das und der Einschichtbauer, der Einschicht-

Hiesl, wie er hieß, der auch zur Freundschaft gehörte und den sie überall hin riefen, wo es etwas zu feiern gab, weil er so viel gut das Reden verstand: der Hiesl machte seine Witze und Späße und ließ kein gutes Haar an dem Sonneggbauer, von dem er behauptete, er sei als ein Wolf und Räuber jahrelang durch den Wald geschlichen und habe nur deshalb aus keinem Bauernhofe eine Jungfrau Braut entführt, weil er in seinem boshaftigen Herzen gerade nur sein ganzes Sinnen gerichtet habe auf die schmucke Tresl Kohlbäurin, von selbiger es hieße, es tät im ganzen, großen, steirischen Lande keine ihr gleichkommen an Wohlbeschaffenheit der Gestalt und an Gutmeinigkeit des Herzens, und daß nur er, nämlich der Sonneggbauer, als verruchter Räuber und Wolf, dieselbige Tresl Kohlbäurin habe weggeschnappt, zum Trotz allen Burschen ringsum, die wohl gerne mit ihren Herzensbüchslein hätten hingezielt, um den Mittelpunkt zu treffen in dem Herzelein der Jungfrau Tresl, und daß nun er, der Sonnegghofer, wie ein Sperber seine Beute hinauftrage bis an das End des Berges, wo die Sonne nie weggeht von der Ecken und wo darum der Sonnegghof steht, schon mehr als hundert Jahr, als ein Zeichen der Glückseligkeit seiner Eigentümer, denen die Sonn und die Freud sei mitgegeben worden vom lieben Herrgott, als Erbgeschenk von Geschlecht zu Geschlecht. Und daß der genannte Sonneggbauer sei wie ein Geizhals, der nicht genug habe an dem Gold der Sonne und und der Freude, so um seinen Hof sprießet und blühet und Ernte spendet und Segen: daß er nun auch noch das Sonnenherzlein seiner jungen, ehrenwerten Jungfrau Braut will mit hinauf nehmen auf seinen Grund, damit schier endlos würd' die Sonnenfreud am Sonnegghof!

„Gsund! Gsund!“ riefen alle und die Gläser klangen und die Musik spielte auf und der Sonnegghofer hielt die Hand seines jungen Weibes, sah fröhlich von einem zum anderen und hieß seine Tresl essen und trinken.

Auch die Dienstleute stießen mit an und drüben, als Erste unter den Mägden, saß die Burgl und stach mit ihren kohlschwarzen Augen herüber zu der jungen Frau, daß es der Tresl ganz bange ward unter dem Blitzen dieser Augen. „Sonneggbauer“, sagte die Tresl, „haben die Dienstleut wohl auch genug, daß sie nicht hungrig aufstehen vom Hochzeitstisch?“ „Nur keine Sorg! Ist alles genug da!“ lachte der Bauer. „Ja, ja!“ rief die Burgl und ihr lautes Lachen überklang die Fröhlichkeit der anderen: „Wär schon genug da; wenn nur immer alles täte der bekommen, dem es ist vermeint von Gottes und Rechts wegen. Aber wird der beste Bissen von anderen weggerissen und die hat das Nachsehen, die sich ihn hat verdient.“ Die Tresl machte erstaunte Augen; so sprach der Dienstbote zum Bauern? Auf ihrem Heimatshofe hätte so etwas gesagt werden sollen! Der Vater hätte nicht gelacht dazu, wie jetzt der Sonnegghofer.

„Musik!“ rief der Bräutigam. „Tanzts, Leuteln! Tanzts!“ Aber da sollte er den Anfang machen. „Nur einen Schritt!“ sagte er. „Tresl, nur einen Schritt! Richtig tanzen werden wir erst droben auf dem Hof!“ Er führte sein Weib in die Mitte des Saales. Einen Tanzschritt tat er mit ihr, wirklich nur einen einzigen, gerade nur, daß er damit den anderen gestattete, sich im Tanze zu drehen. Lustig ging es nun durcheinander. Immer wieder holten sie die Tresl; die mußte daran denken, wie sie damals mit dem Schuster Toni das erstemal getanzt hatte, und sie freute sich, daß sie das Tanzen noch nicht verlernt hatte. Ihre Augen blitzten vor Freude an ihrer Kunst und sie ging von Arm zu Arm. Auch der fröhliche Herr Wirt tanzte mit ihr und die liebe, freundliche Frau Wirtin holten sie gar aus der Küche herauf und ließen sie schier nimmer wieder aus dem Saale hinaus und die Marktbewohner und die Fremden kamen herein und tanzten miteinander und mit den Bauern und die Musik spielte und das war so lustig, als wenn ein jeder heute Hochzeit hätte. Ein hochgewachsener Herr in einer schönen, leuchtenden Uniform bat die Tresl um einen Tanz und mit seinem leichten, behenden Schritt riß er das junge Weib immer schneller und schneller im Kreise umher und seine siegsicheren, übermütigen Augen strahlten sie an und manches junge Mädchen neidete es der Tresl, daß er sich zu ihrem Ohre neigte und ihr zuraunte und zuflüsterte, daß ihr rote Rosen auf den Wangen blühten und es ihr ganz wirbelig ward in ihrem Kopfe. Sie wurde plötzlich stolz darauf, daß sie heute Hochzeit hatte und daß sie eine Bäurin geworden war; sie freute sich über die vielen Leute und sie freute sich auf den Sonnegghof. Eigentlich war das etwas Schönes, so ein Hochzeitstag!

Als das Nachmittagslicht anhub, sich über die Berge zu breiten und über die Wiesen, das Wasser und über die Häuser, daß es aussah, als ob sich dem Lichte ein roter Schleier in den Weg gelegt habe und es nun nur durch das Gewebe hindurchscheinen und nimmer frei und weiß zur Erde herab gelangen konnte: da dachten die Hochzeitler ans Heimgehen. Dauerte schon noch eine Zeit lang und gab noch ein gar mannigfach Hin- und Herreden, bis es so weit war, daß die Musikanten ein lustig Schlußstücklein aufspielten und der Zug sich wieder ordnete: voran das neuvermählte Paar. Der ganze Schwarm verließ den Gasthof, umstanden von vielen und unter fröhlichen Glückwünschen und einigen Juchzern.

Dann begannen sie droben beim Holzwirte die Tafel abzuräumen und im Markte liefen noch einmal die Leute zusammen und lugten aus Fenstern und Türen. Die Tresl schritt jetzt vergnügt an der Seite ihres Gatten, der immer wieder nach ihrem Gesichtel hinsehen mußte und unerschöpflich war in Späßen und munteren Einfällen. Als sie beim Hause des Schuster Toni vorbeikamen, wäre der Tresl gar nicht unlieb gewesen, dem Toni zeigen zu können, wie festlich ihr Brautzug war. Sie meinte, das Lachen der Mädchen, das Rufen und Juchzen der Männer müsse ihn jetzt hervorlocken. Als die Tresl neugierig zu dem Hause hinspähte, zu dem Fenster hin, dahinter sie

den Werktisch wußte, sah sie den Kopf des Toni, wie er sich über die Arbeit beugte. Das verdroß die Tresl. War halt doch ein unfreundlicher Mensch, der Toni, war schier gut, daß sie weiter nicht hinsah zu ihm. Und sie hob den Kopf und blickte geradeaus vor sich hin. Die roten Röslein an des Toni Hause leuchteten nicht mehr.

Auf dem anderen Ende der Brücke stand die Cilli. Heute ruhte ihre Nadel mitten am Nachmittage. Die Cilli war bei der Kirchentüre gestanden, als die Tresl das Gotteshaus verlassen hatte und da hatte es ihr geschienen, als wenn sie von einem Schreck gelesen hätte in dem jungen Gesichtel der Tresl. Es zog sie zur Brücke, noch einmal die Freundin zu sehen. Sie hatte schon eine gute Weile gewartet, hier, an das Brückengeländer gelehnt, untätig und immer mit dem Gedanken an die Tresl. Nun sah sie die Hochzeitsleute kommen und die Tresl lachte ihr zu, daß die weißen Zähne wie Lichtlein aus den roten Lippen huschten. Die sonnigen Augen der Cilli leuchteten auf bei dem Lachen der Freundin; sie reichte der Tresl die Hand, sagte kein Wort und lief weg. „Holla, Cilli!" rief der Matthias. „Was rennst denn, Cilli? Kannst schon dableiben; wir beißen nicht!" rief ein anderer dem Mädel nach. Aber die Cilli sah sich nicht um und die Tresl war schon ein gut Stück voraus und der Sonnegghofer ging immerzu neben ihr her und wollte ihre Hand schon gar nicht mehr loslassen.

Als sie zum Kohlbauernhof kamen, schoß der Schipsel um die Ecke und sprang an der Tresl hinauf und es hätte gar nicht viel gefehlt, so hätte er in seinem freudigen Ungestüm die herabhängenden Reiser des Brautkränzleins erwischt und den Kopfschmuck aus der Tresl Haar gerissen. „Unhold du! Schwarzaugeter Wildling du!" schalt die Tresl und streichelte das Köpfchen ihres kleinen Freundes. „Ist schon recht, Hunderl! Ist schon recht!" sagte der Sonnegghofer, „aber jetzt gehört die Tresl nimmer dir. Komm, Tresl!" Er nahm wieder ihre Hand. Da fiel es der Tresl schwer auf die Seele, daß sie jetzt nicht

über die Schwelle treten durfte in ihr Heimathaus hinein. „Das Hunderl will mit; ich muß ihn ins Haus tragen", sagte sie und sie nahm den kleinen Hund auf den Arm und trug ihn zu der Haustüre; sie ging aber selbst nicht hinein; sie stellte nur den Schipsel nieder und da riß es sich los aus ihrem Herzen; zwei Tränen fielen auf das glatte, dunkle Fell des kleinen Tieres: „Behüt dich Gott, Schipserl! Tu brav das Haus hüten und den Vater und die Brüder. Ich geh in die Fremd!" Rasch wandte sie sich von dem Hunde ab und der Schipsel stand da, rührte sich nicht und klemmte den Schweif zwischen die Beine.

Als der Sonnegghofer ober der Wiese das Viehgatter öffnete und mit der Tresl hinaustrat in den Wald, der schon sein war, da krachten droben von der Wiese des Sonneggrundes her die Böllerschüsse, einer nach dem anderen, und das Echo gab die Schüsse zurück und half, die Kommenden zu grüßen.

Speis' und Trank waren reichlich bereit für das Hochzeitspaar und die vielen Gäste. War zwar ein schöner Sommertag, aber der Bauer hatte den Tisch in der großen Stube richten lassen. „Zieht die Braut ein ins Haus", hatte er gesagt, „und sollen auch die Gäste und die Freunde mit hereinziehen in die Stube; sollen sich nicht draußen herumtreiben unter freiem Himmel wie die Zigeuner."

War schier nicht Raum genug für die vielen Menschen, aber war nicht zu wenig Platz für all die Allotria und all den Zeitvertreib, die da geredet und belacht wurden. Die Tresl sah wieder still und ernst drein. All diese Unrast heute war ihr schon zuviel und sie hätte wohl gar gerne die Türe ihres Kämmerleins hinter sich zugemacht und Ruhe gehabt. War ihr so zu Sinn, als sei das alles nur ein seltsamer Traum, und wenn der Morgen durch die geblumten Vorhänge hereinschimmern würde, dann würde der Schipsel draußen bellen und sie müßte rasch munter werden und froh sein, daß sie heute endlich

wieder ruhig an ihre Arbeit gehen konnte. Es war ja schon wirklich nicht mehr recht und schön, was für eine Weis und Seltsamkeit es war, seit damals, da der alte Sonnegghofer plötzlich behauptet hatte, sie wäre seine Braut geworden. Sie hätte beinahe gelacht, als sie jetzt daran dachte. Was nur dieser Alte für Einfälle haben konnte! Sie freute sich, als der Tag sank und die Nacht heraufkroch über den Berghang und ihre dunklen Tüchlein vor die kleinen Fenster legte. Draußen krachten immer noch von Zeit zu Zeit die Böller und drinnen schwirrten die Stimmen durcheinander und aus den Pfeifen der Männer ballte sich der Tabakrauch an dem Gebälke der Decke und wälzte sich durch die offene Türe hinaus ins Freie. In der Stube wurde die Lampe angezündet und es war ein Lachen und ein Reden und dazwischen spielte die Musik. Endlich war das Mahl soweit vorüber, daß der Tanz beginnen konnte.

Die Tische wurden mehr zusammengeschoben und der Sonnegghofer tat wieder, wie drunten beim Holzwirte einige Schritte mit seinem jungen Weibe, um den Tanz zu eröffnen. Die Tresl wollte jetzt nicht mehr tanzen. Sie setzte sich auf die Wandbank und sah zu, wie die Paare sich drehten, so weit ihrer Raum hatten. Der Sonnegghofer hielt die Arme gekreuzt und blickte lachend in das lustige Drehen. „Sonnegghofer!“ rief jemand hinter ihm. „Ist der Sonnegghofer schon müd? Mag er nimmer mit?“ Das verdroß den Bauer. „Müd bin ich nicht und mittun mag ich auch. Freut mich aber das Zuschauen.“ Da lachten die Männer und die Bäuerinnen und die Mädchen und die Dienstleute kicherten in sich hinein. Die Burgl, die ihren Mund nie halten konnte, rief dazwischen: „Glaubs wohl, daß ihr nicht tanzen mögt, Sonneggbauer; ein anderes Weibsbild ist euch zu gering und was die Bäurin ist, eure Frau, die ist wohl müd jetzt; die hat müssen zuviel tanzen drunten beim Holzwirt mit den feinen Stadtherren.“ Die anwesenden Frauenspersonen machten finstere Mienen und der Tresl

schoß das Blut ins Gesicht. Der Sonnegghofer schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser aneinander klirrten. „Die Burgl! Das Teufelsweibsbild! Werds ihr gleich weisen, ob sie müd ist, die Sonneggbäurin.“ Mit raschem Schritte trat er auf die Tresl zu. „Komm!“ sagte er kurz. Unwillkürlich waren die anderen Tanzenden stehen geblieben, so daß der Sonnegghofer mit der Tresl allein sich zu wiegen anhub. „Einen Reschen!“ rief der Bauer. Die Musik spielte und alle blickten auf das Hochzeitspaar. Sie machten einige Schritte und eine Schwenkung und wieder einige Schritte und dann mußten sie wohl an einem Aste angestoßen sein, der aus dem unebenen Fußboden hervorstand. Der Bauer strauchelte und seine große Gestalt taumelte zu Boden.

Die Tresl hatte sich rasch von ihm losgelöst und niedergebückt fing sie den Fallenden gerade noch auf, ehe sein Haupt auf die Diele schlagen konnte. Alles schrie: „Jesus Maria und . . .“ Da scholl eine grelle Lache aus der einen Ecke herüber. „Sonneggbauer! So ists recht, Sonneggbauer! Habts euch die richtige Bäurin herauf geholt auf den Hof! Die hat Kraft in den Armen, wenn eure alten Knochen nimmer wollen!“ Da lachten viele und einige Hände hatten zugegriffen und den Sonneggbauer zu einem Sessel geführt. Noch einmal lachte die Burgl: „Sonneggbäurin! fesch und jung ist er, euer Mann.“

Die junge Bäurin war nicht mehr in der Stube. Sie war hinausgehuscht und lief aus dem Hause und über die Wiesen hin und dann stand sie zwischen den Obstbäumen und legte die Hände auf das Herz, das hin und her schlug, fast wie der große Hammer in der Schmiede drunten im Markte.

Da, zwischen den Bäumen führte der Weg hinunter zu ihrem Heimatshause.

Immer zwischen den Bäumen schlich sie nahe an den Weg hinan; es zog sie zu diesem Wege. Es schien ihr, als höre sie von drunten herauf, den Schipsel bellen. Eine namenlose Sehnsucht überkam sie.

Stimmen klangen. Die Tresl schlich noch weiter zwischen die Bäume hinein! Nur nicht gesehen werden!

Ein Bursch und ein Mädel kamen des Weges. Es waren Hochzeitsgäste; irgend jemand aus der Freundschaft des Sonnegghofers; die Tresl kannte sie nicht.

Er war ein schlanker, geschmeidiger Mensch; sie ein schmiegsames, junges Geschöpf, das sich an ihn lehnte und sich von seinem Arme führen ließ. Er zog sie so fest an sich, daß es war, als höbe er sie zeitweise von der Erde hoch und trüge sie dahin. Da gab es der Tresl einen Ruck. War das nicht der Schuster Toni? War das nicht seine Gestalt? Und wie er das Mädel an sich zog? Warum war er nie mit ihr so gegangen, mit der Tresl? Ein Neid überkam sie. Was hatte sie dem Toni getan, daß er so fremd tat zu ihr? Aber — das konnte ja gar nicht der Toni sein; der war ja nicht heroben und jetzt hörte sie auch den Namen des Burschen; das Mädel sagte ihm etwas und nannte ihn Gottlieb. Die Tresl atmete auf. Es wurde ihr leichter Reglos stand sie. Sie hörte die beiden sprechen und hörte, wie sie lachend den Weg talzu gingen. Der Gottlieb lachte über etwas hell auf, dann rief er lustig: „Mirzl mein Schatzerl! Schön wirds sein, wenn wir zwei werden unsere Hochzeit halten. Wird dann nicht ein alter Bräutigam hinfliegen wie ein Scheit Holz; wirst dann nicht brauchen der Krückstock sein für den deinigen, so wie die junge Sonneggbäurin.“ Auch die Mirzl lachte: „Das Weibsbild, das blitzdumme! So jung sein und so einen alten Krüppel heiraten!“ Dann preßten die zwei ihre Lippen aufeinander, daß ihr Bussel heraufklang aus dem Walde.

Die Tresl aber hörte es nicht mehr. Ihre Wangen flammten in brennender Scham. Sie sank in das Gras und sie wühlte mit den Händen in die Matte hinein. Es preßte ihr die Brust, als wenn der Herrgott hätte die ganze Welt darauf gelegt.

Wieder krachten Böller. Die Tresl setzte sich auf. Drüben, nicht weit von der Kapelle, sah sie im Scheine

des Mondes die Männer sich zur Zündschnur neigen und rasch abspringen: dann flog das Feuer auf und der Schuß krachte los. Was schossen sie denn? Das galt ja ihr, weil sie den Sonnegghofer geheiratet hatte, den alten Krüppel!

Keine Tränen kamen in ihre Augen. Das saß so tief in ihr, daß es nicht zu ihren Augen konnte; kaum bis zu dem Herzen vermochte es zu dringen, aber weh tat es — so weh.

„Tresl!“ Der Kohlbauer rief. Aus dem Hause gingen die Gäste, mehr und mehr. Das Fest war zu Ende. Den Scheidenden wurden die Abschiedsschüsse nachgeschickt. Ein lebhaftes Reden war unter den Gehenden

Um die Stämme herum tastete sich die Tresl vorwärts, dem Hause zu.

Im Markte wurde von der Hochzeit noch lange geredet und allerlei seltsame Geschichten konnte man dort und da vernehmen. Es sei schön gewesen und lustig und es habe viel Gutes zu essen und zu trinken gegeben, sagten die einen; andere waren enttäuscht, meinten, das Fest sei viel zu kurz gewesen; auseinandergegangen wär' alles, gerade als es anhub, recht hübsch zu werden. Und an diesem Punkte wurde die Sache rätselhaft. Man erfuhr nicht recht, was eigentlich vorgegangen war, aber irgend etwas mußte geschehen sein; die Musik hatte plötzlich aufgehört zu spielen und die ganze Hochzeit sei aus gewesen. „Ja, was war denn das eigentlich mit der jungen Sonneggbäurin“, fragten die Neugierigen und da gab es ein Achselzucken und die Mienen wurden geheimnisvoll und niemand erfuhr etwas Rechtes. Auf der Wiese, im Gras habe man die junge Bäurin liegen gesehen, sagten die einen; sie sei aus der Stube gelaufen und nicht wieder gekommen. „Aber schrecklich“, behaupteten andere: „durch den Wald ist sie herumgeirrt“. Einige wußten gar, sie hätten gehört, weit droben auf dem Berge sei ihr jemand begegnet, schon ganz droben bei der Alm und dann hielten wieder andere das Ganze für ein müßiges Gerede und erklärten, sie hätten es ganz deutlich gehört, wie der Kohlbauer nach seiner Tochter gerufen habe und sie selbst hätten es im Fortgehen noch gesehen, wie zwischen den Bäumen durch, über die Wiese her, die junge Bäurin dem Hause zugeschritten sei. Alle schüttelten die Köpfe; konnte niemand klug werden aus dem Gehaben der Sonneggbäurin.

Als am nächsten Sonntage die Tresl mit ihrem Gatten zur Kirche kam, flogen wieder die Blicke nach ihr hin und die Lippen flüsterten hinter ihr drein. Sie blickte still und ernst vor sich hin und achtete nicht der anderen. Selbst die Cilli hätte sie nicht bemerkt, wenn nicht das Mädel dicht vor ihr stehen geblieben wäre und mit ihren hellen Augen die Freundin angeblickt hätte.

Am Sonntage drauf huschten beim Kirchgange wieder mancherlei Reden um sie herum und hie und da deutete ein Finger nach ihr. Man hatte im Markte drunten in Erfahrung gebracht, daß sie mit dem Sonnegghofer schlecht lebe und ihr verdrossenes Dreinschauen dem alten Bauern schier das Leben zuwider mache. Wer einen derartigen Ausspruch des Sonneggers gehört hatte, war wohl nicht zu erfahren, aber die Kunde war da und sie umfing die Tresl wie ein Netz. Sie fühlte die Blicke und ahnte, daß um sie herum über sie geredet werde. Am nächsten Sonntage blieb der Kirchenplatz des Sonnegghofes leer. Solches geschah ein zweites- und ein drittesmal.

Da fing die Cilli die Magd Nanni ab und erkundigte sich, was denn los sei droben auf dem Sonnegghofe, daß der Bauer und sein Weib sich gar nimmer wollten sehen lassen beim sonntäglichen Gottesdienste.

Sprach die Nanni, der Bauer sei wohl auf dem Wege gewesen am letzten Sonntage, aber wie er schon ein Stück drunten gewesen sei, im Wald drinnen, da war es ihm eingefallen, daß er der Bäurin noch etwas habe sagen wollen und da sei er langsam wieder hinaufgestiegen durch den Wald und wie er habe ins Haus wollen, da war das Haus zugeschlossen, wie wenn niemand wäre daheim gewesen. Hatten aber an diesem Tage die Bäurin und die Nanni das Haushüten gehabt. Hatte der Bauer die Nanni gesucht; die kam gerade aus dem Schweinstall und hatte nicht gemerkt, ob die Bäurin weggegangen war. Der Bauer habe den Hut gerückt von einem Ohr auf das andere; dann war er um das Haus herumgegangen und die Nanni war ihm

heimlich gefolgt und hatte gesehen, daß er die Richtung eingeschlagen hatte zur Kapelle hin und die Nanni hatte auch gesehen, wie drüben bei der Kapelle die junge Bäurin auf den Knien lag, das Gesicht in den Händen vergraben. Von rückwärts herankommend war der Bauer zu ihr getreten und hatte die Hand auf ihre Achsel gelegt. Da hatte die Bäurin das Haupt erhoben, und da sie ihren Gatten ansah, standen helle Tränen in ihren Augen und rollten über ihre Wangen herab, die so rot waren wie Pfingströserln. Die Nanni hatte geschaut, daß sie das Weite fand und schwieg gegen alle von dem, was sie belauscht hatte. „Wird wohl die Burgl schuld sein, wenn die Bäurin weint“, meinte die Dirn. „Ist ein hochfahrend Ding, die Burgl, spielt sich schier auf eine Herrische; müßt bald sein, der Bauer und die Bäurin sollten „Bitt schön“ sagen und „Dank schön“ vor ihr, statt umgekehrt. Braucht die Burgl nicht zu wissen, daß es der Bäurin ist hart geschehen, fügte die Nanni noch hinzu, nur der Cilli habe sie das jetzt erzählt; sie wisse schon, daß sie es der Bäurin gut vermeine. Hatte die Cilli mit dem Kopfe genickt und gesagt, die Nanni solle der Bäurin nichts vermelden davon, daß sie gesprochen habe mit der Cilli.

Als am nächsten Sonntage wieder niemand von den Sonnegghofer-Bauersleuten in der Kirche zu sehen war, wurde das frohe Auge der Cilli sinnend und mitten in ihre Gebete flocht sie eine Bitte an die Himmelsmutter, diese möge der jungen Bäurin Tresl Sonnegghoferin beistehen, jetzt und allezeit.

Die Leute im Markte achteten nicht mehr auf den Sonnegghofer-Platz in der Kirchenbank. Die Kunde von einer Verlobung ging wieder von Mund zu Mund. Diese Verlobung war freilich kein großes Ereignis; manche schüttelten aber den Kopf, als sie davon hörten. Der Schuster Toni, hieß es, habe sich mit der Waldegger Mariedl versprochen. Er hatte nicht gerade viel und die Mariedl hatte auch nicht mehr, aber von ihm wußte

man, daß er ein Paar fleißige Hände besaß und ihr konnte man auch nichts Schlimmes nachsagen. Wäre also alles in Ordnung gewesen — aber denen, die sie besprachen, klappte die Sache nicht recht. Einer sprach es dann aus: „Hat dem nicht die Kohlbauer Tresl gefallen?“ Spottete ein anderer: „Der Narr der! Wird die reiche Bauern-tochter warten auf einen, der nichts hat als seinen Schuh-leisten.“ Dann huschte und raunte es wieder im Markte herum: „Ah! Der! Den die Kohlbauer Tresl hat stehen lassen!“ Den Toni mochte das Geflüster arg verdrießen. Erhobenen Hauptes schritt er neben der Mariedl seines Weges und seine Lippen lagen trotzig aufeinander. Einige wollten ihn necken oder ihm einen Glückwunsch sagen; das gaben sie aber bald wieder auf. Die sich ihm genähert hatten, stießen sich hinter seinem Rücken an und erzählten einander, der Toni schaue drein, so wild wie der leib-haftige Gottseibeiuns.

Die Cilli trug die Neuigkeit zu ihrer Mutter in das kleine Häuschen an der Sulm. Das goldene Sonnen-leuchten zog abertausend Fünkchen aus dem Bache, der lärmend und schäumend die großen Felstrümmer über-sprang und sich unwillig durch die engen Zähne des Rechens zwängte.

Auf dem offenen Gange, der das Häuschen in Stockhöhe umgab, hingen dort, wo von der Straße aus gemauerte Stufen heraufführten, einige sauber gewaschene Wäschestücke; blankes Hausgerät stand und lag in der Ecke, die schwarze Katze schmiegte sich an den Wand-vorsprung und sonnte sich. Vom Herde her kam der Dunst von Kraut und Fleisch. In der Küche stand die Mutter und richtete das Sonntagsessen. „Mutter“, rief die Cilli, „heut kann ich's nimmer lassen; ich muß die Tresl heimsuchen.“ „Wirst völlig müssen“, stimmte die Frau bei, „ist deine rechtschaffene Freundin, tut sich schon gehören, daß du schaust, wie es geht und steht droben auf dem Sonnegghof. Aber weit ist der Weg. Tu ich mich völlig sorgen, wenn du so fortgehst durch den Wald.

Wär' nicht schlecht, du tätest eine aus der Bekanntschaft bitten um ein Weggeleit. Zwei Frauenzimmer sind alleweil immer besser als eins allein." „Mußt dich nicht sorgen, Mutter", lachte die Cilli, „will wohl Weg und Steg finden hinauf zur Tresl und was der Heimweg ist, will ich auch nicht vergessen darauf. Und dann, Mutter, ich mein, ich geh zu auf den Kohlbauerhof. Ist ein Stück herunter dem Sonnegghof. Ist Sonntag Nachmittag; wird die Tresl wohl leicht zu finden sein im Heimatshaus und ich spar' den Weg."

„Ist schon recht so, Dirndl", sagte die Mutter. Sie bereitete den Tisch vor für das Mahl und trug die Speisen auf. Die beiden Frauen setzten sich vor ihre Teller, und da die Hände das Kreuzeszeichen über die Stirne zogen und die Lippen leise im Gebete murmelten, da trat der Herrgott ein in ihre kleine Stube und sein Sonntagssegen umstrahlte sie.

Die Cilli hatte sich geirrt. Die Tresl war nicht im Vaterhause. Das weite Gehöft des Kohlbauern lag verlassen in der Stille des Sonntags da und niemand war zu sehen, als die Cilli dem Hause zuschritt. Dann kam der Schipsel bellend herangestürmt, schien dann die Cilli zu erkennen und trottete sich hinweg, ohne ihrer weiter zu achten. Die alte Mirzl, deren Glieder gebrechlich waren, humpelte im Hofe herum und machte sich bei den Hühnern zu schaffen. Sie kannte die Cilli und ahnte, wen sie suchte. „Die Sonneggbäurin ist nicht da", rief sie der Cilli zu. Die Cilli hatte so sicher erwartet, die Tresl hier zu treffen, daß sie ein ganz erstauntes Gesicht machte. Die Alte nickte und sprach, gleichsam zu sich selbst: „Habs immer gesagt; habs immer gesagt! Tut kein gut, wenn der Winter den Frühling heuert. Ist immer noch der Reif gekommen und sind alle Blümmerln erfroren. Ja, ja!" Die Alte hatte dessen nicht acht, ob die Cilli ihr Antwort gab; sie redete weiter: „War ein gutes Herz, die Tresl; hat der Bauer nicht zu klagen gehabt und die Brüder nicht und die Dienstleut nicht; und der Schipsel,

der hat sie so viel gern gehabt, die Tresl, so viel gern. Vor ein paar Wochen, war erst ganz jung verheiratet damals, da ist sie heruntergekommen auf den Heimatshof, die junge Bäurin. Du mein lieber Herrgott, wie da der Schipsel ist auf sie hinaufgesprungen! Das Gesicht hat er ihr abgeleckt, und wie sie hat wieder gehen wollen, da hat er sie erwischt bei der Rockfalten und nimmer loslassen hat er sie wollen. Mein Gott, mein Gott, hab ich mir gedacht, das Vieh hat die Vernunft, die der Kohlbauer hat sollen haben. Der hats nicht gewußt, daß das Dirndl hergehört und nicht hinauf auf den Sonnegghof. Und dem Dirndl, will ich sagen, der Sonneggbäurin, sind die Tränen herausgestürzt aus den Augen und sie ist niedergekniet neben dem Hund und hat im schön getan und immer wieder schön getan und dann ist sie aufgestanden und hat gesagt zu mir: ‚Mirzl', hat sie gesagt, ‚sag's nicht dem Vater', hat sie gesagt, ‚aber', hat sie gesagt, ‚wenn ich den Schipsel seh', dann ist mir so hart, daß ich wieder fortgehen muß von hier'. Und dann ist sie rasch weggegangen und seitdem war sie nimmer herunten auf dem Vaterhof. Und überhaupt", fuhr die Mirzl fort, „was das nur für eine Art ist! Sagen die Leute, gar nicht mehr zur heiligen Messe gingen sie, die Bauersleute vom Sonnegghof. Hat der Kohlbauer auch schon geredet, was das wär' mit den Sonnegghoferischen. Hat, mein ich, der Herr Pfarrer den Kohlbauern gar schon einmal gefragt, was das wäre mit seiner Tochter, daß man sie gar nimmer sehen konnt beim sonntäglichen Gottesdienste. Was der Kohlbauer hat zur Antwort gegeben, das weiß ich nicht, aber alle habens müssen fühlen im ganzen Haus, daß der Herr Pfarrer war nicht zufrieden mit dem Kohlbauern seiner Tochter. Aber", und die alte Mirzl näherte sich der Cilli und ihre Stimme hatte einen vertraulichen Klang, „aber hinaufgegangen auf den Sonnegghof ist er nicht deswegen, der Bauer. ‚Sollen droben tun, was sie wollen; kümmert mich nicht', hat er gesagt; hat nicht die Schneid, daß er tät den

Bauern und die Bäurin fragen, was es ist mit ihrer Christenpflicht. Täten ihn vielleicht etwas zurückfragen, die zwei; wer weiß, ob er bei der Frage hätt' so ein gutes Gewissen, der Kohlbauer."

So schritt die Cilli weiter. Durch das Viehgattern und den Waldweg hinan und dann über die weichen, samtenen Wiesen hin und da leuchteten ihr schon die weißen Mauern des Sonnegghofes entgegen und auf den braunen, wetterstarken Balken des festen, gediegenen Baues lag das Sonnenlicht des frühen Nachmittages.

Die Stille des Sonntages wob ihren linden Zauber über das ganze Anwesen. Ein paar Hühner liefen über die Wiese; hinter dem Stalle grasten die Kühe, die nicht auf die Alm getrieben worden waren, und der Halterbub lag auf dem Rücken, streckte die beiden, bloßen Beine gegen den Himmel, benützte die eine Hand als Kopfkissen und schnitt in stummem Sinnen allerlei Gesichter. Das kam wohl von den verschiedenen Halterbubeneinfällen, die in der Stirne unter dem spitzigen, durchlöcherten Hut ihr tolles Spiel treiben mochten. Mit der freien Hand schwenkte er die Peitsche langsam hin und her, ohne zu klatschen, als sollte sie den Takt geben zu irgend einem Liedel; ihr gedrehtes Ende baumelte dabei über das gebräunte Bubengesicht, wie in schelmischer Neckerei.

Beim Hause hörte die Cilli reden. Sie ging dem Stimmenschall nach und sah bei der langen Hausbank, die sich um drei Seiten des Wohngebäudes herumzog, die Tresl stehen. Mehrere Blumentöpfe standen im Rasen um sie herum. Sie nahm einen Topf nach dem anderen und hob ihn auf die Hausbank. Der Sonnegghofer half ihr die Blumen stellen und sie tauschte immer wieder um, zupfte an Blättern und Blüten und schien ihre Freude zu haben an den buntblühenden Gewächsen. „Tresl", rief die Cilli. Die junge Bäurin wandte sich um. Die Freundin stand schon neben ihr und sie hielten sich bei den Händen: „Ist wohl schön von dir, Cilli, daß du mich heimsuchst." Die Cilli wollte schon erwidern, der

Weg wäre grad nicht länger, wenn ihn die Tresl talzu schritte, bis zum Hause der Cilli, aber sie sagte nichts. Es wäre ja nur ein Spaß gewesen, wenn sie das gesagt hätte, aber die Tresl sah gar nicht so drein, als wenn es ihr drum zu tun gewesen wäre, einen Spaß zu hören. Beinahe bleich sah das junge, gebräunte Gesicht der Sonneggbäurin aus. Die Cilli schüttelte den beiden Bauersleuten die Hand und der Sonnegghofer nickte ihr freundlich zu. „Bist schon brav, Dirndl" lobte er, „daß du bist heraufkommen zur Bäurin. Wird ihr gar manchmal zeitlang da heroben in der Einöd, am Sonntag, wenn keine werktägliche Arbeit darf verrichtet werden. Kannst schon öfter einmal heraufspringen, Dirndl." Die junge Bäurin sah ihren Gatten mit einem Blicke an, in dem es lag, wie die Dankbarkeit eines Kindes. Der Bauer ging weg und die beiden Frauen rückten an den Blumentöpfen herum; die Cilli fand dies und das, was sie loben konnte, und sie verwunderte sich darüber, woher die Tresl alle die schönen Blumen hatte, und bei manchen erkannte sie, daß sie in denselben Geschirren steckten, wie die Blümeln im Kohlbauerhof. „Die Blumen sind aus dem Kohlbauerhof", sagte die Tresl. „Der Bauer hats gemerkt, daß ich sie so viel hab gern gehabt, meine Blumerln, und da ist er einmal weggegangen und hat einen Knecht mitgenommen und in der Buckelkraxen hat er mir die Blümeln mit herauf gebracht. ‚Damit ich ein Stück heroben könnt haben vom Heimatshaus', hat er gesagt."

„Der Bauer ist arg gut", pflichtete die Cilli bei. Da griff die Tresl schnell nach ihrer Hand: „Sei still; sei still, daß er dich nicht hört; das darfst nicht sagen." Die Cilli begriff nicht. Vorsichtig sah sich die junge Bäurin nach allen Seiten um. Auf der Wiese ging ihr Mann zwischen den Obstbäumen, stand immer wieder still, prüfte Baum und Frucht und pflückte dort und da einen völlig reifen Apfel in seine hochgehaltene, blaue Schürze. Er konnte das Gespräch der beiden Freundinnen nicht hören. Mit ganz gedämpfter Stimme erzählte die Tresl der

Cilli, es wäre noch gar nicht so lange her, da wäre er auch so gut zu ihr gewesen, der Sonneggbauer; so viel gut. Er hatte ihr geholfen bei der Arbeit, damit sie sich nicht soviel müßte plagen, hat er gesagt, und gefragt hat er sie, womit er ihr könnte eine Freude machen, ob er ihr sollt ein Kleid kaufen oder einen schönen Rosenkranz oder ein Betbuch oder einen gemalten Christus für die Herrgottsecke. Die Tresl habe sich nichts gewünscht, nur so traurig im Sinn sei es ihr gewesen, denn sie hätte sich eigentlich schon etwas gewünscht, aber das hatte sie sich nicht zu sagen getraut und es hätte ja auch nichts genützt, wenn sie es gesagt hätte; selbigen Wunsch hätte der Sonnegghofer ihr ja doch nicht erfüllen können. Hätte sie gerne gesagt: so viel gern wäre sie zurückgegangen, in ihr Heimatshaus hinunter und wieder die Tresl Kohlbauer hätte sie mögen sein. Aber solchen Wunsch getraute sie sich nicht zu sagen und wie der Sonnegghofer so ist vor ihr gestanden und immer hat losgeredet auf sie, da ist es ihr in den Sinn gekommen: wenn der Vater so hätte reden mögen mit ihr, so wie jetzt der Sonneggbauer, dann hätte leicht auch sie mögen mit dem Vater reden und es war ihr immer so, als wenn sie hätte sollen reden. Und da war es ihr so aus dem Munde gekommen und sie hatte gesagt: „Sonnegghofer", hatte sie gesagt, „du hast sollen mein Vater sein". Hatte der alte Bauer sich vorgebeugt auf dieses Wort hin, so, wie wenn er nicht hätte recht verstanden, und gefragt hat er: „Was hast gesagt, Tresl, wer hätte ich sollen sein?" Da hatte es die Tresl wiederholt: „Mein Vater! Du kommst mir vor, als wenn du tätest mein Vater sein". Da war der Sonnegger auf sie losgefahren; zornrot. Beinahe fürchtete sie sich vor ihm. Ihre Hand hatte er genommen und so fest gehalten, daß es der Tresl weh getan hat und angeschrien hat er sie: „Was hast da geredet, du Weibsbild, du dalketes? Wirst gleich aufhören mit dem Gered! Dein Mann bin ich! Niemand anders sonst als dein Mann! Hast mich verstanden? Dein Mann bin ich!"

Dann hatte er sie losgelassen und war so rasch weggegangen, daß sie gar nicht gleich wußte, wohin er gekommen war.

Seit jenem Tage hatte sich die Tresl nicht mehr recht getraut, ihm zu sagen: „dank auch schön!" wenn er besonders gut war zu ihr. „Weißt, Cilli", sprach sie, „er ist so viel gut, aber ich hab eine Angst vor ihm." Lachte die Cilli: „Du Dschapperl, du dummes, was möcht er dir denn tun?" „Freilich", sagte die Tresl, „tun wird er mir nichts; aber ich mag nicht, daß er noch einmal so schreit. Dann hören ihn die Dienstleute und was werden die sich denken von der Bäurin? Die Burgl, die will so immer oben hinaus. Hat ihr der Bauer schon ein paarmal müssen sagen, daß ich die Bäurin bin und sie ist bloß die Magd."

So im Reden waren die beiden Frauen gegen den Hof zu geschritten und da trat ihnen der Sonnegghofer in den Weg und hielt der Cilli eine Handvoll schöner, rotbackiger Aepfel entgegen. „Da hast, Dirndl, kannst sie mit heim nehmen, als Wegzehrung." „Vergelts Gott, Bauer! Vergelts Gott!" dankte die Cilli: „werd's meiner Mutter weisen, was alles wachsen tut auf dem Sonnegghof." Die Tresl war in das Haus hineingegangen und nun trat sie wieder heraus und hielt den Kellerschlüssel und einen Krug in der Hand. „Schauts, schauts, die Weibsleut! Wollen sich einen Rausch ansaufen", lachte der Bauer, nahm seinem Weibe die Geräte aus der Hand und hieß sie und die Cilli in die Stube hineingehen; er werde schon für den Trunk sorgen.

Die Cilli freute sich an allem, was die Freundin ihr zeigte; war alles beinahe noch größer und stattlicher als auf dem Kohlbauernhofe, und da die junge Bäurin ihre Freundin in dem neuen Heime herumführte, leuchteten auch ihr die Augen und der Bauernsinn in ihr war stolz auf den reichen Besitz. Alles mußte die Cilli sehen; die Pferde in den geräumigen Ställen und die Kühe und die Schweine und die Hühner und Enten und die Wein=

presse und die große Tenne; bis hinauf in die Dachbodenkammer und bis hinab in den Hauskeller: überallhin führte die Bäurin ihren Gast und ordentlich müde waren beide, als sie sich in der großen Stube an den Tisch setzten. Der Krug mit mildem, gutem Birnmost stand schon bereit und das Brot hatte der Bauer dazugelegt. Die beiden Freundinnen saßen beisammen und redeten von allerlei und die Tresl wurde schier so gesprächig wie in Schulzeiten. Vom Hausflur her klang ein Reden herein; Schritte gingen hin und wider. Einige Dienstleute, die Ausgang gehabt hatten, kamen in den Bauernhof zurück. Die Stimme des Sonnegghofers war zu hören; er sagte irgend etwas, das am nächsten Tage getan werden sollte. Die Cilli stand auf. „Alsdann, Tresl, ich mein, es wird Zeit. Ich muß denken ans Heimgehen. Und komm halt auch einmal hinunter in den Markt. Wird mich freuen, wenn du mich heimsuchst.“ „Ich werde schon kommen, Cilli; bis einmal weniger zu tun ist auf dem Feld draußen. Ist halt alleweil viel Arbeit; der Hof ist groß. Hast noch gar nicht gesehen, wie weit die Felder hinuntergehen über die Bergleiten. Komm, ich will dirs weisen.“ Ob es halt nicht schon zu spät wär, meinte die Cilli; aber die alte Uhr in dem hohen Holzkasten hatte ihre Zeiger gerade etwas über die fünfte Nachmittagsstunde hinausgerückt und der Sonntag lag noch so rotgolden über dem Land, daß man gar nicht zu glauben vermochte, die finstere Nacht könne kommen und all dieses Leuchten müsse einmal enden.

Meinte die Tresl, es sei noch gar früh am Tage und die Cilli nähme es mit einem Feldhasen auf, so viel rasch verstünde sie das Laufen. Lachte die Cilli und fand, auf eine Viertelstunde oder zwei käme es grad noch nicht an. Die Freundinnen verließen das Haus und hatte die junge Bäurin früher ihren Besuch durch Haus und Ställe und Scheunen geführt, so geleitete sie sie jetzt zwischen den Obstbäumen hin, nannte diese und jene Obstgattung und kam so weit vom Hause weg, daß auf der Wiese gegen die Alm hin schon das kleine, teilweise zerfallene Hüttchen des Anrainers sichtbar ward. Wem das kleine Häusel gehören tät, erkundigte sich die Cilli. „Ist ein alter Mann“, erklärte die Tresl, „hat eine Kuh und eine Ziege und ein paar Hühner. Mit der Kuh bebaut er das Stückl Feld neben der Hütten. Dienstleute hat er keine. Macht alle Arbeit allein; schert sich um keinen Menschen. Was er selber ausbessern kann an seinem Häusl, das bessert er aus, und was er nicht fertig bringt allein, das laßt er weiter zerbrechen. Wenn im Wald die Beeren zeitig sind und die Pilze, dann brockt er sie ab und verkauft sie drunten im Markt. Ihr kennt ihn unten ohnehin alle. Bei der Kapuzinerkirche steht er immer mit einem Korb. Was er nicht verkauft, das schenkt er den Kindern und sagt, sie sollen auch ihre Freud haben.“ „Ah, der alte Beerenhansl! Ist das der?“ rief die Cilli. „Ja, ja, der ist es schon! Haben sie dem Sonnegghofer wollen einreden, er soll dem Beerenhansl seine Keuschen kaufen; tät der Grund grad passen zum Sonnegghof. Hat der Sonnegghofer gesagt, sagt er: ‚Hat jede Kohlmeise ihr Nest und nimmt ihrs kein anderer Vogel weg; warum soll ich den Beerenhansl vertreiben aus seiner Heimatstätten? Soll bleiben, bis ihn der Herrgott abberuft. Hab noch alleweil genug, auch ohne dem Beerenhansl sein bissel Land.“

Die beiden Frauen waren im Reden bis zu der Kapelle gekommen. Die Cilli machte das Kreuzeszeichen und dann sah sie die Tresl von der Seite an. Scherzte dann: ob das vielleicht jetzt der Tresl ihre Pfarrkirchen wär, weil sie sich gar nimmer tät blicken lassen bei der heiligen Sonntagsmeß. „Werd schon wieder hinunterkommen“, sagte die Tresl und ihre Stimme hatte so einen traurigen Klang, daß die Freundin erstaunt aufhorchte. Einen Augenblick standen beide stumm nebeneinander und die Tresl hielt ihren Kopf gesenkt, wie ein gescholtenes Kind. Nach einer Weile sagte sie: „Hast recht: es ist eine Sünd, daß ich jetzt nie zum Hochamt

geh oder auch nur zur Frühmeß und mir tät es not, daß ich möcht zur Beichte gehen, daß mich der Herrgott tät freisprechen von meiner Schuld." Die Cilli nahm die Freundin bei der Hand und ihre hellen Augen hefteten sich fest an das Antlitz der jungen Frau. „Tust mir was verschweigen, Tresl; tust glauben, ich merks nicht, daß du ein Leid tragst in deiner Seel. Wär vielleicht recht, du könntest mir sagen, wo das Dach ein Loch hat; zwei Köpf sind alleweil mehr als einer." Sie zwang die Freundin mit sich auf die Bank und dann saß sie und sah hinunter in das weite Tal, an dessen Ende der ernste Posruck ordentlich heiter aussah im roten Nachmittagslicht. Die Cilli wartete, daß die Tresl sprechen würde, aber die Tresl schwieg. Meinte die Cilli, sie müsse wohl den Anfang machen und weil sie nicht wußte, was sie schicklicherweise sagen oder fragen sollte, hub sie an, den Platz der Bank zu loben, und den Blick immer nach der Ferne gerichtet, äußerte sie, daß wohl niemand hätte der Kapelle ein Platzerl geben können, das passender gewesen wäre als dieses hier, wo man so recht vom Herzen dem Herrgott danken müßte für die große Güte, mit der er alles erschaffen hat, und für die Gnade, mit der er dem Sonnegghofer so reichen Segen geschenkt habe. Leise schluchzte es neben ihr. Erschrocken hielt die Cilli inne im Reden und sah, wie die junge Bäurin die Hände vor dem Gesichte hielt und weinte. „Tresl! Was hast denn? Tresl! Geh sag mir, was dir fehlt!" bat die Cilli.

„Das ist es ja; das ist es ja!" jammerte das junge Weib: „Den Segen hat der Herrgott dem Bauer geschenkt und den Unsegen bring ich ihm ins Haus." „Aber Tresl, was redest da für ein Zeug, für ein wildes?" Jetzt legte die Tresl die Hände gefaltet in den Schoß und ihre Augen suchten der Freundin Blick. „Wohl, wohl! Ist schon so! Glaubst denn, es hat nicht seinen Sinn, daß grad in einer goldenen Wolken der Herrgott hinauffahren tut zum Himmel? Ich mein, da auf dem Bild in der Kapellen. Hat die Kapellen der erste Sonneggbauer auferbaut, zum Dank dafür, daß aus der Walderde und aus dem unbebauten Grund der Reichtum und der Segen hat mögen auferstehen. Das Sonnengold und das Gold des Glückes sollen verbunden sein mit dem Sonnegghof auf immerdar: so hat der erste Sonnegghofer erzählt, wie er seinen Hof hat umschreiben lassen auf den ältesten Buben. Sind auch aufrechte Leut gewesen, die Sonnegghofer; allezeit. Hat mir der Sonnegghofer gesagt, war sein Urahn so und der Großvater und der Vater und ist er selber, der Sonnegghofer immer grad dahergegangen und hat den Kopf nicht brauchen beugen; hat alleweil Recht behalten gegen das Unglück. Geht eine Geschichte vom Vater zum Sohn herobeṅ auf dem Sonnegghof und wie wir haben geheiratet, paar Tage nach der Hochzeit, hat mich der Bauer hergeführt; her zu dieser Kapellen und hat zu mir gesprochen der Sonnegghofer: ‚Schau dir die Kapellen an', hat er gesagt, ‚so lang der Hof steht, so lang steht auch sie als Zeichen der Dankbarkeit für den Himmelssegen. Und hat dieser Segen seinen Grund. Du bist jetzt eine Sonneggbäurin, Tresl', hat der Bauer gesagt ‚und', hat er gesagt, ‚du mußt die Geschichte auch wissen'. Und da hat er mir erzählt, der Bauer, wie der erste Sonneggbauer ist heraufgekommen auf den Grund, da war noch alles voll Wald da und nur ein ganz kleines Fleckel, grad das hier, wo jetzt die Kapellen steht, das war Wiese. Der Bauer war von dort drüben herüber gekommen, vom Posruck her, und hat wollen über diesen Berg drüber gehen, hinunter in den Markt, der hat damals schon das Kloster gehabt. Und er hat wollen zu den Klosterbrüdern gehen und bitten, daß sie ihn aufnehmen in den Konvent. Er ist von zu Hause fortgegangen, weil sein älterer Bruder das Vaterhaus hat geerbt und weil er sich nicht hat können vertragen mit seinem Bruder, der ein hochfahrender Mensch war und ein Kartenspieler, und weil er nicht hat mögen seinem Bruder den Knecht abgeben. ‚Da geh ich lieber ins Kloster', hat er gesagt und ist fortgegangen

von zu Hause. Und wie er ist auf diesen Platz gekommen, da hat er sich umgewendet und hat zurückgeschaut zum Posruckgebirge, und wie da das Gebirge so schön ist vor ihm gelegen, mit seinen Wäldern und Wiesen und Bauernhäusern: da ist die Gall aufgestiegen in ihm, deswegen, daß er soll ins Kloster gehen, und hat Freud gehabt zur Arbeit und sein Bruder, der lieber hat die Karten in der Hand gehalten, der soll einen Bauernhof haben. Und da ist es ihm eingefallen, er wird sich hier ein Haus herbauen, grad hier an dem Eck, wo die Sonne grad so schön herscheint und wo immer noch Sonnenschein ist, wenn drüben am Posruck schon lang die Wiesen ganz dunkel sind vom Schatten. Und ist der Bauer hinuntergegangen in den Markt und hat den Kaufschilling hingelegt und wie er ist beim Kloster vorübergegangen, da ist grad ein kleiner Bub zur Klosterkirche hinaufgelaufen. Hat der Bauer den Buben angerufen: ‚Bub, wo gehst du hin?‘, hat er gefragt. ‚In die Kirche geh ich, Bauer‘, hat der zurückgerufen. Da hat der Bauer seinen Hut geschwenkt und hat dem Buben aufgetragen: ‚Bub, wenn du in die Kirche kommst, so sag den Klosterbrüdern, ich ließ sie schön grüßen, aber ich hab keine Zeit für sie.‘ Ist der Bub davongelaufen und hat gelacht und gesagt: ‚werds schon vermelden‘ und die Leute, die den Bauer gehört haben, haben auch gelacht und haben vermeint, es sei nicht richtig im Kopf bei dem jungen Bauer. Und der Bauer — Simon hat er geheißen, so wie der jetzige Sonneggbauer — der Bauer ist heraufgegangen und hat Bäume gefällt und hat angefangen, sein Haus zu bauen. Fast alles hat er allein gemacht; nur wenns gar nimmer allein gehen hat wollen, dann hat er sich einen Holzknecht geholt, der hat ihm müssen helfen und dem hat er dann jedesmal gleich wieder seinen Lohn gegeben nnd hat ihn weggeschickt. Wie das Haus fertig war, hat er sich drunten im Markt einen Pflug schmieden lassen und eine Sense und eine Egge und hat gleich angehebt, einen Acker herzurichten. Wie

er mit der Arbeit so weit fertig war, da ist ihm auf einmal die Lust zur Arbeit vergangen. Hat er sich gedacht: ‚Wozu sollst dich plagen? Bist ganz allein! Häst es können bequem haben, wenn du wärst ins Kloster gegangen.‘ Hat ihn sein Haus und sein Acker gar nimmer gefreut und er hat die Tür zugesperrt und ist fortgewandert und hat wollen die Welt sehen. Ist gar weit fortgegangen von hier, bis hin, wo der Laßnitzbach ganz dunkel und finster aus den Bergen herausbricht. Dem Bach ist er entgegen gegangen und hat ihm das so viel gut gefallen, wie der Bach ist heruntergekommen über die Steine, daß das Wasser nur so gespritzt hat und daß am heißen Sommertag die Luft kalt war; ist immer höher hinauf gekommen, der Bauer, und hat wollen wissen, wie der Berg droben ausschaut. Dann ist der Bach immer kleiner worden und der Bauer hat gar nimmer acht gehabt auf den Bach und vor sich hat er die hohe Koralm gesehen, so hoch, daß kein Baum mehr hat können grünen zwischen ihren grauen Steinen und daß die Wolken manchmal tiefer waren als der Berg, völlig so, als wenn der liebe Gott wollte der Erde ein Fensterl aufmachen, damit sie kann hineinschauen ins Himmelreich. Hoch droben auf einer Wiese, hart am Waldrand, ist eine Hütte gestanden. Von der Hütte hat man können hinsehen zum breiten Bergrücken der Koralm und an das Hüttel hat der Simon angeklopft und hat gebeten um ein Stückl Brot. Ist aus dem Hüttel ein Dirndl herausgekommen, das war jung und hat brennrote Wangen gehabt und ringlete Haare und das Dirndl hat zu lachen angefangen und hat gar nicht aufhören können mit dem Lachen, daß der fremde Bursch ist eigens heraufgekommen aus dem Tal, weil er hat wollen die Welt sehen. Ob er denn glaubt, daß heroben bei der Holzfällerhütten die Welt tät sein. Den Vater und die Mutter hat das Dirndl gerufen und hat immer wieder angefangen zu lachen, über den närrischen Buben, der eigens ist herauf gekommen, die Welt sehen. Dem Simon hat das Lachen gut gefallen.

Ist es ihm durch den Sinn gefahren: ‚wenn ich könnt' das Dirndl drüben haben bei meiner neuen Hütten und sie tät mir so ein paarmal im Tag zu lachen anheben, daß ihr die Zähne ordentlich blitzen zwischen den Lippen: wer weiß, ob mich die Arbeit nicht wieder möcht freuen.‘

Und kurz und gut, der Simon hat nicht lang zugewartet; er hat das Dirndl gefragt, ob sie wollt mit ihm kommen und Bäurin werden und sie hat gesagt: ‚Ja‘ und da sind sie zusammen hinuntergewandert und gleich in der ersten Kirche, an der sie sind vorbeigekommen, haben sie sich trauen lassen.

Jetzt ist zur Arbeit das Lachen mit heraufgekommen auf den neuen Grund. Beide, er und sie, haben fest gearbeitet und, wenn ihnen die Arbeit einmal ist sauer worden, da hat das Weib angehebt zu lachen und hat den Bauer gefragt, ob er vielleicht wieder will alles liegen und stehen lassen und gehen, sich die Welt anschauen. Hat sich dann der Simon geschämt und hat mitgelacht und die Sense ist ihm leicht worden in der Hand.

Wie dann der Hof war größer aufgebaut und Felder und Wiesen fruchtbar und gut, da hat der Simon die Kapellen errichtet; hier auf diesem Platz und vor dieser Kapellen ist er niedergekniet und hat dem Herrgott gedankt für alles, was er ihm hat geschenkt, und hat gesagt: ‚und am meisten dank' ich dir mein Herrgott, daß du mir hast ein Weib gegeben, das lachen kann!‘ Wie sein Aeltester wollt ausgehen auf die Brautschau, da hat ihm der Vater geraten: ‚Schau, daß du kannst ein Weib finden, das so ist wie deine Mutter. Arbeit bringt Segen, aber das Lachen, das macht Lust zur Arbeit. Nur keine Tränen nicht und keinen hängenden Kopf; am Sonnegghof muß der Sonnenschein auch drinnen sein in der Stuben.‘

So hat der Simon geraten und so ist es gewesen seither. Waren immer frohe Bäurinnen, die Sonneggbäurinnen, und waren der Segen für den Hof. Aber ich, siehst Cilli, jetzt weißt, warum ich traurig bin; ich kann nicht lachen. Ich habs können, das Lachen, solang als ich bin im Vaterhaus gewesen. Aber wie mir damals der alte Sonnegghofer hat das Ringerl gegeben, da hat das Ringerl mir das Lachen erdrückt. Ich tu mich kränken deshalb; Cilli, meiner Seel, ich tu mich kränken. Der Bauer ist gut zu mir und ich bin die Bäurin heroben und es ist meine rechtschaffene Pflicht, daß ich tu helfen fortschaffen am Segen für den Sonnegghof — aber ich kann's nicht zwingen. Es drückt mich im Herzen, Cilli, ich weiß nicht, was es ist, aber ich möcht alleweil weinen und der Hof wird zugrunde gehen an meinem Weinen.“

Die Cilli legte den Arm um die Schulter der Freundin: „Du Dschapperl, du dummes; kannst froh sein, wenn du keinen anderen Grund hast zum Kränken. Mit einem lachenden Menschen ist alleweil gut zusammen sein, aber wer es nicht kann, das Lachen, der muß es halt bleiben lassen. So ein Hof wie der Sonnegghof wird deswegen nicht zugrund gehen. Ist allzeit noch besser, du hast zwei feste, arbeitsame Hände, als du sitzt und tust nichts, als dem Herrgott die Stunden weglachen. So was! So was! Da soll einmal einer das Weibsbild sehen, das tasige! Meiner Seel Tresl, das ist zum Lachen! Muß ein jeder Mensch lachen, wenn er dich hört! Und spät ist es auch worden! Behüt dich Gott derweil und dank schön auch für die Aepfel und komm halt einmal zu mir hinunter.“

Sie gingen mitsammen dem Waldwege zu. Tresl blieb stehen und ergriff der Freundin Hand. „Cilli hörst, tust nichts weitersagen, gelt?“ Die beiden guten Augen der Näherin blickten treuherzig zur Bäurin empor: „Geh, du Dschapperl, das brauchst nicht erst verlangen. Ja!“ sie fuhr mit der Hand in die Höhe: „Das hab ich dir gar nicht gesagt, der Schuster Toni wird heiraten.“ Die Tresl ließ die Hand der Freundin jäh los: „Der Schuster Toni? Wen denn?“ „Die Waldegger Mariedl! So ein Hallodri! Hat er nicht alleweil dir schön getan? Und findet gleich drauf eine andere? Er soll gar stolz und

eifersüchtig sein, sagen die Leut. Will gar nicht haben, daß jemand sein Mädel aus der Weiten anschaut. So ein Windbeutel! Geht mit zwei Dirndeln gleichzeitig." Die Tresl staunte: „Mit zwei Dirndeln? Mit wem geht er denn noch?" „Ja jetzt, jetzt geht er freilich nur mehr mit einer", lachte die Cilli: „die andere ist derweil die Sonneggbäurin worden." Blutrot schoß es der Tresl ins Gesicht und sie gab keine Antwort. „So ein Hallodri!" wiederholte die Cilli, sagte nochmals: „Grüß Gott!" und lief den Waldweg hinab. Die Tresl drehte sich langsam um. In ihren Ohren klang die Stimme der Cilli: „mit zwei Dirndeln gleichzeitig." War er denn mit ihr einmal gegangen, so wie er jetzt mit der Mariedl ging? So, wie der Sonnegghofer mit ihr, mit der Tresl, gegangen war? Und gleichzeitig wie um sie, wäre der Toni um die Mariedl herum gewesen? Und zur selben Zeit, da er ihr ein Röserl schenkte vom Hausstrauch, hatte er vielleicht in der nächsten Stunde der Mariedl eines geschenkt? Die Tresl hob den Kopf und trat mit festen Schritten in das Haus. An der Türschwelle sah sie sich um. Es war ihr vorgekommen, als ob etwas von ihr abgeglitten wäre; aber es war nur der Schatten des Hausdaches, der hinter ihr auf dem Rasen lag.

Der sonntägliche Gottesdienst schuf ein anderes Bild als einige Wochen vorher. Draußen lag ein schönes Sonnenleuchten über der Landschaft; aber die Sonne stand schon tiefer und das erste Laub rieselte rot und goldfarben von den Bäumen. In der Kirche schimmerten nicht mehr so viele weiße Kleider der Städterinnen; die waren meistenteils schon wieder heimzugeflogen, wie die Mauerschwalben in ihr Nest. Nur die Sonntagsgewänder der Marktbewohnerinnen leuchteten noch hell und sommerlich aus der meist dunklen Tracht der Bäurinnen. Die Tresl war auch auf ihrem Platze auf der Frauenseite. Man flüsterte und sprach schon lange nicht mehr hinter ihr drein und auch, daß der Schuster Toni seit kurzem verheiratet war und neben seinem Weibe unweit des einen Seitentores stand, fiel niemand mehr auf. Auch die Tresl hatte seiner nicht acht. Nachdem sie von seiner Verlobung mit der Waldegger Mariedl gehört hatte, war sein Name noch manchmal durch ihre Seele gehuscht, wie ein fernes Glockenläuten. Dann hieß es, er habe Hochzeit gehalten, und das hatte die Tresl auch gehört und da war es so still und friedlich in ihr geworden. Sie wußte nicht warum und sie forschte dem Grunde auch nicht nach. Entweder gemeinsam oder abwechselnd kam das Ehepaar aus dem Sonnegghof jetzt wieder zur Kirche. Im Vorübergehen sah der Pfarrer auf dem Kirchenplatze manchmal nach der Tresl hin und dann grüßte sie ihn und er dankte und sie hätte wohl bisweilen Lust gehabt, ihn anzureden, aber sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und er tat auch nichts dergleichen. Es fiel ihr ein, daß er, als er damals vor ihrer Hochzeit mit ihr gesprochen hatte, wohl gemeint haben mochte, sie solle zu ihm um Rat

kommen, wenn es ihr irgend schlecht ginge, oder wenn sie etwas zu klagen habe. Aber schlecht ging es ihr nicht. Der Bauer war gut zu ihr und das, was sie drückte, das nämlich, daß sie nicht zu lachen vermochte, dagegen konnte ihr der Pfarrer auch nichts raten. So meinte sie. So überlegte sie, da sie auf ihrem Platze im Kirchenstuhle saß, und dann überkam sie die Andacht und sie betete.

Die Stimme des Priesters rief sie aus ihrer Versunkenheit. Als sie den Kopf hob, fiel ihr Blick auf die aus Holz geschnitzte und bunt gemalte Figur der hl. Notburga, die dort stand, in der Nähe eines Seitenaltares und die bei feierlichen Umgängen mit herumgetragen wurde, als Fürbitterin der Dienstmägde. Die hl. Notburga hatte ein Gewand an, wie es die Dirndeln tragen, und in der Hand hielt sie eine Sichel.

Es schoß der Tresl durch den Kopf, daß sie ihrer Magd, der Burgl versprochen hatte, sie würde ihr eine neue Sichel mit nach Hause bringen. Nächste Woche kam das Kraut-Einheimsen und die Burgl sagte, ihre Sichel schneide nicht mehr. Wohl hatte der Bauer erklärt, die Sichel sei noch ganz gut, aber da hatte die Burgl angefangen zu schreien, daß die Bauersleut täten eine ordentliche Arbeit verlangen von ihr und daß sie ihr nicht wollten das ordentliche Werkzeug geben. Und die Burgl hatte immer recht. Als die Bäurin versucht hatte, ihr zuzureden, man müsse schon das alte Zeug auch noch verwenden, so lange es brauchbar sei, da hatte die Burgl zu weinen angefangen und hatte mit halberstickter Stimme hervorgeschluchzt: „Hab mein Arbeit alleweil rechtschaffen verrichtet, hat der Bauer nie zu klagen gehabt, daß ich wär faul gewesen, und hat jetzt die Bäurin immer was, was sie kann sagen gegen meine Arbeit. Und hab ich der Bäurin mein Lebtag lang kein böses Wort gegeben.“ War der Bauer ungeduldig geworden bei dem Geschrei der Magd: „Sach noch einmal, du sollst dein Sichel haben und jetzt gib ein Fried!“ hatte er gerufen und der

Tresl hatte er aufgetragen, ja nicht die Sichel zu vergessen, wenn sie am Sonntag hinunter ging in die Kirche. Denn an diesem Sonntag blieb er daheim und auch die Burgl hatte den Tag, wo sie haushüten mußte.

Das alles fiel der Tresl ein, da sie die hl. Notburga erblickte. Sie seufzte auf: „Wär' schon schön droben auf den Sonnegghof“, dachte sie, „wär' schon schön, wenn nur die Burgl nicht wär!“ Mit flehenden Augen sah sie nach der Heiligen hin: „Liebe hl. Notburga, ich hab ihr nichts getan, der Burgl, die deinen Namen trägt. Sie ist eine fleißige Dirn und treu in der Arbeit; mach auch ihr Herz gut, daß es nicht so auffahren tut im Jachzorn. Schier schrecken könnt man sich vor ihr und sie wär ein braves Ding und wär gut zum leiden, aber so viel Angst wird mir, wenn ich ihre Augen seh, die glosen tun, als wenn der Leibhaftige tät hausen drin.“

Und die heilige Notburga stand ruhig da und hielt die Sichel in der Hand und da wurde auch die Tresl stiller in ihrem Flehen und es kam eine Ruhe über sie, so wie wenn sie gerade wäre zur Beichte gegangen.

Als der Gottesdienst zu Ende war und alles aus der Kirche drängte, schritt die Tresl erhobenen Hauptes dem Tore zu. Draußen war so ein schöner Septembertag, hart vor dem Oktober, wo die Sonne noch einmal ihre ganze Pracht ausgießt über das liebliche Sulmtal, daß die sanfte Schönheit der Landschaft auflodert in einem glühenden Farbenrausche. Fast alle Menschen machten vergnügte Gesichter. Wohl hatten sie alle harte Wochen voll fleißiger Arbeit hinter sich, denn im September, da ruft es gleichsam von Flur und Feld: „Nimm mich! Pflücke mich! Ich bin reif, dir zu nützen; bringe mich in dein Heim.“ Die Erntezeit ist eine schwere Zeit, aber es ist eine schöne Zeit. Was Monate lang eine bange Sorge gewesen ist, das wird jetzt eine jubelnde Erfüllung und, wie der tausendfältige Segen der Felder sich zum Sterben neigt unter der erntenden Hand, um neu aufzuleben zum

Segen des Hofes, dessen Dach ihn birgt, da wächst die Kraft des Landmannes ins Riesengroße und die Müdigkeit wird süß, denn sie ist ein Gruß der Erde, die ihr Kind gesegnet hat.

Die Leute vor der Kirche sprachen vom Einheimsen, zählten Mengen auf und berichteten besondere Erfolge. Ein gut Teil der Feldfrüchte war unter Dach und die Augen, die den Wetterwinkel suchten, blickten fröhlich umher. „Schaut nicht schlecht aus!" sagte der eine zum andern: „Grad noch so vierzehn Tage, drei Wochen solls so bleiben; dann haben wir wohl das meiste drin." „In vierzehn Tagen hebt's Lesen an", sagte ein anderer dazwischen. „Mit dem Schilcherwein wär' ich ganz zufrieden, aber der Isabella will mir nicht recht geraten." „Ist z'wider!" redete ein anderer hinein: „Kommt halt immer wieder der Rost drüber und die Reblaus." „Meiner ist schön worden!" frohlockte einer. „Beeren, aber schon so groß, fast wie kleine Taubeneier! Habts nicht genug Vitriol gespritzt!" „Haben wir schon auch getan", entgegnete einer, „bist halt auf einem besseren Grund." „Freilich, freilich", stimmte der Nachbar bei, „ist nicht überall gleich. Ich sag's ja schon alleweil: der Wein taugt nimmer für unsere Gegend. Wird völlig gescheiter sein, ich reiß' die ganzen Stöcke heraus und setz' Obstbäume. Habt's es gesehen, wie dem Michel seine Aepfel sind groß worden und gesund? Trümmer! Faustgroß! Daß man einen könnt erschlagen damit!" „Ja, ja", nickte der Michel, „sind ihrer so viele, daß ich hab können nach Graz hinein verkaufen und ich mein', es wird sich was verdienen lassen damit." „Was ist's denn mit den Nussen?"

Die Tresl ging zwischen den Redenden hin. Auch sie war froh über Wetter und Ernte; aber sie redete nirgend mit und es kümmerte sich auch niemand um sie. Die Cilli grüßte sie nur so im Vorübergehen und versprach, nach der Weinlese werde sie wohl einmal herunterkommen zu ihr; jetzt habe sie keine Zeit und sie müsse auch heute eilen, daß sie heimkomme.

Die Cilli sah das ein und die Tresl schritt von hinnen. Sie ging nicht den Weg, der an ihrem Heimatshause vorüberführte; den steilen Bergweg ober dem Markte stieg sie hinan. Er war länger und zog ständig durch den Wald; aber die Tresl freute sich des Gehens. Sie hatte gelogen; es war nicht so eilig mit dem Heimkommenmüssen; aber es drängte sie, zu gehen. Rüstig zwang sie Meter um Meter auf dem rasch emporstrebenden Wege. Im Anfange schritten um sie herum noch einige heimkehrende Kirchengänger; dann war sie allein.

Sie hatte keine Furcht vor dem Walde, der ihr schon als Kind in ihren Traum gerauscht hatte, und schon gar nicht jetzt, wo die Vormittagssonne eines Septembertages mit schwerem Leuchten durch die Zweige glitt und die Spechte an den Stämmen pickten und die Eichhörnchen lustig von Baum zu Baum sprangen. Die Kohlmeisen zwitscherten und meldeten, daß sie schon herabgeflogen waren von der Alm und daß sie bald ganz ins Tal hinabkommen würden, denn der Winter sei schneller da, als man es denke. Im Walde rüsteten die Bäume schon für die Winterszeit. Die wilde Kirsche schüttelte ihr rotes Kleid, daß sie bei dem Schütteln an dem Geäst der Tannen und Fichten hängen blieb und nach ihrem übermütigen Spiel die roten Stoffleckchen um sie herumlagen. Es war überhaupt so, als wenn die Bäume noch nicht recht begriffen hätten, daß es ernst sei mit dem Schlafengehen und sie gebärdeten sich wie Kinder, deren ganze Lebenslust am Abend noch einmal hüpft und trällert und nichts von Ruhe wissen will. Die Edelkastanie warf eines ihrer scharfgezähnten, schmalen Blätter ganz von oben, von ihrer höchsten Spitze herab, und ihre Aeste fingen das Blatt auf, wie es leise raschelnd niederglitt, und gaben es weiter und blickten ordentlich höhnisch dem Blatte nach, wie es dann unten auf dem Moose lag, bereit, zu sterben. Was war denn jetzt der Tod? Jetzt war das Leben alles! Ein loderndes, reifes, verstehendes Leben! Das alles, was da gleißte und flimmerte

in ungezählten Farben und Abschattungen, das wußte, was der Frühling ahnen läßt und was der Sommer schenkt, und das alles umfaßte jetzt den Zauber des Herbstes mit der ganzen heischenden Kraft einer bewußten Wonne. Und wenn es nur noch ein Augenblick war vor dem Vergehen: dieser letzte Augenblick mußte durchglüht sein von einer unendlichen Schönheit.

Die Tresl lauschte hinein in die Sprache des Waldes und die Macht seines Herbstgesanges teilte sich ihr mit, ohne daß sie es wußte. Ihr Auge wurde groß und klar und sie hatte das Gefühl, als ob sie etwas recht Schönes tun müsse. Blauer Enzian blühte am Wegsaume. Sie pflückte einige Blüten ab und tat auch etwas Heidekraut dazu und einige Stämmlein der Preiselbeeren, deren rote Früchte leuchtend zwischen den kleinen, runden Blättlein steckten. Sie wußte ein Kreuz am Wege; dem Heilande darauf wollte sie das Sträußlein zu seinen zermarterten Händen stecken. Als sie dann das Wegkreuz erreicht und den gepfählten Erlöser geschmückt hatte, machte sie noch einmal das Kreuzeszeichen und bat um Erlösung von allem Uebel.

Da sie die gefalteten Hände wieder öffnete, erschrack sie. Wo war die Sichel, die sie hätte bringen sollen. Vergessen! Vergessen, sie zu kaufen! Und morgen hub die Krauternte an und die Burgl würde wieder schreien! Die Tränen standen ihr in den Augen, als sie zu dem Christusbilde aufsah.

Wie hatte sie nur vergessen können? Unschlüssig stand sie. Sollte sie noch einmal hinunter gehen in den Markt? Sie wandte sich um; der Weg zog sich durch den Wald; menschenleer; endlos lange. So müde war sie plötzlich. Und noch einmal sollte sie zurückgehen? Noch einmal zurück? Den langen Weg zurück? Grad nur deshalb, weil die Magd nicht mehr wollte mit der alten Sichel schneiden. Ein Trotz überkam sie. Wer war denn die Burgl, daß die Bäurin tun mußte, was die Magd wollte? Der Bauernstolz in ihr bäumte sich.

Rasch wandte sie sich wieder der Richtung nach dem Hofe zu und ging mit festen Schritten vorwärts.

Und dann kam sie nach Hause und redete nichts von der Sichel und der Bauer redete auch nichts davon und die Burgl tat, als denke sie nicht daran. Auf einmal aber fragte sie darnach. Daß morgen Krauteinheimsen wäre und ob die Bäurin wohl nicht hätte vergessen auf die neue Sichel. Die Tresl mußte eingestehen, daß sie nicht daran gedacht hatte. Die Burgl zog die Stirne zusammen und ihre schwarzen Augen stachen der Bäurin schier bis ins Herz hinein. Den Kopf senkte sie wie ein schuldbewußtes Kind und der Bauer schlug ärgerlich mit der Faust auf den Tisch: „Hät'st sollen denken an das Werkzeug; hät'st sollen denken!“ schalt er. Warum sie hätte vergessen, fragte er. Das wußte sie nicht. Der Nachmittag schlich lang und schwer über den Sonnegghof. Es war, als ob Blei läge, über allen Blumen, daß sie nicht vermöchten, den Kopf hochzuheben.

Am anderen Morgen wurde es noch früher lebendig auf dem ganzen Hofe als sonst immer. Die Tresl freute sich auf die Arbeit. Sie hatte es gerne, wenn alle Hände flink zugriffen. Ihre frische, gesunde Kraft drängte sie zum Schaffen. Wenn sie alle den ganzen Tag über hart werken mußten, da vergaß sie das Heimweh; da dachte sie nicht daran, daß in ihrer Brust ein Stein lag, ein Stein, der so seltsam drückte, so daß sie nicht lachen konnte. Da dachte sie nur an ihre Arbeit und hatte für nichts sonst Zeit. In der Früh fiel ihr wohl die vergessene Sichel ein, aber sie getröstete sich. Sie hatte gesehen, wie noch gestern Abend, vor dem Essen, der Sonneggbauer im Hofe herumgeklopft hatte und geschärft an der Burgl ihrer Sichel und, als alle auf den Acker gingen und nur die Tresl daheim blieb, um im Hause zu wirtschaften und zu kochen, hatte sie gehört, wie der Bauer der Burgl die Sichel gab und ihr in das Gesicht sagte, sie solle kein so trutziges Weibsbild sein; das Werkzeug sei noch ganz scharf und gut. Er selbst werde das wohl verstehen.

Zogen also alle ab und im Hause wurde es still. Nur die Stalldirn schaffte im Hofe herum und die Tresl hatte hunderterlei zu bedenken und wußte, daß sie heute grad nur während des Essens eine kleine Weile würde Rast machen können.

Der Bauer war mit den Dienstleuten auf das Feld gegangen.

Der Morgen stieg vom Berge zu Tal und die Nebel kletterten vom Tale herauf und teilten sich und der Nachttau funkelte an den Gräsern und die Vögel zwitscherten ihren Morgensang. Die Katzen leckten ihr Fell glatt; der Wachhund streckte sich neben seiner Hütte nieder, auszuruhen vom Nachtdienste und das Geflügel scharte sich schnatternd und gackernd um sein Frühstück. Die Spatzen mischten sich keck mitten zwischen die Hühner und Enten, pickten mit flinken Schnäbeln eine Beute aus den ausgestreuten Körnern und Speiseabfällen und flogen mit dem eilig Erhaschten auf das Dach, wo nicht selten bei Raufen und Flügelschlagen der eroberte Bissen wieder verloren ging. Der Halterbub trieb seine Schützlinge aus dem Stall und erzählte ihnen schadenfroh, daß sie bald nicht mehr so lang und gemütlich bei der Tränke würden bleiben können, weil bald das Vieh herabkäme von der Alm und dann hieße es, Platz machen. „Juchu!« schrie der Bub und klatschte der Kuh auf den Rücken.

„Die Weiße bleibt halt nix allein,
Die Braune, die will auch herein.
Hollario Juche!
Kommt der Winter, kommt der Schnee!“

Und dann kam die Nanni angelaufen und war ganz rot im Gesichte. Obs denn die Bäurin möcht glauben, aber die Burgl, die habe getan, als ob sie gar nicht könnt schneiden mit der Sichel und derweil die andern wohl zehn Krauthäupel hatten abgehackt, hat sie alleweil an dem einen herumgetan und gemurrt und gegreint und wie schon der erste Garn war voll von geschnittenen Krautköpfen und wie der Seppl hat wollen

den Garn anfassen und ihn wegführen, zum Haus herüber, da hat sie einen Spektakel gemacht, die Burgl, daß die Bauersleut es hätten abgesehen darauf, daß sie nicht dürft ordentlich arbeiten und daß schad wär' um die schöne Zeit und daß sie so viel Freud zur Arbeit hätt' gehabt, aber daß sie schon tät wissen, daß man sie nicht wollt lassen aufkommen und daß sie es wohl schon hätte bemerkt, daß das alles tät von der Bäurin ausgehen, weil die Bäurin hätt' einen Groll auf sie und einen Grant.

Sei der Bauer zornig geworden und hätte angeschafft, sie solle still sein mit ihrem Geschrei gleich am Morgen, bevor noch der Tag rechtschaffen habe angehebt, und er hat gesagt, der Seppl solle das Kraut schneiden und die Burgl solle die Köpfe zusammenlesen und sie zum Hause führen.

Mit flammenden Wangen hatte die Tresl zugehört. Aber sie sagte kein Wort. Sie hieß nur die Nanni wieder an ihre Arbeit gehen und diese sagte, der Bauer habe sie geschickt um einen Korb, deshalb sei sie gekommen. Und sie habe nur schnell müssen der Bäurin alles sagen, daß diese sollte wissen, was für ein arg böses Mensch die Burgl sei.

Die Tresl gab der Nanni den Korb und trat aus dem Hause in den Hof hinaus. Die Nanni lief gegen die Aecker hin, deren letzte Ränder noch undeutlich im Nebel verschwammen. Aus dem Nebel hervorkommend löste sich jetzt etwas Bewegtes. Ein zweiräderiger Wagen, dessen beide Deichseln an ihrem oberen Ende durch eine Querstange verbunden sind, der „Garn“, wie sie ihn nennen, kam über den Ackerrand herauf, hochbeladen mit Krautköpfen. Der schlanke, biegsame Körper der Burgl hing in der Deichselvorrichtung des Gefährtes; ihre festen Hände zogen an und mühsam, mit Anstrengung ihrer ganzen Kraft zog sie den schwerbepackten Garn vom Acker herauf über die Wiese her, dem Hofe zu.

Der Aerger saß der Tresl noch heiß im Gesicht, aber wie sie die Burgl daherkommen sah, tat ihr die

Magd leid. „Haben ihr ja viel zu viel draufgeladen, die Männer, die närrischen. Glauben, ein Weibsbild kann so ziehen, wie sie. Muß dem Bauer sagen, er soll schauen drauf, daß sie kleinere Fuhren machen für die Burgl. Hat ja ein Gewicht, so ein großer Krautkopf wie der unsrige; so ein kräftiger, fester. Ordentlich nicht derheben kann man ihn. Ist wohl eine Freud, so eine Ernte, so eine schöne." Noch einen Blick sandte sie hinüber nach dem Kraut, das frischgrün von dem Garn herunterleuchtete.

Sie wandte sich dem Hause zu.

„Bäurin!" klang es hinter ihr her. „Bäurin! Helfts mir! Ich dermachs nimmer!" Die Burgl stand keuchend still. Mit bösem Gesichte sah sie der Tresl entgegen, die kam, ihr zu helfen. „Hast zu viel drauf!" tadelte die Tresl. „Kann ja ein Weibsbild nicht derziehen, was du da hast aufgeladen." „So", schrie die Burgl, „also recht ists euch auch noch nicht, wenn sich unsereins zu Tod rackert, weil die Bäurin nicht hat so viel Herz für ihre Dienstleut, daß sie tät an ein ordentliches Werkzeug denken." „Schrei nicht so!" fuhr die Tresl auf: „Hast kein Recht zum Schreien. Hat der Bauer deine Sichel gerichtet und schneidet jetzt der Seppl damit. Geht ganz gut! Den Willen mußt haben dazu!" „Also den guten Willen tut sie mir absprechen, die Bäurin! Bin schon lang Dienstbot, hab' aber mein Lebtag noch keine Bäurin gehabt, so eine böse, wie jetzt die Sonneggbäurin. Mein Gott, mein Gott! Noch so treu kann man sein und redlich; kein Recht hat man auf der Welt! Kein Recht! Hat immer nur die Bäurin recht und unsereins ist die Schuldige." Sie fuhr mit den Händen vor das Gesicht und schluchzte auf. Dabei ließ sie den Garn los. Jach fuhren die Deichseln in die Höhe; hart an ihrem Gesicht vorüber. Der Garn überschlug sich nach rückwärts; das Kraut kollerte auf die Wiese und den Abhang hinab dem Acker zu. Ganz bleich stand die Tresl dabei. Es war ihr gewesen, als würde die Magd selbst mit in die

Luft gerissen bei dem plötzlichen Emporschnellen der Deichseln. „Burgl", sagte sie, „was tust denn? Was redest denn? Tut dir ja kein Mensch ein Leid." Aufs neue hub die Burgl an zu schreien. Ihre Stimme gellte durch den Morgen. Sie klagte bitter, wie undankbar die Bäurin sei, daß sie der Dienstmagd treue Arbeit nicht sähe und nicht achte und daß die Magd im Hause schlechter daran sei wie der Kettenhund, denn dem gäbe man noch manchmal ein gutes Wort zu seinem Fressen dazu. Kamen auf den Lärm hin der Bauer und einige Knechte und Mägde vom Acker herauf und es war schier lustig anzusehen, wie fast jeder der Kommenden einen der durchgegangenen Krautköpfe in Händen trug. Der Bauer hatte ihrer sogar mehrere in seiner blauen Schürze. Zornrot kam er näher. Was es gäbe, fragte er und seine Stimme bebte im Grimm. Hub die Burgl wieder an, zu klagen, wie ungut die Bäurin sei mit ihr; wollte nun auch die Tresl sich verteidigen; klangen die Stimmen der beiden Frauen ineinander, daß es mit schrillem Mißton durch den Morgen flog. Das war dem Sonneggbauer zu bunt. Seine Fäuste ballten sich und fuhren in die Luft, daß die Schürze herabsank und die Krautköpfe darin zum zweitenmale über die Wiese rollten: „Himmelsix! Weibsleut übereinander! Könnts denn kein Fried geben? Eine helle Schand' das, dem Herrgott am frühen Morgen den Tag wegstehlen mit eurem wüsten Geschrei! Hab' alleweil Ruh gehalten da heroben; war kein Unfried nie und kein Streit; aber kaum, daß man ein Weibsbild mehr hat unterm Dach, gleich ist der Teufel los. Hätt' mir's überlegt, das Heiraten, meiner Seel, wenn ich hätt' gewußt, daß nichts wie Unsegen kommt auf den Sonnegghof. Und jetzt gehts an die Arbeit; ist keine Zeit heute zum Streiten und Lärmen."

Die Tresl war auch schon nicht mehr da. Still war sie hinweg gegangen und da der Bauer nach ihr sah, verschwand sie gerade in der Haustüre. Er biß sich auf die Lippen: „Teufel, Teufel," murmelte er vor sich hin:

„Teufel hinein, ist das ein unguts Weibsbild, diese Burgl die!“ Die Burgl warf ihre Blicke rasch hin und her. Einmal zum Haus, das anderemal hinter dem Bauern hin. Dann bückte sie sich rasch, trug das entrollte Kraut zusammen und keine war den Tag über so still und emsig bei der Arbeit, wie die Burgl.

Auch die Bäurin war still. Aber so wenig sie auch sonst sprach; ihr Schweigen lag über dem Hofe wie ein Druck. Es redete sich unter den Dienstleuten herum, daß der Bauer mit der Bäurin einen Streit gehabt hatte und die Mägde stellten sich alle auf Seite der Bäurin, weil sie die Burgl nicht mochten. Auch die Burschen hatten manchen Grund, der Burgl gram zu sein; sie hatte schon so manch einem deutlich genug gezeigt, daß ein Knecht gar sehr gering von Ansehen sei und nicht zu vergleichen mit einem Bauern. Hielten also alle, mit wenigen Ausnahmen jener, die sich nicht getrauten, gegen die Burgl etwas zu sagen, zu der Bäurin und erzählten voll Entrüstung in der Nachbarschaft, was sich zugetragen hatte auf dem Sonnegghofe. Bis in den Markt hinunter kam die Nachricht von dem Streite der Bauersleute. Einer lachte dazu: das war der Schuster Toni. „Hat nicht hoch genug hinauf können, die Tresl Kohlbauer. Hats jetzt von ihrem Hochmut!“ Die Cilli nickte betrübt mit dem Kopfe und der Kohlbauer murrte etwas vor sich hin, was niemand verstand. Aber so wie damals, als die vom Sonnegghof nicht zur Kirche kamen, ging er auch diesmal nicht hinauf zu Tochter und Schwiegersohn, zu fragen, was es gegeben habe.

Das waren die letzten schönen Tage, an denen die Erde tut, als denke sie nicht an das Altern. Allenthalben griffen feste Hände wacker zu und die Felder wurden leer und die Scheunen voll und dann kam es eines Vormittages in langem Zuge klingelnd zu dem Sonnegghof herangezogen; das Almvieh kam zu Tal, behangen mit den großen Almglocken, geschmückt mit Bergblumen, kräftig und gesund, umsprungen von dem kleinen, klugen Wachhunde, der seine Schützlinge bellend hintrieb zu den Ställen, die schon gastlich offen standen. Da wurden die Tiere begrüßt und geliebkost und der Hirt mußte erzählen, von droben, wie es gewesen war den ganzen Sommer her, und Speis und Trank standen für ihn bereit und die Tiere bekamen ein Willkommsfutter. „Na alsdann!“ sagte der Sonneggbauer, „der Winter kann bald angehen. Nur noch die Weinlese wär' und der Kukuruz.“

Die Tage waren schon sehr kurz und die Nächte kalt. Eines Morgens steckten die Berge in grauen Mänteln, die waren so dicht, daß man vom Sonnegghof nicht bis zum Wald zu sehen vermochte. Ein feiner Regen rieselte herab, und die im Freien zu tun hatten, die schauerten bis in die Knochen hinein und immer wieder kam eines der Dienstleute zum Herde der Bäurin, sich ein wenig anzuwärmen. Draußen im Wagenschupfen neben dem Stalle lag der große Haufen Kukuruz; seit zwei Tagen schälten sie dort schon an den Kolben und eben fuhr die letzte Fuhr vom Acker herüber und brachte den Rest der heurigen Kukuruzernte. Ganz naß war dieser Rest und die Hände, die nach ihm griffen, wurden eiskalt und starr in seiner Nässe.

Auf der höchsten Höhe des einen Kolbenhaufens saß die Burgl. Ihre schwarzen Augen blickten übermütig von einem zum andern und wie ein Feldherr ordnete sie an, von welcher Seite jetzt und von welcher dann weggearbeitet werden sollte. Weil die Burgl ihre Arbeit verstand, folgten ihr die anderen, die Burschen auch deshalb, weil es ihnen Spaß machte, die Burgl dort droben sitzen zu sehen und darauf zu achten, wie sie auf ihrem Kukuruzberg herumteufelte. Das Schälen des türkischen Weizens ist keine kleine Mühe; die Hände werden lahm, wenn sie den ganzen Tag bis in die tiefe Nacht hinein die Deckblätter, die sich über den Kolben legen, herunterreißen und wohl auch längere Stümpfe des Stengels abschlagen müssen. Einige kräftige, geschmeidige Deckblätter, meist innere, bleiben an dem Kolben zurück und mit diesen Blättern werden mehrere Kolben zusammengefügt und festgeknüpft. Dazu gehört ein eigener Kunstgriff; denn so fest muß der Knoten sein, daß die ganze Schwere der verbundenen Kolben daran hält, wenn das Gebinde an die langen Stangen der Kukuruzkammer gehängt wird, so daß die Luft durchstreichen kann und die Frucht nicht verdirbt. Wer aber den Knoten beim Binden zu fest anreißt, dem bleiben gern die Maisblätter in der Hand und der Kolben rollt zur Erde. Meist schälen die Weiber den Mais und werfen den Kolben den Männern zu, die dann die Bünde knüpfen. Die Burgl knüpfte auch. Ihre flinken Hände hatten Kraft und Geschicklichkeit und bis jetzt war ihr noch jeder Bund gelungen, indes dem Franz schon zweimal ein großer Bund mit zehn Kolben durchgegangen war. „Ich hab' neun Rote", rief eine der Mägde, „ich darf aufhören." Roter Mais ist selten und an sein Finden knüpfen sich allerlei Scherze. „Na, na! aufhören darfst grad noch nicht", rief der Seppl. „Wie bring ich denn einen roten Bund fertig mit neun Stück. Du weißt, ich hab dir's versprochen: für drei rote Bund, die du mir zusammenbringst, kriegst von mir zu Weihnacht ein blühendes

Röserl." „Schau! Schau!" neckte eine dazwischen, „seids schon so weit miteinand?" „Eben weil wir so weit auseinand sind, drum möchten wir halt gern näher aneinander rucken." Und der Bursch packte den Schemel, auf dem er saß und sprang mit einem Satz neben das Dirndl, sich neben ihr niederlassend. Die Magd kreischte auf und lief auf die andere Seite; der Seppl rannte ihr nach und alle hielten mit der Arbeit inne und lachten.

Die Burgl griff nach einem Maiskolben und warf ihn dem Seppl an den Kopf. Jäh blieb er stehen; die Hände in die Hüften gestemmt, äugte er hinauf zur Burgl, die dort droben lachte und sich nicht fassen konnte vor Freude, daß sie so gut gezielt hatte. Dann nahm der Bursch einen Anlauf. Mit wenigen Sprüngen kletterte er den großen Kukuruzhaufen hinan, daß die Kolben unter seinen Tritten anhuben zu rollen und der ganze Berg beweglich ward, und ehe die Burgl seine Absicht erriet, hatte er das Mädel gepackt. Seine Zähne preßten sich zusammen; er drängte das Weib an den Rand des Maisberges, dorthin grad, wo er den größten Abstand vom Boden hatte. „Seppl, wirst Ruh lassen! Seppl!" schrie sie und sie wehrte sich und schlug um sich; sie stieß den Seppl mit den Füßen, sie biß ihn in den Arm, aber er hielt sie fest; wie in Eisenklammern war ihr geschmeidiger Körper in seine Hände gepreßt. Kein Wort sprach er, aber er zerrte an ihr herum, hierhin, dorthin und die Kolben unter den beiden Menschen rollten ab und auf einmal riß der Maisberg auseinander. „Jesus Maria!" schrien einige Weiber, auch die Knechte waren aufgesprungen. Mit einem fürchterlichen Gepolter waren die Burgl und der Seppl zu Boden gestürzt, lagen nun zwischen den Kolben, halb vergraben und so, daß die anderen nicht wußten, ob sich die beiden verletzt hatten, oder ob alles nur ein Spaß gewesen war. Der Sonneggbauer stand in der Türe des Schupfens, gerade, als der Seppl auf die Beine gekommen war und als sich die Burgl aus den Kolben herausarbeitete und unter dem neuen Lachen der

Mägde einige Blutspuren von den Ritzen an Gesicht und Händen wegwischte. Stand der Sonneggbauer eine Weile und blickte finster herüber, dann fuhr er los: „Was ist denn das für ein Heidenspektakel? Sach noch einmal! Stampfts mir nicht die ganzen Körner herunter, mit eurem Getu, mit dem dalketen. Hab' ja nichts dagegen, wenns bissl lustig zugeht beim Weizschälen, aber was zu viel ist, das ist zu viel!"

Die Burgl lachte nicht mehr; sie sprach auch nichts und sie stieg auch nicht mehr auf die Höhe hinauf. Der Seppl warf ihr schadenfrohe Blicke zu; er knüpfte emsig an den Kolben und pfiff leise vor sich hin. Die gelben, reifen Blätter raschelten unter den fleißigen Händen. Der Bauer hatte einige Kolben geschält, dann ging er wieder. Langsam schritt er von hinnen. Etwas Müdes war in seinen Bewegungen. „Ihn hat das Wetter", sagte eines der Weiber hinter ihm drein. „Mein Gott, Wunder wär's nicht", stimmte eine andere bei, „die Jahre wären darnach." „Aber das Herz nicht!" lachte ein Bursch. Wieder konnte der Seppl nicht schweigen: „Herrgott noch einmal!" rief er auf, „wenn ich mir vorstell', ich wär' der Sonneggbauer und die Bäurin wär' mein Weib! Teufel! Teufel! Das wär' nicht schlecht." Und die Burgl konnte auch nicht den Mund halten: „Meiner Seel, dir tät ich's vergunnen, das harbe Weibsbild!" „Wer hat's denn harb gemacht? Wer denn sonst, als du, mit deinem Maul, mit deinem ungewaschenen." „Jetzt gebts einmal ein Fried!" schrie der Altknecht dazwischen. „Wird einem schon fad, die ewige Streiterei! Wer weiß was zum erzählen, Weiber? Wer weiß was? " Rief die Zenzl, die bisher ganz still bei der Arbeit gesessen hatte, ob sie täten die Geschichte kennen vom Ali Baba und den vierzig Räubern. „Verzähls!" riefen einige und die Zenzi hub an zu erzählen und achtete dessen nicht, daß die Burgl immer irgendwelche boshaftigen Bemerkungen in die Erzählung hineinwarf. Den Altknecht ärgerte das und er gebot der Burgl so bestimmt das Schweigen, daß sie ihn ganz erstaunt ansah und wirklich nicht mehr redete.

Der Regen hörte nimmer auf und dann mischten sich Flocken zwischen die Tropfen und eines Morgens waren die Bäume weiß und es lag weich und wollig um den Hof herum. Die Ernte war fertig unter Dach und die Dienstleute hatten im Hause zu tun. An Arbeit mangelte es nie. Der Sonnegger schlich mühselig auf seinem Anwesen umher. Er fühlte sich krank, ohne zu wissen, wo es eigentlich fehle. Den Doktor wollte er nicht haben und wollte sich auch nicht niederlegen. „Wer sich niederlegt, der bleibt gern liegen für immer", sagte er, als die Tresl ihm zuredete, im Bette zu bleiben.

Das Gesicht der Bäurin war noch ernster als sonst, und wie wenn sie hätte den Bauern ersetzen wollen, so sah sie überall an seiner statt nach den Rechten, redete mit den Dienstleuten nur das Notwendigste, freundlich zwar, aber so knapp und bündig, daß keiner und keine den Mut fand, ein Wort zu viel an die Bäurin zu richten oder auch nur zu fragen, was sie wohl meine, wie es stehe mit dem Bauern. Auch die Burgl schwieg vor diesem stillen, tief ernsten Frauenantlitz; sie tat, was die Bäurin sie tun hieß, um so mehr, als diese bei ihren Anordnungen fast jedesmal vorausschickte: „Der Bauer hat gesagt." Da gab es keine Widerrede; der Bauer war jetzt noch strenger denn jemals und auf keinen Fall duldete er es, daß jemand noch ein Wort gegen die Bäurin sagte. Einmal, nach dem Streite während der Krauternte hatte die Burgl die Schuld an irgend einem Versehen auf die Bäurin schieben wollen; da war ihr der Bauer so tüchtig über ihr Mundwerk gefahren, daß sie genug hatte. Seit der Zeit ging sie der Bäurin aus

dem Wege und die Tresl vermied es, so viel als nur möglich, mit den Dienstleuten zusammen zu sein.

Jetzt war mit dem Bauern schon gar nicht zu spaßen. Von Tag zu Tag wurde er müder und herrischer, besonders gegen die Burgl. Dann geschah eines Morgens das Seltsamste: der Bauer blieb liegen. Er sei so müde, daß er es nicht vermöcht', aufzustehen. Er duldete niemand in dem Raume, wo er lag; nur die Tresl sollte immer um ihn sein; immer wieder griff er nach ihrer Hand und sah sein Weib an. Wenn sie ihn bat, um einen Arzt schicken zu dürfen, schüttelte er den Kopf: „Laß ihn drunten, den Doktor; ich brauch' ihn nicht!" Einmal wollte die Burgl in die Stube kommen. Da schrie er sie an, sie solle draußen bleiben; er habe sie nicht gerufen.

Draußen fiel der Schnee und die Dunkelheit brach bald herein und die Tage waren kurz und freudleer und die Nächte endlos und bange.

Die Tresl schickte einen Boten zu ihrem Vater; ließ sagen, der Sonneggbauer sei krank, ob wohl der Vater nicht wollt heraufkommen, ihn heimsuchen. Schickte der Kohlbauer einen schönen Gruß zurück und ließ baldige Gesundheit wünschen und gab Antwort, es wär' wohl besser für den Kranken, wenn keine fremden Leute täten kommen; sein Kranksein stören. Und er blieb drunten auf seinem Hof.

Die Tresl wachte am Lager ihres Gatten und war voll Sorge um ihn. Er sah ihrem Tun zu und lächelte ihr manchmal entgegen. Als Tag um Tag versank und der Kranke immer schwächer wurde, drängte die Tresl wieder in ihn, einen Doktor kommen zu lassen. „Wirst dir die Kosten wohl vergönnen können", sagte sie.

Da schüttelte er den Kopf. „Um das ist es nicht; um das nicht! Mach die Tür zu und setz dich zu mir. Ich sag dir was." Sie tat, wie er sie geheißen. Als sie sich zum Lager gesetzt hatte, nahm er ihre Hand. „Tresl, ich fühls, daß mir kein Doktor mehr hilft. Der Herrgott ruft mich!" „Geh red nicht so", wehrte die Tresl

ab und Tränen stiegen ihr in die Augen; aber er fuhr fort: „Ist schön, daß du eine Träne hast für mich; ist sehr schön. Habs nicht verdient! Hab dir Unrecht getan! War die Burgl schuld, das Teufelsweibsbild! Bist alleweil gut gewesen und brav, Tresl. Hab dich gern gehabt, Tresl, schon wie du noch ein kleines Dirndl warst. Hast so hell dreingeschaut! Allzeit! So hell! Hab meine Freud gehabt daran! Hab gemeint, du tust passen auf den Sonnegghof! Hab aber nicht recht gehabt! Alt und jung: das gibt ein ungleiches Gespann. Ist dein Vater auch mit schuld. Hat dich sollen fragen, ob du willst. Hätts nicht sollen zugeben, der Vater; hat dich besser gekannt als ich. Der Pfarrer, der hats richtig gesagt; aber ich hab nicht mögen horchen auf den Pfarrer, damals — ich hab dich halt so viel gern gehabt, so viel gern.

Der Hof und alles was liegt und steht, das gehört dir, Tresl. Kannst tun damit, was du willst; aber nicht verkommen darfst ihn lassen, meinen Sonnegghof."

Da brach es ihr aus dem Herzen; das erstemal war es der Tresl, als wenn sie könnte leichter atmen, aber es war dabei ein großes Weh, daß es sich ihr in heißen Tränen nach den Augen drängte. Und was sie nie getan hatte, tat sie jetzt; sie nannte den Bauer bei seinem Taufnamen: „Simon". Er sah sie an, mit einem Blick, der sich ihr schmerzend in die Seele preßte: „Tresl, so hat mich meine Mutter gerufen! So! Jetzt kannst den Pfarrer holen lassen!"

Er schloß dann die Augen und lag still. Der Halterbub mußte zu Tal laufen um den Pfarrer, aber nach kurzem holte ihn ein zweiter Bote ein; es wäre nimmer nötig; der Sonneggbauer täte schon schlafen in der Ewigkeit.

Als die beiden Boten in des Bauern Stube kamen, leise, auf den Fußspitzen, da lag der alte Sonnegghofer still und friedlich da und die geweihte Kerze zwischen seinen gefalteten Händen brannte ganz ruhig, weil auch nicht der schwächste Atemhauch sie flackern machte.

Dem Schuster Toni brachte seine Frau die Neuigkeit, der alte Bauer droben auf dem Sonnegghof wär' gestorben. Der Toni sah seiner Frau ganz starr in das Gesicht. „Was hast gesagt?" fragte er. Sie wiederholte: „Der Sonneggbauer ist gestorben und so viel schön soll er zu seinem Weib geredet haben. Die Dienstleute haben gehorcht an der Tür und haben gehört, wie er hat gesagt, daß er es gar nicht hätt' verdient, sein Weib, und daß er und ihr Vater hätten unrecht getan an ihr, weil niemand sie hat gefragt nach ihrem Willen, und daß er sie halt hätt' so viel gern gehabt." „Hm" machte der Toni und schlug auf einen Schuh ein, daß ihm die Anstrengung brennend rot über das Gesicht flammte, und dann fiel ihm gar der Leisten aus der Hand und er mußte sich so tief bücken, daß ihm ordentlich heiß wurde dabei und daß er sich mußte die Stirne abtrocknen.

Dann führten sie den Sonnegghofer zu Tal. Ochsen zogen den Wagen, der ihn trug. Mühsam war die Fahrt auf dem steilen, schneeverwehten Wege, der zu steinig war und noch zu wenig beschneit, um schon mit einem Schlitten befahren zu werden. Die Männer, die mitgingen, mußten abwechselnd den Wagen halten und die Ochsen stützen, daß nicht das ganze Gefährt hinabstürzte in die Tiefe.

Als sie den Bauern in die Erde senkten, stand die Cilli neben dem Matthias, ganz hinter allen den vielen aus der großen Freundschaft des Sonneggbauern. „Hab gar nicht wollen mitgehen", sagte der Matthias, aber „hat der Kohlbauer mich heißen gehen. Hat gesagt, wär' die Freundschaft der Bäurin auch nicht schlechter als die des Bauern; hätten seine Leute auch nicht alle den Beutel so voll wie er."

Beim Holzwirt war das Bestattungsessen gerichtet; in demselben Zimmer, wie bei der Hochzeit, und die Tafel war völlig auch so groß, wie damals. Aber keine Blumen standen auf den Tischen und die Leute trugen schwarze Kleider und beteten zwischen den einzelnen Gängen. Die

Sonneggbäurin hatte selbst alles bestellt, und wie sie so dasaß in ihrem ernsten Kleide, das schwarze Seidentuch über ihrem krausen Haare, sicher in ihrem Wollen und Anschaffen, da hätte kaum einer in ihr das blutjunge Dirndl erkannt, das vor einigen Monaten erst das Brautkränzel zur Kirche trug. Mit der Bestimmtheit der reichen Großbäurin traf sie alle Anordnungen und fragte niemand um Rat.

Als das Mahl vorüber war und die Tresl den Herrn Wirt gebeten hatte, er möchte ihr die Rechnung machen, und als dann alles war auf gleich gebracht worden und die Tresl hatte reichlich Trinkgelder ausgeteilt zum guten Andenken an den Verstorbenen: da hieß sie die anderen vorausgehen und sagte, sie würde gleich nachkommen. Sie ging in die Küche. Persönlich wollte sie sich bedanken bei der Frau Holzwirtin, daß selbe alles so schön habe hergerichtet und rechtschaffen, daß es dem toten Sonneggbauer wär' eine rechte Ehr' gewesen.

Die Frau Holzwirtin war bei ihrem Stehpult gestanden, über das große Wirtschaftsbuch geneigt. Als sie die Bäurin eintreten sah, schrieb sie schnell die letzte Zahl auf und ging der Kommenden entgegen. „Meine liebe Sonneggbäurin", sagte sie und nahm die junge Witwe bei der Hand: „Gar so viel schnell gestorben ist euer Herr." Auch die Tante Teres kam von ihrem Platz beim Fenster herzu, und als die Tresl in diese beiden guten Frauengesichter sah und den Blick der freundlichen Augen auf sich ruhen fühlte, da rang es sich von ihren Lippen los: „Ja, Frau Holzwirtin, wenn ich wen gehabt hätte, der mir hätt' so ein liebes Wort gegeben, so wie Sie jetzt. So gut war der Sonnegghofer — Gott laß ihn selig ruhen — aber ein Frauenzimmer ist halt alleweil noch was anderes."

„Also halt schön mutig sein, Sonneggbäurin!" mahnte die Frau Wirtin.

Die Tresl nahm den Gedanken von früher nochmals auf: „Wir können alle das Reden nicht; der Vater nicht

und die Brüder nicht und ich auch nicht. Und wär' halt doch oft nicht schlecht, man könnt' ein Wort sagen."

Das kleine, gelbe Hündchen der Frau Wirtin drängte sich zutraulich an die Tresl heran. Sie bückte sich und streichelte das Tierchen. „Im Vaterhaus hab ich auch so ein liebes Hunderl gehabt. Das Hunderl ist so viel lieb; ich geh gar nicht hinunter ins Vaterhaus; wird mir hart, wenn ich das Hunderl seh."

Sie dankte nochmals und grüßte. Dann ging sie den anderen nach.

Der Lenz kam wieder in das Land. In den Knospen an den Bäumen und Sträuchern drängte es und wollte zum Lichte; an den Straßensäumen leuchteten von kurzen Stielen schlichte, gelbe Blümlein, die den Frühling verkünden. Im Graben, wo kleine Wässerlein daherrieselten, lagen noch weiße Schneepolster und dicht daneben spreizte der Krokus seine langen Blätterzungen auseinander, daß er dastand wie ein kleiner Becher, bereit, den Frühlingsgeisterchen zu dienen bei fröhlichem Mahle. Der starke, herbe Erdgeruch quoll aus den Aeckern, die braun und zerrissen dalagen, glänzend in der Glätte, die die scharfe Pflugschar bei dem raschen Sich-Hinein-Graben den emporgeschaufelten Schollen gegeben hatte.

Auf dem Gottesacker des Marktes war das Grab des Sonnegghofers auch schon zurechtgeschaufelt und ein Kreuz hatten sie ihm gesetzt, das trug außer seinem Namen und den Geburts- und Sterbedaten noch ein Täfelchen, darauf stand:

„Ich liege hier im Rosengarten
und tu auf meine Gattin Terese warten."

Die Tresl hatte es so gewollt. „Es gehört sich, daß das Weib sich tut rechtschaffen umschauen um das Grab ihres Herrn", hatte sie gesagt und sie hatte ihm auch Blumen heruntergetragen; einige von jenen Blumenstöcken, die ihr der Sonnegghofer hatte heraufgebracht von ihrem Heimathofe. Solche Blumenstöcklein brachte sie ihm nun auf sein Grab und sie grub sie samt dem Tongeschirr in die Erde fest und dann machte sie das Kreuzeszeichen über seinem Hügel und sagte: „Gott steh dir bei, jetzt und in alle Ewigkeit! Amen!"

Langsam ging sie dann wieder den Berg hinan, ihrem Hofe zu. Sie hatte viele Sorgen, die Tresl. Es war nicht leicht für sie, die große Wirtschaft ganz allein zu leiten. Wohl fühlte sie in ihren jungen Gliedern die Kraft zur Arbeit; sie wußte auch, was dort not tat und da: aber es war zu viel für sie; die neue Heimat war ihr noch zu fremd; sie war noch zu wenig vertraut mit der Eigenheit des Bodens, mit den besonderen Bedürfnissen ihrer Tiere und ihrer sonstigen Besitztümer. Den Vater mochte sie nicht fragen; dazu war sie zu stolz. Einmal war der Vater heroben gewesen, war herumgegangen in der ganzen Wirtschaft und sein sicher treffender Blick hatte manches gefunden, was Tresls Auge, aller Umsicht zum Trotze, übersehen hatte. „Weiberwirtschaft", hatte er gesagt und ganz finster hatte er ausgesehen bei dem Worte. „Mußt aufpassen, Tresl!" hatte er gemahnt, „eine Wirtschaft ist schneller herunter, wie droben." Da hatte es die Tresl wieder gepackt; jene Angst, die schweigsam geworden war in der Zeit der vielen Arbeit, seit alles auf ihrer Verantwortung ruhte; das Angstgefühl kam wieder über sie, daß mit ihr der Unsegen sei eingezogen auf dem Sonnegghofe. Und sie verdoppelte ihre Wachsamkeit und sie hatte für nichts mehr Sinn als für den Hof und alles, was zum Hofe gehörte. Sie kam kaum einmal hinab in den Markt. Sie ließ durch die Nanni die Cilli bitten, daß die Cilli wohl sollt einmal heraufkommen zu ihr; denn sie hätte jetzt viel Arbeit und getraue sich nicht fortzugehen vom Hofe. Und als die Cilli kam, da hatte sie kaum Zeit, mit ihr beim Tische sitzend ein wenig zu plaudern; die Cilli mußte mitgehen in Ställe und Scheunen, wo die Bäurin allerlei hatte, es zu verrichten oder darnach zu sehen. Daß sie sich schon sollt' ein paar Stunden Ruhe vergönnen, am Sonntag, hatte die Cilli geraten, aber die Tresl wollte nichts wissen von Ruhe. „Darf nicht verkommen, der Sonnegghof!" sagte sie.

Und wäre alles noch leichter gegangen, wenn nicht wär' der ewige Unfriede gewesen mit der Burgl. Die

erste Zeit nach dem Tode des Bauern war die Burgl noch ganz zugänglich gewesen und entgegenkommender gegen die Bäurin als früher. Dann brach aber auf einmal wieder die Feindschaft los. Das geschah mit dem Augenblicke, als es von Notar und Gericht beglaubigt und festgelegt war, daß der Hof und alles, was dazu gehörte, alleiniges Eigentum sei der Bäurin Terese Sonnegghoferin. So sehr faßte der Zorn die Burgl, daß sie sich nicht mehr scheute, ganz laut darüber zu reden, es wäre unrecht vom Bauern, daß er seinen arbeitsamen Dienstleuten nicht eine Guttat hat lassen zukommen von seinem vielen Geld. Und wär' auch alles anders gekommen, wenn nicht wär' die Bäurin gewesen, die neidige, die den Bauern hat abgehalten davon, daß er wär' barmherzig gewesen gegen seine Dienstleute. Ueberhaupt wär' es ein Unrecht von der Bäurin, daß sie sich hat eingedrängt auf den Sonnegghof. Hat die Burgl wohl gewußt, daß er ihr gut war, der Bauer, und hat halt nicht viel gefehlt und wär' sie selbst die Sonneggbäurin worden, wenn es nicht wär' dahergekommen, das Ding das unerfahrene. Und gar anschaffen soll sie sich etwas lassen? Sie, die Burgl, von der jungen Bäurin?! Warum nicht gar! Ein junges Händel tut sich besser auskennen in der Wirtschaft auf dem Sonnegghof und die Bäurin will, daß die Dienstleute ihr sollen gehorchen! Ordentlich zum Lachen war das! Und die Burgl hatte Macht. Die Dienstleute, namentlich die Mägde, fürchteten sich vor ihr und taten ihr manches zu Willen und manchmal geschah es, daß auch von den anderen jemand zu murren anfing über dies und das. Wäre nicht nötig, meinten sie, daß die Bäurin müßt überall ihre Nase hineinstecken; wüßte schon jeder von selbst, was er zu tun hat. Und was das nur für eine Art sei, daß sie sich nicht einmal am Sonntag wollte Ruhe lassen. Ob sie wohl glaube, daß auch die Mägde würden sündhaft arbeiten am Sonntag, anstatt in die hl. Messe zu gehen? Auch die Burschen taten, was ihnen beliebte, ließen manches ungeschehen, lachten

hinter den Befehlen der Bäurin, und wäre nicht der Altknecht gewesen, so wäre es bald bunt durcheinander gegangen auf dem Sonnegghofe; aber der Altknecht war ein älterer, vernünftiger Mann; er tat seine Pflicht, wie er sie unter dem Willen des verstorbenen Sonnegghofers zu tun gewohnt gewesen war, und ihn erbarmte die junge Bäurin, so daß er gelegentlich polternd dazwischenfuhr, wenn sich der Widerstand gegen sie gar zu arg aufbäumte. Wohl hatte er dafür Sticheleien einzustecken und Widerrede zu hören; aber er ließ nicht mit sich spielen und fand schon den Ton, der die anderen für eine Zeit schweigen machte.

Die Tresl merkte, wie ihr die Fäden zu dem Gewebe ihres Hofes aus der Hand glitten, und oft, in der Nacht, wenn alles im Hofe schlief, sann sie nach, wie sie es besser zu tun vermöchte, prüfte sie wo und warum sie gefehlt hatte, grübelte sie dem nach, wieso es kam, daß ihr Wort so wenig galt auf dem Hofe. Wenn der Vater etwas sagte, so mußte es geschehen; wenn der Sonnegghofer etwas angeordnet hatte, dann mußte es getan werden, und nun war sie Bäurin und war Witwe und war die erste auf dem Hofe und sie hatte anzuschaffen und wenn sie anordnete, warum wollten die Dienstleute nicht arbeiten nach ihrem Willen? Sie sah es schon beinahe in ihrer Angst, wie die Mauern abbröckelten von dem stolzen Baue des Sonnegghofes; und war das ihre Schuld?

Sie arbeitete und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend; und dennoch? Oder war sie doch schuld daran? Sie fand sich nimmer zurecht. In dem bleichen Dämmerlicht des Mondes, das durch die roten Vorhänge in die Stube schimmerte, stand sie auf von ihrem Lager, darauf der Schlaf sie floh, und sie schlich hinüber in die große Stube zur Herrgottsecke. Sie kniete nieder davor und den Kopf in die Hände gestützt, kniete sie vor der Bank unter dem Herrgottswinkel so lange, bis ihr die bleierne Müdigkeit des Körpers das Sorgen

und Fragen aus der Seele wegzwang. Der nächste Morgen fand sie getröstet und mit neuem Hoffen und Vertrauen auf ihre Kraft und ihren ehrlichen Willen, und wenn der Abend kam, wußte sie von neuen Enttäuschungen . . .

In den Tagen, da die Frühlingsarbeit auf den Feldern das Sinnen der Tresl noch mehr anspannte und alle Leute auf dem Hofe fest zu tun hatten, den Boden zu bestellen, kam die Magd Susi zur Bäurin gelaufen und meldete, die Kuh und die Ziege beim Beerenhansl täten so laut brüllen und meckern, daß es ordentlich unheimlich wäre, hinzuhorchen. Schickte die Bäurin gleich die Susi, sie solle fragen gehen, was los sei beim Nachbarn; ob man ihm sollt beistehen in irgend einer Sach. Die Susi getraute sich aber nicht allein in das Haus; wär' so ein Lärm darin von den Tieren, daß man nicht konnt wissen ob nicht . . . und sie machte das Kreuzeszeichen. Kam grad der Michel vom Wagenschupfen herüber. „Soll der Michel mit dir gehen!" sagte die Bäurin. Gleich darauf kamen die beiden wieder, sagten, sie täten schon wissen, was los sei beim Beerenhansl. Tät' der alte Mann liegen in seiner Stuben und könnt' sich nicht rühren und sei schon ganz schwach, weil er schon ein paar Tage so tät' liegen, und das hätt' er mühselig gesagt, weil er es kaum mehr vermöcht das Reden, und sein Vieh, die Kuh und die Ziege, die ständen vor der leeren Krippe und hatten auch kein Tröpfel Wasser getrunken, seit der Beerenhansl nicht mehr ist zu ihnen gegangen. Hieß gleich die Bäurin den Michel Futter hintragen für das Vieh und schickte Milch und Brot für den Hansl. In den nächsten Tagen mußte die Susi hin melken gehen und die Tiere füttern und der Knecht hatte den Hansl auf seine Bettstatt gelegt und die Susi brachte ihm paarmal im Tage ein Häferl guter Suppe, welche die Bäurin hatte besonders für ihn gekocht. Der alte Mann dankte und dann hieß er eines Tages die Susi, die Kuh und die Ziege mitnehmen, und er ließ der Bäurin sagen, er brauche sein Vieh nimmer, selbes täte ihm nichts

nützen auf seiner Reise in die Ewigkeit. Die Bäurin sollte die Tiere nehmen für ihre Guttat. Die Tresl wollte nichts wissen von dem Geschenk, aber der Hansl sagte, er nähme das Vieh nimmer hinein in seinen Stall. Wenn er auch nur ein kleiner Häusler sei und die Tresl Sonnegghoferin die reiche Großbäurin, so dürfe sie schon ein rechtmäßig Geschenk annehmen von ihm. Auch tät' er niemand verkürzen dadurch, denn er hätte keine Anverwandten, denen er könnt' sein Vieh vererben.

Noch am gleichen Tage verschied der Hansl. Die Tresl Sonnegghoferin aber nahm die Kuh und die Ziege in ihren Stall und schickte einen Knecht hinunter in den Markt zum Herrn Pfarrer, daß alles bestellt werde zum Begräbnis.

Dann holten sie den Hansl aus seinem Hause und dann versperrten sie an dem kleinen Anwesen die Türen und ließen der Tresl Sonnegghofer Kuh und Ziege, weil Zeugenschaft dafür bestand, daß ihr die Tiere von dem verstorbenen Besitzer geschenkt worden waren, weil sich kein anderer Erbe meldete und weil die Bäurin auch bei der Bestattung fast alles allein bestritten hatte.

Daß die Bäurin so gut gewesen war und mildtätig gegen den armen Häusler, gewann ihr an Ansehen bei ihren Dienstleuten. „Eine gute Seel'" wär sie, sagten die Mägde. „Hat rechtschaffen gehandelt", lobten die Knechte. Nur die Burgl wußte wieder zu nörgeln, zu spotten. Halblaut, doch so, daß alle sie hören konnten, redete sie daher: „Weiß schon die Bäurin, warum sie es tut. Der alte Bauer, der hat nicht wollen dem Beerenhansl sein Haus abkaufen; hat genug gehabt an seinem eigenen Besitz; aber die Bäurin, die hoffärtige, die wollt' am liebsten, die ganze Welt gehöret ihr und der Himmel womöglich auch noch dazu. Und da hat sie ihm schön getan, dem alten Hansl, und hat sich auf die Barmherzige hinausgespielt und hat sich das Vieh lassen schenken von dem armen Beerenklauber, von dem alten, und jetzt meint sie, daß sie das Häusl auch noch kriegt mitsamt dem Grund, und braucht nicht einmal den Beutel aufzumachen. Ja, ja! Von den Reichen muß man es lernen, das Sparen!"

Die Worte der Burgl redeten sich herum, und wie das schon so geht, daß das Böse leichter erzählt wird, als das Gute, so kam die Auslegung, die die Burgl dem Tun der Bäurin angehängt hatte, über die Grenzen des Sonnegghofes hinaus. Der Kohlbauer hörte sie auch. An dem Tage, da er sie, niemand wußte woher, vernommen hatte, da hatten seine Söhne und Knechte nichts zu lachen. Es trieb ihn in seinem Hofe umher, als wenn ein Fragen, ein Entschließen in ihm stritten und drängten. Dann nahm er den Hut, griff nach seinem festen Stocke und schritt talwärts, dem Markte zu.

Die ersten Schwalben schossen um den Sonnegghof; zartes Grün, dunkle Waldbäume; kleine weiße, blaue und gelbe Blümlein, altes, wetterfestes Gebälk an den Gebäuden und über dem allen ein Himmel, der sein durchstrahltes, von wenigen schneeweißen, geballten Wolken durchbrochenes Blau übermütig in der Viehtränke spiegelte: das gab eine gar lebfrohe, heitere Buntheit. Der Tag war taufrisch, wie eine holde Knospe.

Wäre aber nicht der Halterbub jauchzend und peitschenklatschend hinter seinen Schützlingen hingesprungen und hätten nicht die Susi und Nanni, die beiden jüngsten Mägde auf dem Hofe, leise ein Liedel angestimmt, so daß der Altknecht vor sich hinmurmelte: „Es gibt doch noch Weibsleut auf dem Sonnegghof, die lustig dreinschauen", so wäre es schon gar nicht mehr zum Aushalten gewesen auf dem Hofe vor lauter Mißlaune und Unzufriedenheit.

Ratlos ging die Bäurin in ihrer Wirtschaft herum.

Die Felder sollten schon bedeutend weiter bestellt sein, als sie es waren; an Hof und Nebengebäuden waren Ausbesserungen nötig; verschiedene Vorbereitungen für Frühling und Sommer mußten getroffen werden. Wohl wurde gearbeitet; den ganzen Tag war niemand müssig, aber in der Art, wie alles getan ward, fehlte etwas. Von Kindheit an wußte die Tresl, wie es sein mußte, wenn die Zeit der Saat und Ernte alle Kräfte festhielt und anspannte. Und sie merkte, daß ein Unterschied war, zwischen dem, was sie gewohnt war, und dem, was jetzt auf ihrem Hofe geschah.

Wie es sonst im Frühlinge heroben auf dem Sonnegghofe zugegangen war, das wußte sie nicht. Im letzten Lenz

war ihr der Sonnegghofer noch der Nachbar gewesen, über den sie sich gelegentlich geärgert hatte und der sie weiter nichts anging. Und heuer lag der stolze Hof in ihren Händen und sie sollte sorgen für sein Gedeihen und sie war verantwortlich dafür, wenn der Unsegen ihn faßte.

Als das Mittagessen vorüber war und die Leute sich wieder auf den Feldern verteilten, ging die Tresl aus dem Hause. Es trieb sie aus den Wänden heraus, aber nicht zu einer Arbeit im Freien hin. Eine lähmende Müdigkeit war über sie gekommen. Und wenn es eine Sünde war, müßig zu sein, jetzt, zur Frühlingszeit, wo die Tage nicht lang genug waren und wo man zehn Hände brauchte, statt der beiden, die man hatte, sie hatte ja auch schon so oft jene andere Sünde begangen; den Sonntag hatte sie zum Werktage gemacht und sie mußte einmal rasten, und wenn es nur eine halbe Stunde war.

Langsam schritt sie zwischen den Bäumen hin. Wieviel Arbeit es da überall noch gab! Die Düngerhaufen lagen auf den Wiesen — das war auch noch nicht getan. Zwischen den zarten Blättern der Bäume guckte der lichte Tag schelmisch hin und wider; aber der Tresl kam es vor, als ob mürrische Gesichter hinter den Bäumen hervorspähten und ihr unfreundlich entgegen sähen. Drüben stand das Haus des Beerenhansl. Das war auch umsponnen von einer häßlichen Erinnerung. So frisch wirkte dieses Häßliche noch in der Seele des jungen Weibes, daß sie zu dem kleinen Anwesen gar nicht hinsehen mochte.

Das Haus war noch versperrt. Man hatte es der Tresl zum Kaufe angeboten, aber sie hatte gesagt, was der Sonnegghofer nicht getan hatte, das werde auch sie nicht tun. Sie brauche keinen größeren Besitz. So stand es nun versperrt und versiegelt, bis einmal jemand Lust haben würde, das Zerfallende neu zu beleben. Die Kuh und die Ziege hatte die Tresl verkauft und den Erlös hatte sie für arme Schulkinder gespendet. „Hat der Beerenhansl alleweil die Kinder gern gehabt, tät ihm

wohl recht sein, wenn er könnt wissen, daß er auch was Gutes hat tun können für die Kinder." Die Erklärung hatte die Tresl gegeben, als man sie nach dem Grunde ihres Handelns fragte. Den Rat zu solchem Tun hatte sie vom Herrn Pfarrer. Sie war zu ihm gegangen, weil er ihr hatte gesagt, sie solle nur kommen, wenn sie einen Rat brauchte; das hatte sie auch zu ihrer Entschuldigung vorgebracht, als sie nach schüchternem Anklopfen sein Zimmer betrat. Dann hatte sie dem Herrn Pfarrer erzählt, wie hart sie es habe mit ihren Dienstleuten und daß es sie so arg tät kränken, wenn sie müßt daran denken, daß sie der Unsegen sei für den Sonnegghof. Hatte der Herr Pfarrer sie freundlich angehört und getröstet und hatte gesagt, sie solle nur den Mut nicht verlieren; es scheine oft manches zuerst dunkel und sei dann schön licht und freundlich und sie sollt' nur auch ausrasten. Sagte der Herr Pfarrer, wer nicht ruht, der kann bald nimmer weiter; wird ihm die Kraft zu schwach und ein kranker Mensch, der kann das nicht leisten, wozu nur ein Gesunder taugt. Und wär' das Ausrasten auch keine Sünd', hatte sogar der liebe Herrgott gerastet, nachdem er durch sechs Tage hindurch fest gearbeitet hatte. Und dann hatte ihr der Herr Pfarrer den Rat gegeben wegen der Kuh und der Ziege und er hatte nochmals wiederholt, sie solle nur die Geduld nicht verlieren und nicht unfreundlich sein gegen ihre Dienstleute, und wenn es ihr irgend nicht zusammenging, dann solle sie sich nicht kränken, sondern solle nur suchen und sinnen, ob sie nicht könnt einen Ausweg finden aus dem Ungemach. Wenn sie aber könnt keinen Ausweg entdecken, dann solle sie nur immer herunter kommen, zu ihm, zum Herrn Pfarrer, er würde ihr gerne helfen, nachdenken und könnt wohl möglich sein, daß zwei mehr könnten finden als eins allein und daß sie dann mitsammen etwas möchten ausdenken, so daß alles wieder gut würde.

War die Tresl leichteren Herzens ihrem Hofe wieder zugegangen und jetzt war es ihr so zu Sinne, als müsse

sie mit sich klar werden, was geschehen solle. So durfte es nicht weitergehen, das fühlte sie.

Bei der Kapelle blieb sie stehen und sah in die Ferne, hinüber, wo der Posruck seine stillen, schönen Linien gegen den Himmel preßte und mit seinem dunklen Blau das sonnige Tal umsäumte. Weiße, bewegliche Punkte waren über Felder und Wiesen verstreut; das waren die Hemden und Hüte der Knechte und Mägde, die die Erde bereiteten für kommenden Segen.

Auf der Bank vor der Kapelle ließ sich die Tresl nieder. Sie mußte daran denken, wie ihr hier, an dieser Stelle, der Sonnegghofer die Geschichte von der Entstehung des Hofes und der Kapelle erzählt hatte und wie sie selbst mit der Cilli an diesem Platze gesessen war und wie sie die Geschichte der Freundin wieder erzählt hatte. Und auf einmal war es ihr, als säße der alte Sonnegghofer neben ihr und sähe ihr in das Gesicht. Sie hörte seine Stimme: „Mußt nicht weinen, Tresl; ich hab' dich gern gehabt und ich weiß, du meinst es gut." Da redete ihr Herz: „Ich will nicht der Unsegen sein für den Sonnegghof; was soll ich tun?" Sie hörte wieder des Bauern Stimme: „Du bist nicht der Unsegen; du nicht!" Wie eine Befreiung rang es sich aus ihrem Herzen: „Ich bin es nicht? Wer ist es denn?" Der Bauer antwortete nicht mehr. Die Tresl sah ihn auch nicht mehr neben sich. Von drüben, vom Acker gegen das Haus zu, klang Reden herüber und die Stimme der Burgl überklang schrill das Sprechen der anderen. Es klang, wie wenn ein Streit los wäre, drüben. Das war die Antwort, die der Bauer der Tresl nicht mehr gegeben hatte. Klarer denn je wußte sie es in diesem Augenblicke: die Burgl, das war der Unsegen auf dem Sonnegghofe. Wohl war die Burgl fleißig und tüchtig bei der Arbeit, aber damals hatte der kluge Bauer einen Unglückstag gehabt, als er am Leihkaufstage dem herrischen, trutzigen Weibsbild das Angeld gegeben hatte und die Burgl dingte.

Und die Burgl mußte fort vom Hofe. Dann würde es wieder so werden, wie es sich gehörte, und alle würden wieder gerne arbeiten. Fort mußte die Burgl! Auf jeden Fall! Aber wie? Der Leihkaufstag war erst im Herbst. Den ganzen Sommer sollte sie noch dableiben?

Wie sie es anstellen wollte, die störrische Magd vom Hofe wegzubringen, das war der Tresl noch nicht klar, aber der bloße Gedanke daran, daß dieses Weib mit den bösen, dunklen Augen nicht mehr in ihrer Nähe sein sollte; der bloße Gedanke machte die Bäurin zuversichtlich. Sie sah plötzlich, daß die Sonne heute so schön schien und daß bald alle Bäume blühen würden. Es war doch schön, daß sie Bäurin war auf dem Sonnegghofe! Der arme, alte Sonnegger hätte auch noch nicht sterben brauchen. Er tät sich auch freuen über die Saat und über die Knospen an den Bäumen.

Aber sie wollte schon schauen darauf, sie, die Tresl, daß sein Hof immer noch schöner würde. Immer noch schöner! Immer noch stattlicher! Nächste Woche mußte der Seppl das Dach ausbessern. Der Seppl konnte gut umgehen mit dem Zimmermannswerkzeug. Und beim Geschirr von den Zugochsen mußte ein neues Stück Riemen eingesetzt werden. So viel gab es zu tun! Aber wozu wollte man sonst leben, wenn man nicht sollt' arbeiten?

Und die Lust zur Arbeit pulste durch die junge Gestalt der Tresl, ein Lächeln nahm ihren Lippen den herben Ernst und das Leuchten der Landschaft verfing sich in ihren Augen, daß sie aufflammten, wie von einem Glücke durchstrahlt.

Sie stand auf; leicht und freudig. Da sie sich umwandte, hörte sie Schritte hinter der Kapelle und gleich darauf stand ihr der Kohlbauer gegenüber. „Vater!" sagte sie und reichte ihm die Hand hin. Er nahm ihre Hand, aber sein Blick ruhte auf ihr so streng wie eine Drohung. „Die Sonneggbäurin sitzt auf der Bank und schaut in die Luft, im Frühjahr, während der Arbeit, mitten in der Woche?" Die kaum erwachte Freudigkeit des jungen Weibes schrack

zusammen bei dem Ton dieser Worte. „Vater!" sagte die Tresl „ich hab' fest gearbeitet; auch sogar am Sonntag. Ich hab' müssen ein bissl ausrasten." „Verkehrte Wirtschaft! Am Sonntag arbeiten und am Werktag faulenzen! Bist von einem ordentlichen Bauern das Kind und hast einen ordentlichen Bauern geheiratet. Wo hast es denn gelernt, das Ausrasten mitten in der Woche?" Die Tresl antwortete nicht; mit erschrockenen Augen starrte sie den Vater an. Sie hatte schon wieder vergessen, daß gerade die große Freude an Lenz und Leben ihre Kraft zur Arbeit geweiht hatte. „Hab' auch nicht Zeit zum Spazierengehen am Werktag", fuhr der Kohlbauer fort. „Hab' aber müssen heraufkommen; hab' dich schon eine Weile gesucht, bis ich dich hab' gefunden, hier, bei der Kapellen, auf der Bank; mitten in der Wochen. Hab' zuerst aufs Feld geschaut, aber dort war die Bäurin nicht; die war hier auf der Bank am hellichten Tag." „Vater!" flehend kam es von ihren Lippen: „Vater, ich werd's euch sagen, warum ich bin hergangen. Ich hab' müssen nachdenken." „Was nachdenken!" Der Bauer ließ seine Tochter nicht ausreden: „Arbeiten sollst! Nicht nachdenken! Das Nachdenken überlaß den Stadtleuten; die haben mehr Zeit als du. Rechtschaffen arbeiten hat alleweil mehr genutzt, wie langes Nachdenken. Was willst denn ausdenken? Glaubst, ich täts nicht merken, weshalb die Sach nicht kann stimmen? Hätt' halt auch nicht sollen gleich sterben, der alte Sonneggbauer, wenn du noch so dumm bist. Kenn mich ja gar nimmer aus in dir. Hab allzeit gemeint, du wärst ein heller Kopf, aber seit du dem Alten sein Weib bist worden, ist's aus mit dir. Bin ich schuld? Kann ich dafür? Hätt'st halt den Mund auftan, und hätt'st gesagt, du magst ihn nicht. Hab' dich nicht gezwungen zu der Heirat. Jetzt bist du Bäurin und brauchst dir nichts lassen gefallen von einer Magd. Glaubst, ich wär' blind und taub, daß ich nicht weiß, wie es ausschaut heroben? Weiberwirtschaft das! Verfluchte Weiberwirtschaft!"

Nun hatte der Lenz seinen ganzen Glanz verloren. Schwer und trüb legte sich die Luft auf die Augen der Witwe. Ihren zerbrochenen Stolz reichte sie dem Vater hin, als sie stammelte: „Wenn der Vater wollt' so viel gut sein und tät öfter einmal heraufkommen und tät schauen, ob alles ist in Ordnung auf dem Sonnegg-hof."

Lachte der Bauer; aber es tat weh, dieses Lachen. „So! Heraufkommen soll ich? Aber früher hat die Bäurin nicht können hinunterkommen und den Vater um Rat fragen. War zu stolz dazu! Hat sich lieber die Magd lassen über den Kopf wachsen! Aber ich werd' dir einen Rat geben, bevor noch der Hof ist ganz zugrund gerichtet; erstens: die Burgl muß weg!" „Vater!" Wie eine Erlösung klang es ihm entgegen, aber er hörte nicht den Jubel aus dem Rufe. „Vater! Ja Vater!" spottete er: „Willst vielleicht nicht? Muß halt die Sonneggbäurin den Geldsack einmal aufmachen und der Magd bissl was in die Hand drücken. Wird die Teufelsdirn dann schon gehen, dorthin, wo der Pfeffer wachst. Willst das tun, oder willst es nicht?" „Freilich will ich, Vater! Freilich! Wenn sie nur einmal weg ist, dann wird alles gut." Aber der Bauer schüttelte den Kopf. „Was wird gut? Der Hof ist groß und du bist nicht die, die fertig wird mit den vielen Dienstleuten. Ein Mann muß herauf!" „Noch ein zweiter Großknecht, Vater?" Der Bauer fuhr sich an die Stirne: „Groß-knecht! Großknecht! Hast ja ohnehin genug Knechte, die dir nicht folgen. Ein Bauer muß herauf! Das ist mein zweiter Rat: heiraten mußt du!" „Aber Vater, wen soll ich denn heiraten? Und der Sonneggbauer ist kaum erst todt." „Fang nur gleich an zu weinen, wie eine zimperliche Jungfer. Hast ihn halt so viel gern gehabt, den alten Sonneggbauer! So viel gern! Gelt? Du brauchst einen M a n n, denn der Hof braucht einen B a u e r! Und wen? Mußt nicht lang suchen! Ich weiß einen, der herauf taugt. Ich hab' schon geredet

mit ihm. Er sagt „ja", wenn du tust „ja" sagen. Ein anständiger Mensch ist er auch."

Ganz leise klang der Tresl Stimme, als sie fragte: „Wer soll denn das sein, Vater?" „Wer? Na! Kennst ihn auch gut. Einer aus der Freundschaft: der Matthias Grabensteiner". „Der Matthias". Sie wiederholte den Namen, dann senkte sie den Kopf und stand vor dem Vater, unbeweglich. Wieder hub der Bauer an: „Der Matthias! Ja, der Matthias! Hat dich alleweil schon immer gern gesehen, hat er gesagt, und ist dir nie zuwider gewesen, mein' ich. Aber ich will dich nicht zwingen. Sollst allein wählen. Wills nicht noch einmal hören, alles das, was ich schon einmal hab' müssen anhören. Ueberleg dir's! Aber eine Antwort mußt mir geben! So kann das nicht fortgehen! Willst den Matthias nicht, so sag's gleich; aber ein Bauer muß herauf, oder der Hof geht zugrund. Ueberleg dir's!"

Da zog sich alles Wollen in der Tresl zusammen. Der Vater stand vor ihr, aber sie sah ihn nicht an; sie sah um sich herum, als sollten Hof und Wiese und Felder und Wald und die Weinhecken und alles, was da war, ihr Antwort geben. Und es war ihr, als höre sie das Wort, das sie traf wie ein Messer: „Unsegen!"

Sie richtete sich auf. Fest sah sie den Vater an: „Vater, sag dem Matthias, ich will ihn!" Der Bauer nickte: „Habs ja gewußt: bist mein Kind." Jetzt gab er ihr die Hand und schrak beinahe zusammen, als die Finger seines Kindes so kalt in der seinen lagen.

Dann kam es rasch nacheinander: der Matthias im Sonntagsstaat, etwas verlegen, trat bei der Tresl ein und bat um ihre Hand; dann kam die Nachricht von der neuerlichen Verlobung der Tresl hinab in den Markt; dann, kurze Zeit später, stand die Tresl abermals vor dem Altare und der Herr Pfarrer umwand zwei Hände mit seiner Stola. Ganz bescheiden und still ging es zu bei dieser Hochzeit: so wollte es die Tresl.

Dann kam der Matthias herauf auf den Sonnegghof. Sein bescheidenes Häuschen mit dem bissl Land herum hatte er an einen Pächter vergeben und er selbst ging mit etwas zaghaften Schritten das erstemal durch den großen Besitz droben auf dem Berge. Er mußte von der Tresl lernen. Sie führte ihn ein in die große Wirtschaft; er mußte oft fragen, aber es war nun ein Bauer droben auf dem Hofe und die Dienstleute verlernten es wieder, sich gegen der Bäurin Willen zu sträuben.

Die Burgl war verabschiedet worden. Man gab ihr fast ihren ganzen Jahreslohn, daß sie willig schied. Wohl schrie sie von Undankbarkeit herum und weinte und klagte, aber sie ging . . .

Das Leben auf dem Sonnegghofe ward still und gleichmäßig . . .

Als übers Jahr der Sommer die Landschaft mit seinem Leuchten umspann, da holten sie unter der Bodentreppe hervor die mächtige Wiege und trugen sie in die Stube.

Ein kräftiger Junge schrie darin dem Tage zu.

Sie nannten ihn Simon, nach dem Letzten aus dem Geschlechte der Sonnegghofer.

Der Erste der neuen Reihe sollte weiter bauen an dem, was der Letzte des alten Stammes hinterlassen hatte.

2. Buch

2. Buch

Die Zeit hat einen anderen Schritt droben auf den tal- und weltfernen Berghöhen. Sie geht langsamer: keine krause Buntheit schiebt sich zwischen die Stunden, sie auseinanderreißend, daß ihrer jede einzelne ein besonderes Erlebnis wird, die Menschen vorwärts jagend, von einer Minute zur nächsten in atemloser, stürmender Hast; — die Zeit hat droben in der Einschicht aber auch wieder einen schnelleren Gang als drunten in Märkten und Städten: sie schreitet fort von Jahreszeit zu Jahreszeit, Wochen und Monate gleichsam zu einem einzigen Tage zusammenfassend und so das Jahr auf eine geringere Zahl von Zeitabschnitten herabdrängend. Und die Bewohner des Hofes folgen dem Kommen und Gehen des Jahres, ruhig, selbstverständlich, ohne weiter zu grübeln und zu träumen. Es geschieht auch so wenig Neues auf so einem Berghofe. Es können Jahre vergehen, ohne daß das Anwesen sein Gesicht verändert. Höchstens ein abgebrochener Schupfen dort, ein paar abgerissene Balken da; ein Baum mehr oder weniger; einige neue Stellen auf dem Hausdache; mancherlei Ausbesserungen; ein neues Gartel für das Hausgemüse an einer besonders guten Stelle; neues, jüngeres Vieh statt des nicht mehr recht brauchbaren alten; teilweise andere Dienstleute und dennoch im Ganzen immer dasselbe in ruhiger Sicherheit Sich-Entwickeln: das ist der beruhigende Friede, der so einen Berghof umwebt. Auch das Antlitz der Menschen verändert sich wenig. Die gebräunte Frische der Jugend und die luftfrohe und arbeitsstarke Kraft der späteren Jahre: das sieht sich gar nicht so stark unähnlich.

An der Tresl Sonnegghoferin waren die Jahre vorübergegangen, ohne daß sie es merkte. Der herbe Ernst, den

ihr das Schicksal in dem Beginne ihrer Ehe in die Züge geprägt hatte, hatte sie damals älter aussehen lassen, als sie tatsächlich war und nun rollte die Zeit an ihrem Gesichte vorüber und ließ kaum eine Spur zurück.

Der kleine Simon wuchs zu einem frischen Jungen heran. Mit den Halterbuben trieb er sich auf den Wiesen herum; in Hof und Feld lief er hinter den anderen her und griff mit seinen kleinen, festen Händen nach Gerät und Erdscholle, stand neben seinem Vater, hatte die Beine gespreizt und spähte über den Acker hin mit wichtiger Miene und mit hellen, frohen Augen. Sein Pfeifen und Juchzen durchklang das Haus. Die Dienstleute hatten den Buben lieb. Manche wunderten sich, woher er sein herzliches Lachen habe und seine übermütige Fröhlichkeit. Vom Vater wohl nicht? Oder gar von der Mutter? Von der ernsten, schweigsamen Bäurin, die nichts kannte, als die Sorge um das Gedeihen des Hofes? Und manchmal schien es, sie tät auf Mann und Kind vergessen vor lauter Arbeit auf dem Sonnegghof. Von den Dienstboten, die noch unter dem alten Sonnegghofer gedient hatten, war nur mehr der Altknecht da und die Nanni und die sprachen nicht viel und kümmerten sich wenig um die anderen, die neuen Burschen und Dirnen, die nach und nach heraufgekommen waren auf den Hof. Die Tresl hieß bei den Dienstboten nur die „Strenge“. Fürchtete sich manche völlig vor ihr, so sehr hielt sie auf Zucht und Ordnung und wär' wohl den jüngeren Knechten und Dirndln manchmal ganz recht gewesen, wenn die Bäurin ein etwas weniger scharfes Aug hätte gehabt für alles, was vorging in Haus und Hof.

Vom Bauer hieß es, daß auch er streng sei, ordentlich und fleißig, aber daß es wohl öfter einmal so tät aussehen, als ob ihm die große Wirtschaft möcht zu viel sein. Sei aus einem kleinen Besitz von der Schattenseiten her heraufgekommen auf die Sonnleiten und wär halt nicht recht geschaffen für den Sonnegghof. Waren einmal der Jockl und der Hans dazugekommen, wie der Bauer

grad hat gesagt zur Bäurin, daß es ihm wohl viel lieber wär', er könnt Bauer sein auf dem kleinen Grabensteinergrund, als heroben, wo er sich immer tät vorkommen, wie wenn er der Mar wär vom kleinen, zukünftigen Sonneggbauern. Hatte die Bäurin die Stirne zusammengezogen und das Kopftuch hervorgezupft, daß es einen Schatten warf über ihr Gesicht und hatte geantwortet, was er so tasig tät reden, der Bauer, was denn dann sie sollt' sagen, wenn einem Mannsbild der Mut wollt' sinken. Hatte der Bauer den Kopf geschüttelt und gesagt: „Können uns beim Kohlbauern bedanken; alle zwei! Ich hab's nicht wollen!“ Aber das hat die Sonneggbäurin nicht wollen lassen gelten: „Hat der Vater wohl seine Gründe gehabt. Hat alleweil alles rechtschaffen angerichtet, der Vater.“

Hinunter zum Vaterhause ging sie aber sehr selten und in den Markt noch seltener, und wenn sie hinunterkam, meist an Sonntagen nur, dann eilte sie nach der Kirche heimzu, so rasch, daß es schon eine Ewigkeit her war, seit sie das letztemal einen Gruß hineingerufen hatte, in das Sulm-Häuschen zur Näh-Cilli.

Der Kohlbauer konnte nicht mehr zu seiner Tochter Hofe gehen. Ein böses Fußleiden hielt ihn in seinem Hause fest. Mühsam schleppte er sich bis in den Hof hinaus. Meist saß er in der großen Stube bei dem blankgescheuerten Tisch, so daß er durch die kleinen Fenster die Arbeit überwachen konnte, so gut es ging, und was mit der Hand allein zu schaffen war, das mußten ihm seine Söhne herzutragen. So half er noch mit am Gedeihen und Wachsen seines Besitzes. Er ließ das Leitseil nicht locker. Der älteste Sohn, dem einmal der Hof gehören sollte, gebot und verbot als Bauer, hatte aber noch in nichts freie Hand, sondern mußte sich dem Willen des Vaters fügen. Die Leute nannten ihn darum heimlich und offen den „Gehbandelbauern“. Er wußte von dem Spott und es verdroß ihn, so genannt zu werden, aber er konnte es nicht ändern, denn der Vater hatte deutlich genug

erklärt, der Hof werde einmal jenem Sohne gehören, der sich dem Vater rechtschaffen fügen könne, auch, wenn es nicht gerade der älteste Sohn wäre. „Nur wer ordentlich folgen kann, der kann auch ordentlich anschaffen", hatte er gesagt und hatte hinzugefügt, auf dem Kohlbauernhofe müsse das Wort des Bauern gehört werden und gelten. Folgte also der Aelteste. Der Mittlere hatte sich seinen Teil auszahlen lassen und war fortgezogen. Ein Weib hatte er sich geholt von den Hängen der Stainzer Alm her und hatte sich seinen eigenen Hof geschaffen.

Der Jüngste war auch im Vaterhause verblieben. Er verrichtete nahezu alle Geschäfte einer Bäurin; er kochte und wusch für Vater und Bruder. Außer der alten Mirzl und einem blutjungen Dirndl waren keine weiblichen Dienstboten auf dem Hofe. „Taugt nicht, wenn viel Weiberleut beisammen sind!" hatte der Bauer erklärt, „gibt alleweil Verdruß, wo einige Weibspersonen die Köpfe zusammentun!"

Von der Tresl sprach der Bauer selten, und wenn er von ihr redete, so sagte er die „Sonneggbäurin", gleich, als wenn sie eine fremde Frau wäre, die ihn nichts anging.

Den kleinen Simon sah er gerne und zeigte dem Buben seine Zuneigung in mancherlei kleinen Freundlichkeiten. Oft, wenn der Knabe vor ihm stand, legte ihm der Kohlbauer die Hand auf das lockige, dunkelblonde Haar und sah ihm ernst in das Gesicht. „Mußt deiner Mutter folgen, Bub! Mußt ihr brav folgen!" Ob er dem Vater nicht auch sollt folgen, hatte einmal der Simon gefragt. „Freilich wohl! Freilich!" hatte der Bauer geantwortet, „aber du bist ein Großbauer und deine Mutter ist auch ein Großbauernkind. Wirst schon noch einmal sehen, Bub, was das heißt." Dem Simon waren diese Worte durch das Ohr geklungen und immer wieder krochen sie ihm durch sein Gehirn und er konnte mit ihnen nicht fertig werden. Und weil er sich den Sinn des Gehörten gar nicht zurechtzulegen vermochte, ging er zur Mutter. „Mutter, hat der Großvater gesagt, ich müßt dir

brav folgen und du wirst es schon wissen, was das heißt, daß ich ein Großbauer bin und du bist auch ein Großbauernkind und der Vater ist keines." Was er so geschwollen täte daherreden, und daß er nicht sollt albernes Zeug schwätzen, schalt die Tresl. Da wurde der Bub eifrig und erzählte ihr wortgetreu, was er beim Großvater gehört hatte. Die Tresl nahm ihr Kind wortlos bei der Hand und führte es hin, zu der Kapelle am Wiesenrande, von wo aus man hinabsehen kann über die weiten, sorgsam bebauten Felder des Sonnegghofes. „Siehst du die Felder, Bub?" fragte die Tresl, „siehst du das?" Der Knabe nickte und blickte mit großen Augen seine Mutter an, die neben ihm stand, groß und kräftig, daß er sich so klein neben ihr vorkam, so klein wie das Eidechslein, das gerade um das Gemäuer der Kapelle huschte. „Meinst nicht, Bub", hub die Tresl abermals an, „meinst nicht, daß ein großer Fleiß tut dazu gehören, wenn man will Bauer sein, heroben auf dem Sonnegghof? „Ja", sagte der Simon. „Alsdann", fuhr die Tresl fort, „und wer geht denn alleweil mit den Leuten aufs Feld und wer arbeitet denn, damit wir nicht brauchen Hunger leiden, du und ich und alle heroben auf dem Hof?" „Der Vater!" sagte der Bub leise und deutete unwillkürlich mit der Hand hinunter zu den Wiesen, wo mitten unter den Mähern der Vater stand und die Sense schärfte. Die Tresl ließ ihr Kind los. „Das kannst dem Großvater sagen", sprach sie, „wenn du wieder hinuntergehst, und kannst ihm sagen, ich laß ihn schön grüßen." Der Simon war froh, daß die Hand der Mutter ihn nicht mehr so fest hielt. „Ja, ja", nickte er, „werds ihm schon sagen, Mutter. Jetzt weiß ichs; ein Großbauer, das ist so einer, wie der Vater ist, und du und ich, wir sind bloß ein Großbauernkind." Dann sprang er davon. Langsam ging die Tresl wieder dem Hause zu. „Der Vater! Der Vater", quälte es ihren Sinn, „will er schon den Buben den Hochmut lehren? Ist's ihm noch nicht genug, daß ich heroben sitz auf dem Sonnegghof?"

Beim nächsten Besuch erzählte der Knabe seinem Großvater, wie die Mutter ihm jene Erklärung ausgelegt hatte, und ganz stolz fügte er hinzu, er wisse nun, der große Großbauer sei der Vater, weil er auch tät am höchsten wohnen von allen Bauern. Ein wenig spöttisch zogen sich die Mundwinkel des Alten herab bei den Worten des Kindes, aber er sagte: „Hm! Hm!", sonst nichts und hieß den Knaben wieder heimzugehen. Als er dem Buben nachsah, wie der mit frohen Sprüngen dem Viehgattern zueilte, nickte er vor sich hin: „Das ist die Tresl! Wieder ganz die Tresl! Will nicht einem Kleinhäusler sein Weib sein! Ist halt mein Kind! Hat Stolz im Leib! Ist eine Kohlbäurin!" Von dem Tage an lief der Simon dem Vater nach, wo er konnte. Er versuchte zu helfen, wo er nur zu einer Arbeit dazukam; manchmal bat er den Vater: „Tu mirs weisen, Vater! Tu mirs weisen!" Dann zeigte ihm der Matthias, wie er Hände und Füße zu stellen habe und wie die Arbeit anzugreifen war. Gelang die Leistung, dann leuchteten des Buben Augen, die braun waren wie die des Vaters; er klatschte in die Hände und machte ein paar glückselige Luftsprünge.

Den Matthias freute die Arbeitslust seines Kindes und er nahm den Simon gerne mit sich. Er hatte so eine stille, geduldige Weise, dem Kinde die verschiedenen Tätigkeiten zu zeigen und zu erklären. „Mußt die Augen alleweil hübsch offen halten!" mahnte er oft, „alleweil hübsch offen. Der Hof ist groß und die Augen sind klein. Kannst gar nicht genug schauen." Hielt also der Bub seine munteren Augen so weit offen, als es ihm nur möglich war. Es gab ja so viel zu sehen!

Das Seltsamste aber geschah einmal, vor Ostern, gerade, als der Simon das erstemal hätte sollen sein Schulränzel schnüren und hinuntergehen in den Markt, in das Schulhaus gleich neben der Kirche. Die Mutter war schon mit ihm unten gewesen und hatte ihn lassen einschreiben für die Schule und dann war sie auch mit

ihm zum Holzwirt gegangen und hatte lassen sich und ihm eine Wegzehrung geben und mit der Frau Holzwirtin hatte sie besprochen, daß das Bübel sollt seinen Teller Suppe haben zur Mittagszeit, weils gar so viel weit wär' hinauf auf den Sonnegghof. Hatte die Frau Holzwirtin geantwortet, sie werde schon sorgen, daß es dem Bübel sollt schmecken, damit es nicht müßt seine roten Wangerln verlieren, und was das übrige war, was die Sonneggbäurin meinte, das wegen der Bezahlung, da wollten sie schon auch richtig auf Gleich kommen. Ganz stolz trippelte der Simon neben seiner Mutter her. Er meinte, alle Leute müßten es ihm anmerken, daß er ab Ostern in die Schule gehen sollte und daß er beim Holzwirten seine Mittagssuppe werde essen können. Die Mutter ging still neben ihm. Sie redete gar so wenig, die Mutter. Nur einmal, gerade als sie bei einem Hause vorübergingen, das dem Simon so gut gefiel, weil im Sommer immer rote Röslein an den Wänden hinankletterten, sich über die Dachrinne spannten und selbst vom Dache noch herniederhingen; da sagte die Mutter: „Kannst dirs merken, Bub; den Weg ist deine Mutter auch gegangen. Kannst manchmal denken an deine Mutter." „Ja", versprach der Simon und wurde noch stolzer. Jetzt hatte ihm gar die Mutter aufgetragen, daß er sollt an sie denken!

Gar nicht fassen konnte sich der Simon, wenn er überlegte, daß er nun bald werde zur Schule gehen. Einen Schulranzen hatte ihm die Mutter gekauft und eine Fibel und eine Bibel und ein Rechenbuch, darin allerlei wunderschöne Punkte standen und Sterne und andere merkwürdige Dinge, und auch in der Fibel waren Bilder und die Bibel, die war schon fast nicht mehr zum aushalten schön. Da war gar der liebe Herrgott drin abgebildet, wie er im Himmel saß, mitten in den Wolken, und auf einem anderen Bilde, da lag das Jesukindlein in einer Krippe und Hirten standen rundherum und das war völlig noch schöner, als die Krippe in der Kirche,

die der Simon hatte sehen können, wenn ihn seine Eltern zu Weihnacht hatten hinuntergeführt in den Markt. Und das war noch nicht alles! Eine Schiefertafel hatte er bekommen und einen Schwamm dazu und er hatte schon versucht: wenn man die Tafel ableckte, wurde sie ganz wunderschön schwarz und wenn man dann mit dem trockenen, harten Schwamm, der anzugreifen war wie ein Stein, drüberfuhr, dann entstanden mitten auf der Tafel lustige Streifen und Kreise. Es war unglaublich, was man alles bekam, wenn man zur Schule gehen sollte. Etwas war auch dabei; das konnte sich der Simon einstweilen noch nicht erklären: es waren zwei Stifte und um jeden dieser Stifte war ein Papier gepickt; um den einen ein rosa, um den anderen ein blaues. Den Fingern des Simon war es schon geglückt, ein Stück des bunten Papiers von dem Stifte herunterzukratzen und da zeigte es sich, daß der schöne Stift inwendig grau war. Der Kaufmann sagte „Griffel" und die Mutter sagte auch „Griffel" und da sich der Simon den Wert eines Griffels gar nicht deuten konnte, fragte er bei der Mutter an, wozu er ihn denn eigentlich brauche, den Griffel. „Zum Schreiben", gab die Mutter zur Antwort. Wie man das müsse tun, das Schreiben, wollte der Simon wissen. „Wirst es schon lernen", erhielt er Bescheid. Da nickte er mit dem Kopfe und sagte nichts mehr. Die Griffel waren ihm unheimlich. Man konnte sie zu nichts recht brauchen; auch das Ablecken hatte bei ihnen keinen Sinn. Sehr schön war es aber, daß der Simon für die Griffel eine runde Büchse bekam. Diese Büchse war teils weiß, teils schwarz und auf dem weißen Teile waren rote und grüne Punkte und Striche gemalt. Das freute den Simon und er kam zu dem Schlusse, die Griffel seien nur dazu da, damit man sie in die hölzerne Büchse tun könne.

Als sie beim Hofe des Kohlbauern vorüberkamen, mußte der Simon unbedingt hinein zum Großvater, ihm die Sachen zu zeigen. Auch die Tresl ging mit in die

Stube. Der Bauer hieß seine Tochter sich setzen, dann sah er schmunzelnd zu, wie der Enkel seine Schätze auskramte. „Schon recht! Schon schön! Aber denk auch dran: das Schreiben allein macht noch keinen Großbauern." „Der Großvater meint", fiel die Tresl ein, „rechnen mußt auch können. Mußt gut rechnen können." „O, das kann ich schon!" rief der Bub freudig. „Der Vater hat's mir gezeigt. Ich hab schon meinen eigenen Rechen; ich! Beim letzten Heu hab ich dürfen mithelfen und der Vater hat gesagt, ich hab brav geholfen." Da lachte die Mutter und lachte der Großvater und der Simon wußte nicht, warum die beiden lachten. Die Mutter mahnte zum Fortgehen. Und dann kam es dem Simon vor, als habe sich die Mutter vorgebeugt zum Großvater und habe gesagt: „Laßts ihn nur Vater! Tuts es ihn nicht lehren: das Rechnen. Er lernts schon von selber." Der Alte gab keine Antwort, aber der Simon mußte darüber nachdenken, wieso es kam, daß die Mutter nicht wollte haben, daß der Großvater ihn könnt das Rechnen lehren. Ob der Großvater ein Lehrer sei, fragte er. „Dummer Bub!" erhielt er zur Antwort. „Weißt doch, daß der Großvater ein Bauer ist." „Ja schon", sagte der Simon, „aber das mit dem Rechnen." „Was mit dem Rechnen?" „Halt das — das —" Die Mutter blickte ihn so ernst an, daß ihm nicht einfiel, was er eigentlich hatte fragen wollen. Es war auch gar nicht nötig. „Geht dich nichts an, wenn ich hab' zum Großvater geredet; brauchst nicht zu losen, wenn die Leute reden." So sprach die Mutter und das war ja ganz gut, aber richtig kam es dem Simon nicht vor. Warum sollte es ihn nichts angehen? Und wie sollte er von selber das Rechnen lernen? Das machte ihm so sehr Kopfzerbrechen, daß er gar nicht den Hasen merkte, der plötzlich vor ihm Männchen machte. „Schau, ein Has", sagte die Mutter. Ehe er ihn sah, war das Häslein verschwunden. Er konnte es nicht mehr erblicken. „Wenn das jetzt der Vater wüßt'", dachte der Simon; jetzt hatte er richtig die Augen nicht weit genug offen gehabt. Aber

ein andermal würde ihm der Hase nicht entlaufen; das wußte er.

Am Nachmittag hatte er so viel mit seinem Schulranzen und dessen wundersamem Inhalte zu tun, daß er nicht einmal Zeit fand, auf dem Acker beim Anbauen zu helfen. Er hatte entdeckt, daß weiße Striche auf der schwarzen Tafel entstanden, wenn man mit dem papierfreien Ende des Griffels über die Fläche fuhr. Die schwarze Tafel sah schon mehr weiß aus als schwarz. Und noch etwas erlebte er: wenn man die runde Büchse bei beiden Enden packte und rasch auseinanderzog, so knallte es. Zufällig war der Knall dem Simon entstanden, absichtlich wiederholte er ihn.

Die Mutter rief, er solle nun aufhören mit der Spielerei mit dem neuen Zeug. Folgsam packte er alles zusammen. Dann lockte es ihn: „Nur einmal noch sollte das Büchsel knallen; nur noch ein einzigesmal!“ Rasch faßte er die beiden Enden an. Es knallte herrlich; aber neben ihm, auf den Steinstufen lagen die beiden neuen Griffel. Der eine war mitten entzwei gebrochen; der andere lag gar in drei Trümmern da. Da gab es noch ein Klatschen — das war die Hand der Mutter auf den glühenden Bubenwangen.

So endete der stolze Tag.

Am nächsten Morgen mußte der Jockl hinuntergehen in den Markt. Er sollte die Wagenketten holen, die beim Schmied bereit lagen. Als der Knecht mit seiner Buckelkraxen im Walde verschwand, stand der Simon auf der Wiese und sah ihm nach. Seine Augen strahlten. Man merkte es ihnen nicht an, daß sie noch gestern vor dem Einschlafen von Tränen überströmt gewesen waren, weil die unseligen Griffel in ganz kleine Stücke zerbröckelt waren, da sie dummerweise auf die Steinplatten des Hausflures fielen, als zwei Bubenhände, von unwiderstehlichem Drange getrieben, die Büchse noch einmal zum Knallen brachten. Und die Mutter hatte halt so viel gute Ohren! Und ihre feste

Hand liebkoste nicht, als sie ihrem Söhnchen die Höslein klopfte.

Aber heute war der Schmerz vorbei! Der Simon hatte es ganz deutlich gehört, wie die Mutter zum Jockl gesagt hatte, der Jockl solle zum Kaufmanne gehen und neue Griffel mit herauf bringen. In weitem Bogen schlich der Simon davon. Er hatte so ein dunkles Ahnen in seiner nichtsnutzigen Bubenseele, als würde die Mutter ihren Auftrag zurücknehmen, wenn sie hätte sehen können, wie sich des Simon Mund von einem Ohre zum andern zog.

Ging jetzt der Jockl richtig durch den Wald talzu und sein harter Tritt klang noch herauf, als man schon lange nichts mehr von ihm sehen konnte. Dann stemmte der Simon die Hände in die Hüften und sann nach. Jetzt mußte er etwas ganz Besonderes tun. Ober ihm, auf dem Kirschbaume pfiff ein Star sein Frühlingslied. Es war gut, daß der Star dort droben saß; das gab dem Simon den Einfall, auf dem Baume wäre es gewiß lustiger, als herunten auf der Wiese. Er begann zu klettern. Auf niederen Bäumen war er wohl schon oft droben gewesen; der Kirschbaum war hoch; sehr hoch. Aber wozu hatte er Aeste und Zweiglein? Die Rinde war noch etwas frostig vom Winter her; die Sonne hatte sie noch nicht durchglüht. Der Simon mußte paarmal in die Hände spucken, damit es besser ging. Drüben schritt der Vater über den Hof; die Mutter kam gerade von der anderen Seite und trug einen Korb auf dem Arme. Die Eltern blieben beide stehen und redeten mitsammen. Wie klein die Eltern aussahen! Der Simon kam sich vor wie ein Vogel, der zum Himmel wollte. Alle Baumgipfel ringsum erreichten nicht den Zweig, auf dem er saß. Der Star war weggeflogen, aber dafür pfiff ein feiner Wind leise um die knospenden Aeste und ein weiches, vielstimmiges Rauschen kam herüber; das tat der Wald, der zum Frühlingsfeste rüstete. Seelenvergnügt saß der Simon auf seiner Warte. Die Schuhe

hatte er abgestreift; sie waren ihm lästig beim Klettern. Die bloßen Füße mußten sich dem Stamme anpressen, sonst hatte er keinen festen Halt. Drunten im Grase lagen die Schuhe, droben saß der Simon, hatte die Beine um den Stamm und den nächsten Ast geschlungen, hielt sich mit den Händen fest und spuckte einmal um das anderemal hinunter, vor lauter Stolz. Auf einmal reckte er den Hals. Was war denn das dort, bei der leeren Keuschen, von der es hieß, daß sie einmal dem Beerenhansl gehört habe? Der Simon wußte, daß die Keuschen sonst immer fest verschlossen war. Nun stand die Türe offen und ein Fuhrwagen hielt vor dem Hause und auf dem Wagen lag allerlei Hausgerät, das trugen zwei Männer in das Haus hinein. Kinder standen herum und halfen mittragen; ein großes Dirndl, das flink war wie ein Eichkatzel und völlig so groß aussah wie der Simon, und ein ganz kleines Dirndl, das auf der Wiese herumsaß. Einmal hub das kleine Dirndl an zu weinen, und da kam die Größere und wischte der Kleinen mit ihrem Schürzenzipfel die Tränen ab; dann hob sie das Kind auf und setzte es in ein Holzwäglein, aus dem ein weiß-rot gewürfelter Kopfpolster hervorleuchtete. Ein Bub, der etwas kleiner war, als das größere Dirndl, lief herzu, faßte nach der Deichsel des Wägleins und führte das Kleine auf der Wiese spazieren. Erst zu einer Hausecke, dann zur nächsten, dann im Kreise und dann begann er zu laufen und immer schneller wirbelte das kleine Gefährt in der Runde herum, bis die vollen, enggestellten Holzräder nicht mehr mitkonnten, sich unwillig überschlugen und Polster und Kind auf die Wiese ausleerten. Wieder lief die Größere herzu, hob das schreiende Schwesterchen auf und bettete es sorglich in den Wagen. Dann nahm sie selbst die Deichsel in die Hand und fuhr langsam auf und ab; behutsam und verständig.

Die Männer trugen immerzu die Einrichtungsgegenstände in das Haus hinein; dann spannten sie die Ochsen aus, die den Wagen gezogen hatten und da sie

den Stall öffneten, sah der Simon, daß schon eine Kuh drinnen stand, und der eine der Männer brachte aus dem Stall eine Hühnersteige mit heraus und öffnete sie. Ein Hahn und zwei Hennen rannten heraus, gackernd und flügelschlagend und der Bub klatschte in die Hände und wollte den Hahn fangen.

Der eine Mann gab dem anderen die Hand und der andere sagte etwas zu ihm. Dann trug der Wind den Schall gerade von dort herüber und der Simon hörte ganz deutlich die Worte: „Also vergelts Gott auch für die Hilf beim Wandern!“ Dann ging der eine fort; der andere aber sperrte die Haustüre ab und rief die drei Kinder zusammen. Dem Simon glühten die Backen vor Neugierde, was nun kommen werde. Und es geschah etwas Merkwürdiges. Der Fremde mit seinen drei Kindern kam über die Wiese herüber, dem Sonnegghofe zu. Er ging in der Mitte zwischen seinen beiden Größeren; das Kleinste trug er auf dem Arme. Er war noch nicht ganz bei dem Hause angelangt, als ihm der Sonneggbauer entgegen trat. Die beiden Männer reichten einander die Hände und der Matthias Sonnegghofer rief hinein ins Haus. Darauf kam die Tresl heraus. Auch sie begrüßte den Ankömmling und gab den Kindern die Hand. Der Simon sah, wie seine Mutter das Kleinste auf den Arm nahm, und hörte sie sagen: „Und keine Mutter hat's mehr, das Hascherl.“ Dann tönte die Stimme des Vaters herauf: „Ist euch wohl hart geschehen, Jägerjirgl, daß ihr habts müssen wegziehen von dem schönen Grund.“ „Mein Gott!“ gab der Angeredete zur Antwort: „Mißernten und was die Steuern sind und ein Jahr lang das kranke Weib und das Begräbnis, und wer halt einmal im Sumpf steckt mit beiden Füßen, der findet keinen Erdboden nicht.“ Dann sprachen die Männer wieder leiser. Des Jägerjirgl Stimme klang abermals bis zum Kirschbaumwipfel: „Wenn ihr halt wollts so viel gutherzig sein, Sonnegghofer, und wollts mir einen von euren Knechten leihen, wenn ichs nimmer

dermachen kann. Ich wills euch schon auch heimzahlen, wenn ihr den Nachbarn einmal könnts brauchen in irgend einer Weis." Leiser fügte er hinzu: „Den kleinen Keuschler, den armseligen." Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Spaßig", dachte der Simon droben auf seinem Baum, „tut er denn weinen, der Nachbar?"

Der Sonnegghofer sagte wieder etwas, das mußte wohl dem Jägerjirgl nach dem Sinn gewesen sein, denn er lachte auf; ein kurzes, etwas rauhes Lachen, und legte dann dem Matthias Sonnegghofer die Hand auf die Schulter, wie zur Bekräftigung. Die Tresl hatte inzwischen Most geholt und den Krug auf den Klapptisch an der Hauswand gestellt. Der Simon sah, wie der Vater den Fremden zum Sitzen einlud. Da der neue Nachbar näher kam, konnte der Bub vom Baume aus sehen, daß seine hohe, hagere Gestalt ein wenig nach vorne geneigt war und daß das Gesicht eingefallene Wangen hatte und scharfe Furchen. Ein kleiner, runder Filzhut saß fest auf den Kopf aufgedrückt; das dunkelblau- und rotfarbige Hemd, die lange, blaue, abgenützte Schürze gaben seiner Erscheinung etwas Dunkles, Sonnenloses. Auch die beiden Mädchen hatten dunkle, abgeschabte Kleidchen, deren einstige Farbe nicht mehr zu erkennen war. Zerrissen waren sie nicht; aber ärmlich sahen sie aus. Selbst der Bub hatte trotz seiner kurzen Höslein und der flinken, bloßen Füße etwas scheu Gedrücktes in seiner Art. Die Kinder wagten nicht, einen Schritt vor- oder rückwärts zu tun; die Größeren standen bewegungslos zu beiden Seiten des Vaters und das Kleine kroch auf allen Vieren im Grase herum.

Als ihr Vater saß, wurden die Kinder munterer.

Der Simon sah, wie seine Mutter einige Aepfel brachte, noch vom Wintervorrat und als sie nun zu den Kindern sprach, kamen sie treuherzig an sie heran. Das Kleinste war inzwischen weitergekrochen, immer auf Händen und Füßen und mit Pausen, in denen es sich kerzengerade auf der knospenden Wiese aufsetzte und in die

Luft hinein krähte. Die anderen hatten seines Treibens nicht weiter acht. Dem Simon bereitete es einen ungeheuren Spaß, von seinem Platze droben den Menschen da drunten zuzusehen. Es war ihm recht, daß die Mutter nicht nach ihm rief. Es war ja sehr schön da droben, aber gestern das Büchsenknallen war auch schön gewesen und . . .!

Der Simon spähte wieder zur Erde und sah, wie das Kind bis an den Stamm des Kirschbaumes herangekommen war. Er verhielt sich mäuschenstill. Wenn er sich jetzt bewegte, sähen wohl gar die Eltern herauf und der Baum hatte erst da und dort seine schneeweißen Blütensterne; die Blätter wickelten sich erst mühsam aus ihren Hüllen.

Am liebsten hätte er jetzt dem Kinde drunten auf den Kopf gespuckt, grad nur aus Spaß; aber das war gefährlich. Auf einmal durchfuhr ihn ein solcher Schreck, daß er fast Hände und Füße losgelassen hätte. Saß da drunten das kleine Mädchen, hielt in ihren beiden Händen einen von Simons Schuhen und steckte eben voll des innigsten Vergnügens die mehr braungraue als schwarze Schuhspitze in den Mund. Und richtig sah auch grad der Jägerjirgl herüber; er rief dem Kinde zu: „Ja laß gehen Hannerl; was tust denn da?" und die Mutter Tresl blickte seltsam forschend herüber und fragte: „Ja wo hat denn das Dirndl den Schuh her?" Und sie stand auf und kam näher und dem Simon hüpfte das Herz so hoch, daß es ihm war, es müsse jetzt zwischen den Zähnen herausspringen. Die Mutter stand wirklich schon bei dem Baumstamme, nahm dem Kinde den Schuh weg und sagte: „Das sind ja dem Simon seine Schuh. Was hat er denn schon wieder 'tan, der Unhold der!" Ganz leis und behutsam kroch droben der Unhold ein paar Aeste tiefer. Er wagte nicht, hinunter zu schauen; so viel tief saß drunten das Kind und daneben stand die Mutter. Da schrie die Größere der Nachbarskinder auf: „Je! Da droben sitzt ein Bub!" Das war dem Simon doch zu viel. Grad nur, daß er nicht losließ vor

lauter Angst; aber herunter gefahren kam er an dem Stamme, Ast nach Ast herab, daß die Hände blutig wurden bei dem scharfen Gleiten, und schon fast drunten, grad ehe die Aeste aufhörten, stieß er sich einen abgebrochenen Aststumpf mitten in die bloße Fußsohle hinein.

Er schrie jetzt auf, ließ wirklich eine Hand los und streckte den schmerzenden Fuß wagrecht weg. Zum Herunterfallen kam es aber nicht mehr, denn die große, hagere Gestalt des neuen Nachbarn schwang sich in diesem Augenblicke auf den untersten Ast, und seine feste Hand packte nach dem Bübel, das sich ganz kleinlaut und wie ein mausiger Vogel fassen ließ und in die hochgehaltenen Hände des Vaters gelegt ward. Was dann kam, das blieb dem Simon unvergeßlich. Wo er sich hätte weh getan, fragte der Vater, ganz mild und ruhig und auch die Mutter hatte kein Wort des Scheltens; die Eltern verbanden ihm den wunden Fuß; mittlerweile ging der Jägerjirgl mit seinen Kindern weg und den Simon legte die Mutter ins Bett, in dem Raume neben der großen Stube. Sie zog bei allen Fenstern die roten, geblumten Vorhänge vor, daß das freundliche Frühlingslicht durch ihr Gewebe quoll und das Zimmer seltsam dämmrig aussah und geheimnisvoll.

Dem Simon war ganz feierlich zu Sinn. Der Fuß tat eigentlich gar nicht mehr weh; die Mutter hatte nicht ein bissel gezankt und nun lag er da, in dem schönen, roten Lichte, das aussah, wie das Leuchten auf dem Hochaltare in der Kirche, wenn in den hohen Glasfenstern die Heiligen ihre roten Gewänder den Sonnenstrahlen darboten.

Es war so still in der Stube; von draußen klang gedämpft das Reden der Leute herein und das Klappern der Arbeitsgeräte und der Simon schlief ein. Er hatte einen Traum: es war so, als wäre der hohe Kirschbaum über und über besät gewesen mit weißen Blütensternen; bei der Spitze droben aber seien die reifen Kirschen

gehangen, rot und groß und süß, und auf einmal hatte sich das blaue Himmelsgewölbe aufgetan und ein Heiliger in einem strahlenden, roten Kleide neigte sich heraus und ließ an einer roten Schnur einen Korb herunter. Die Schnur hatte unten eine Quaste und sah so aus, wie jene in der Pfarrkirche, an der das Lämpchen mit dem ewigen Lichte hing. Der Simon saß droben auf dem Kirschbaumwipfel und der Heilige gebot ihm: „Brock Kirschen ab für die Schwester vom kleinen Hannerl.“ Da fuhr der Simon mit beiden Händen in die Kirschen und riß und riß und der Korb war schon so voll, daß die Kirschen über den Rand herausfielen; aber er riß immer noch ab. Der Korb hing schon schwer an der roten Schnur, die dünner wurde und dünner bei dem Zug des schweren Gewichtes. Plötzlich riß die Schnur ab; der Korb stürzte zu Boden. Aus Schreck darüber ließ der Simon die Hände los; mit einem jähen Ruck fiel er selbst vom Wipfel herunter und wachte auf. Es war noch immer ganz still in der Stube. Eine Weile lag er und dachte an seinen Traum. Dann wurde ihm das langweilig. Der Fuß tat gar nicht mehr weh. Die Dämmerung war ihm ungemütlich; er hätte gerne die Vorhänge weggeschoben, aber wer weiß, ob die Mutter nicht böse wäre, wenn er es täte. Aber wenn er jetzt aufstünde und vor das Haus ginge! Draußen war es bestimmt schöner als herinnen. Er streckte den verwundeten Fuß unter der Decke hervor; er war nicht verfärbt und nicht geschwollen, und als der Simon den Verband vorsichtig wegschob, sah er kaum noch etwas von der Verletzung. Nur die Haut fehlte ein wenig an jener Stelle, die den Ast gefühlt hatte. Da hatte er sich manchmal viel ärger weh getan und hatte nicht im Bette liegen müssen. Er kroch unter der Decke hervor und versuchte einige Schritte. Es ging großartig. Nicht einmal bissl hinken brauchte er. Also anziehen! Er sah sich um: sein Höslein fehlte. Es war nirgend zu erblicken. Das hatte die Mutter sicher irrtümlich mitgenommen. Er überlegte, ob er nicht im Notfalle die Joppe anlegen konnte;

sie hing dort an dem Nagel. Wenn er unterhalb auf die Truhe stieg, konnte er sie erreichen. Die Aermel waren weit genug, daß er, wenn es gerade sein mußte, schon auch mit den Beinen darin Platz fand.

Er stand schon auf der Truhe und griff nach der Joppe, als er nebenan hinter der geschlossenen Türe Stimmen hörte. Eine Kinderstimme redete. Der Simon horchte auf. Das war ja der Hannerl ihre Schwester, sie, für die er im Traume die Kirschen gebrockt hatte. Unwillkürlich sprang er von der Truhe herab und lief zum Bette zurück. Lauschend stand er dort und hörte die Mutter reden: „Nein, du darfst den Simon nicht sehen!“ „Warum nicht?“ wollte der Bub rufen, aber die Antwort klang schon herein: „Der Bub ist sehr krank. Der Bub ist so krank, daß er nicht ein bissel folgen kann. Der Vater hats ihm schon oft verboten; hat gesagt, daß er nicht darf auf Bäume steigen, und heute war er gar auf dem hohen Kirschenbaum droben. Jetzt muß er im Bett liegen, bis er wieder wird gesund sein.“ „Mutter! Ich bin ja schon gesund!“ wollte der Simon rufen; aber die Stimme blieb ihm im Halse hängen. Ganz scheu kroch er ins Bett und zog die Decke bis über die Ohren. Er wartete . . .

Er wartete Stunde um Stunde. Wohl kam die Mutter von Zeit zu Zeit und brachte ihm das Essen; sie nahm auch den Verband ab und sah den Fuß an; aber ihr Gesicht war tiefernst und sie redete kein Wort, daran der Simon sich hätte anhacken können, mit einem flehenden: „Mutter, bitte, laß mich aufstehen; ich bin schon wieder gesund . . .“ Endlich kam der Abend. Dem Buben hingen schwere Tränen in den Augen und der Traum vom Kirschbaum hatte den ganzen Glanz verloren.

Als die Eltern in die Stube kamen, schlief der Bub. Er hörte es nicht, wie die Tresl leise zum Matthias sagte: „Ist mir arg hart geschehen, daß der Bub hat müssen liegen in der dunkeln Stuben; aber das wird er sich merken.“ Und der Matthias sagte drauf: „Hast

das rechte Mittel gehabt. Ich hab vermeint, das Herz bleibt mir stecken, wie ich den Buben hab hängen sehen, droben auf dem riesenhohen Baum.“

Am anderen Morgen bekam der Simon seine Milch und seinen Türkensterz ins Bett, wie ein Schwerkranker. Sein Blick hing an dem Gesichte der Mutter, die wieder nur mit wenigen Worten das unbedingt Notwendigste sprach, aber einen seltsamen Mund machte, daß den Simon schon fast der Mut überkam, ihr zu sagen, daß er ganz gesund sei. Ehe er sich aber zur Tat entschließen konnte, war die Mutter schon wieder weggegangen und der Simon lag . . . und wartete . . . Heute war es schon schier unerträglich in dem roten Lichte. Neben dem einen Vorhange war eine Fuge; durch die grüßte der Frühling herein, ganz toll in Jugend und Schönheit, und der Simon mußte da liegen! Und ihm fehlte gar nichts! Den Vater hatte er schon einmal angerufen und so dergleichen geredet, vom Nimmerkranksein und daß der Fuß nicht tät weh tun. „Mußt es der Mutter sagen“ hatte der Vater geantwortet und war weggegangen. Dann, nach langen, trüben Stunden klang wieder die Kinderstimme von gestern, nebenan, in der großen Stube. Der Simon spitzte seine Ohren, daß sie sich förmlich in die Höhe zogen. Fragte das Kind: „Wie es dem Bübel ging, täte der Vater lassen fragen.“ Dem Simon verschlug es den Atem vor Spannung, was die Mutter jetzt werde zur Antwort geben. Und sie sprach: „Ich mein, dem Bübel geht es heute schon besser. Kannst ein bissl hineingehen zu ihm und kannst ihm auch sagen, er soll sichs merken, daß jedes Bübel krank wird, das auf hohe Bäume steigt und den Eltern nicht tut folgen.“ Schier aufpassen mußte der Simon, daß der Juchzer, den er heimlich ausstieß, sich in der Bettdecke verkroch und nicht in der Nebenstube zu hören war.

Dann saß das Dirndl neben ihm, hielt seine Hand und sah ihn mit ihren freundlichen, dunkelbraunen Augen an. Auch das Haar, das das schmale, feine Gesichtchen umrahmte war dunkel.

Sie hatte dem Buben ausgerichtet was seine Mutter ihm hatte sagen lassen und er hatte sie wieder zur Mutter geschickt und hatte bitten lassen: „die Mutter sollt wieder gut sein; er wolle nicht noch einmal hinaufsteigen auf den Kirschbaum.“ Dann war die Mutter hereingekommen und hatte sich über ihn gebeugt und ihn angeblickt und ihr Blick war so mild und innig, daß dem Buben das Schluchzen auskam in der Wärme dieses Mutterblickes. Auch die Stimme der Mutter bebte, als sie leise fragte: „Wirst schön brav sein, Bübel? Wirst nimmer unfolgsam sein?“ Dann beruhigte sich der Bub und die Mutter sagte, er solle jetzt noch eine Weile liegen bleiben; sie werde ihm sein Gewand bringen.

Das fremde Dirndl saß indessen bei ihm und hielt seine Hand. Daß er wohl nimmer sollt auf den Baum steigen, daß er nimmer müßt krank werden, mahnte sie. Und der Simon machte tausend Versprechungen und streichelte dem Dirndl die Wange. Wie sie heiße, fragte er sie; „Marie“, gab sie zur Antwort „und der Bruder ist der Hans und was das kleine Schwesterl ist, das ist die Hannerl.“ Wo sie her käme, die Marie, wollte der Simon wissen. Daß sie lang wären gefahren, erzählte sie, von der Wiese her, auf der das Haus gestanden hatte und das Haus war groß und gehörten Ställe dazu und Schupfen. Wäre die Mutter lange krank gewesen und hätte schon immer sie müssen, die Marie, auf die kleine Hannerl aufpassen und dann war die Mutter eingeschlafen und nimmer wach worden; da waren dann auch die Dienstleute nacheinander weggegangen; so, daß bald nur mehr der Vater war im Haus und die drei Kinder, und dann kam das Vieh weg, ein Stück nach dem anderen und einmal waren Männer gekommen, die hatten ein Papier, auf dem sie immer etwas schrieben und der Vater führte die Männer überall herum, und als sie weg waren, sah der Vater kleiner aus als sonst. Und dann ging der Vater hin und her, vom Haus zum Stall und redete kein Wort und dann sagte er nur ganz plötzlich zur

Marie und zum Hans: „Also Kinder, tuts Abschied nehmen.“ Wovon sie wohl sollten Abschied nehmen, hatte der Hans wollen wissen; die Mutter wär' schon weg, ob der Vater auch noch wollt' weggehen. Hatte der Vater den Kopf geschüttelt und gesagt: „Von der Heimat gehen wir weg.“

Die Marie und der Hans hatten gar nicht recht begreifen können, was der Vater eigentlich meinte; aber dann, als der Wagen vor dem Hause stand und der Vater mit dem Nachbarn Peter die Sachen auflud und die Kinder auf den Wagen setzte und als dann die Haustüre versperrt wurde und der Vater sich noch einmal hatte umgewendet und leise gesagt: „Also segn dich Gott, mein Vaterhaus!“ da hatten wohl die Marie und der Hans gemerkt, daß sie wegwanderten vom Hofe und da haben sie angehebt zu weinen und auch die kleine Hannerl hatte mitgeweint. Da war der Vater böse geworden und hatte gesagt, sie sollten aufhören mit dem dalketen Geplärr. Wovor sie sich brauchten fürchten, wenn er tät bei ihnen sein? Da hatte der Hans wieder gelacht und das Hannerl lachte auch mit dem Bruder und da mußte auch die Marie lachen, weil ja eigentlich das Fahren sehr lustig war.

Am Nachmittage, als der Simon über die Wiese hintollte und in seiner Herzensfreude über das Frühlingslicht und die erwachenden Baumblüten auf die Dämmerstunden hinter den roten Vorhängen vergessen hatte, kamen die Marie und ihre Geschwister wieder herüber. Der Simon führte seine neuen Freunde auf dem Sonnegghofe umher und dann mußte auch er zur Keuschen mit hinüberkommen und sehen, wie es dort war, und am Abend fiel es den Kindern ordentlich schwer, auseinander zu gehen; so viel schön war das Beisammensein gewesen.

Einige Tage, ehe der Simon sollte das erstemal sein Ränzel zur Schule tragen, kam die Marie herübergelaufen und erzählte, sie wäre drunten im Markt gewesen mit dem Vater, und der Vater habe gebeten bei den Nonnen im Kloster, daß die Marie auch dürft schon zur Schule

kommen. Fehlten ihr wohl noch einige Monate bis sie so alt war, daß sie mußt lernen, aber der Vater hat gesagt: „früher angefangen ist schneller vorbei.“ Und er tät dann später die große Tochter notwendiger brauchen, wie jetzt das kleine Dirndl.

Dem Simon glühten die Backen vor Freude. Die Marie war seine richtige Freundin. Es war schon gar nicht mehr schön, wenn er nicht konnte mit der Marie zusammen sein. Sie verstand alle Spiele und sie kannte die Arbeiten auf dem Hofe ebensogut als er und noch besser und er hatte ohnehin schon darüber nachgedacht, wie das sollte werden, wenn er müßte alle Tage in die Schule gehen und die Marie müßte daheim bleiben. Das Schulspiel war gewiß sehr lustig und es würde gewiß nicht so hübsch sein, wenn die Marie tät fehlen dabei.

Dann, als der große Tag kam, faßten sich die beiden Kinder bei der Hand. Die Tresl Sonnegghoferin ging noch ein Stück mit ihnen in den Wald hinein und fragte paarmal: „Werds wohl den Weg richtig finden?“ Und als die Kinder immer wieder versicherten, sie wüßten schon den Weg, blieb die Tresl stehen und sagte: „Alsdann gehts in Gottes Namen und bleibts gsund und brav!“ Sie hatte keine Sorge um die Kinder; der Jockl sollte in seiner Buckelkraxe allerlei holen und der ging in einiger Entfernung hinter den Kindern her bis in den Markt hinunter und der Bauer hatte gesagt, der Jockl könne sich einmal einen guten Tag machen, erst am Nachmittage heimkommen und dann gleich die zwei Kinder mitbringen.

Freilich, beiden bereitete der erste Schultag eine Enttäuschung. Sie hatten es sich sehr schön vorgestellt, nebeneinander auf einer Bank sitzen und immer mitsammen aus den neuen Büchern lernen zu können. Aber es zeigte sich, daß jedes in ein anderes Haus hineingehen mußte und daß auch in der Zeit, da der Unterricht aussetzte und die kleinen Schülerlein die Freiheit der ersten Lernpause ihres Lebens genießen durften, der Simon die Marie nicht sehen konnte und die Marie nicht den Simon,

denn ein hoher Zaun trennte den Rasen um das Schulhaus von dem Garten der Nonnen. Dem Simon schoß es durch den Kopf: wenn man könnt auf einen der Bäume steigen, die hier standen, dann könnte man wohl über den Zaun sehen. Aber er sah nur sehnsuchtsvoll an dem Baume hinan und ging in ehrfürchtig-weitem Umkreise um selbigen Baum herum.

Der erste Schultag verging und die beiden Kinder kamen heim und der Frühling hatte diesmal für sie noch einige Knospen mehr. — Dann folgte ein Monat dem anderen und Jahre reihten sich aneinander. —

Der Sonnegghofer und sein Anrainer hielten gute Nachbarschaft. Dem Jägerjirgl hatte ein abwägender, berechnender Geist einmal schlecht mitgespielt und ihn zur Unzeit zu Vergrößerungen seines Besitztumes hingetrieben; in den Tagen, da sein Weib erkrankte und starb, starb in seiner Seele der Wagemut. Den bescheidenen Erdflecken, den er sich noch hatte erwerben können und der sein Ganzes war, durchsann nun sein Sinn mit der Liebe dessen, der sein Letztes aus der Not errettet hat.

Rastlos tätig war er; die Kinder mußten ihm helfen nach ihren Kräften.

Des Abends saß er auf der Bank vor seiner Keuschen und rauchte die einzige Pfeife, die er sich im Tage gönnte. Dann schweifte sein Blick hinüber zu den Feldern und Wiesen des Sonnegghofers; sie lagen hingebreitet, weit und reich, gleich einer Festtafel im Saale Gottes. Aber es war kein Neid im Blicke des Jägerjirgl. Weiß Gott, er gönnte dem Nachbarn, was des Nachbarn war und manchmal überkam es ihn so, als wenn er müßt hingehen zum Matthias Sonneggbauer und müßt ihm die Hand reichen und sagen: „Tust mich erbarmen, Matthias Sonneggbauer; tät dir gern geben von dem Meinen; ich bin reicher als du.“

Wie sie es anfangs beschlossen hatten, so hatten sie es gehalten; sie halfen einander, wenn Hilfe nötig war. Auch auf andere Weise wanderte manche Guttat herüber aus dem Sonnegghof, denn des Häuslers Kinder waren wohlgelitten im Großbauernhof und die Bäurin ließ nicht leicht die Kinderhände leer. Namentlich die Marie war der Liebling der Bäurin. Das stille Kind hatte etwas in seiner weichen, träumerischen Art, was so gar nicht dem

kraftvollen Ernste der Bäurin glich und es drängte die Tresl oft, diesem lieben, scheuen Kinde die Hand zu bieten, ihm zu helfen, dort, wo auch eine Mutter geholfen hätte. Sagte dann die Marie zum Simon: „Du, deine Mutter ist so viel gut zu mir“ und erzählte dem Buben, was die Bäurin ihr hatte zuliebe getan. Schüttelte der Simon den Kopf: „Mir hat das die Mutter nie tan; aber wenn sie's nur dir tut, Marie, dann ists schon recht.“

Nun gingen sie schon zu viert zur Schule in den Markt hinab. Der Hans und die Hannerl trugen ihre Aufgabensorgen und ihre Schulstreiche in übermütigen Sprüngen, wohl gelegentlich auch gesenkten Hauptes und schleppenden Schrittes bergab und bergauf und die beiden Großen, der Simon und die Marie mußten auf die Kleinen aufpassen.

Dann kam die Zeit nahe, wo die beiden Großen sollten ihren letzten Schulgang tun. Sie wurden schweigsamer; dem Simon wollte schon gar kein Spaß mehr in den Sinn kommen und die Marie hielt den Kopf zur Erde geneigt, grad als wäre ihr ein Leid widerfahren. Diesmal wollte ihnen der Frühling keine rechte Freude geben; er nahm ihnen viel; er nahm ihnen ihr treues, frohes Miteinander-Gehen, ihr gemeinsames Erleben von Sonnenschein und Wintergrauen. Sie hatten sich gemeinsam des Erwachens der Blumen gefreut, hatten einander die Schmerzen ihrer Kinderherzen geklagt, einander getröstet und hatten auch mitsammen gestritten. Dann war jedes trotzig auf einer anderen Wegseite gegangen, sie hatten sich dann noch unterwegs wieder versöhnt und sich nach dem Friedensschlusse doppelt ihres Zusammenseins gefreut. Daß nun bei Schulschluß Ferien anheben sollten, die ohne Ende waren, das war wohl schön, aber . . .

„Marie“, sagte der Simon einmal, als sie hinter den zwei Kleinen her, die Straße entlang wanderten: „Marie, gehst jetzt wohl in die Stadt hinein; nach Graz gar?“ Die Marie sah ihn mit großen Augen an: „Wie meinst denn das, Simon?“ „Na, meine Mutter hat halt gesagt

zu deinem Vater — ich habs gehört — hat sie gesagt, wenn der Vater wollt, daß du sollst nach Graz hinein kommen, sie wollt schon ein gutes Wort reden deswegen mit dem Herrn Pfarrer und mit den Nonnen.“ Lachte das Dirndl hell auf: „Dalketer Bub du; fort werd ich gehen! Vom Vater weg! Wo der Vater gar nimmer hat erwarten können, daß ich ihm sollt fest helfen! Hat müssen lang genug allein arbeiten, der Vater.“ Nickte der Simon: „Ist schon wahr so; ist schon gut.“ Jetzt hub das Dirndl an: „Aber du Simon; du wirst halt müssen weggehen vom Hof; du wohl.“ Machte der Simon ein erstauntes Gesicht. „Warum soll ich müssen weggehen von daheim? Warum?“ „Hat es dir dein Vater noch nicht gesagt?“ fragte das Dirndl zurück. „Mein Vater sagt alleweil, was ein rechter Bauer will werden, das muß einmal ein rechter Knecht gewesen sein, auf einem Bauerngrund, wo die Arbeit hart ist und der Bauer streng.“ Hob sich der Stolz im Simon: „Von deswegen! Da brauch ich nicht erst fortgehen von daheim. Der Grund ist groß; die Arbeit ist hart.“ „Ja“, sagte das Dirndl, „aber der Bauer ist nicht streng.“ „Mein Vater ist nicht streng? Meinst, er tät nicht auf Ordnung schauen, mein Vater?“ „Aber mein Vater tut ihn kennen, den deinigen.“ Stieg dem Buben der Zorn hoch: „Und hat dein Vater wohl gar was Unrechtes gemerkt an meinem Vater?“ Errötete das Dirndl: „Nein!“ sagte sie, „das nicht . . . das nicht; aber . . .“ „Was aber . . .?“ „Ich kanns dir nicht sagen,“ stotterte sie und lief davon. Der Simon rannte ihr nach. Der Weg teilte sich an dieser Stelle und führte in einer seiner Richtungslinien an einem alten, halb verfallenem Schachte vorüber. Die einstige Kohlenhalde war grün überwuchert; Birken standen darauf zu einem kleinen Wäldchen zusammen. Die Marie huschte zwischen den weißen Birkenstämmen durch; zart belaubte Zweige schlugen ihr um den Kopf. Sie wandte sich laufend und nickte schelmisch dem Simon zu. Im Davonlaufen war ihr sein ernstes Fragen zum Scherze

geworden. Er holte sie ein. Seine Hand faßte ihren Rock. Sie mußte stehenbleiben. Er griff nach ihrem Arm: „Marie! Was hat er gesagt über meinen Vater, dein Vater?“ Die Marie merkte den Ernst in seiner Frage. Heißrot überschoß es ihre Wangen. „Nichts Böses!“ Sie stammelte das. Der Bub wiederholte: „Nichts Böses? Nichts Böses! Dann sags!“ „Kann nicht!“ „Und du mußt mirs sagen!“ Des Simon Gesicht war kreideweiß und die Lippen biß er zusammen. Er drängte das Mädel bis zum alten Schachthause und preßte es an die morsche Bretterwand. Sie schrie auf: „Simon laß mich! Das Haus ist alt; der Vater sagt, da darf niemand stehen! Man kann in den Schacht hineinfallen.“ Lachte der Bub: „Der Schacht ist ja zugeschüttet.“ „Ja“, sagte das Dirndl, „aber der Boden ist nicht fest. Laß mich aus, Simon! Wir fallen in den Schacht.“ Stampfte der Simon auf und stand vor ihr wie nie vorher, mit funkelnden Augen und mit ehernen Händen. Das war nicht der Bub, der in paar Tagen nimmer in die Schule ging; das war der Sohn, der forderte, um die Ehre seines Vaters willen. Jetzt stammelte auch er: „Marie! Du sagst es mir, Marie!“ Ganz erschreckt sah ihm das Mädel entgegen: „Simon, sei doch nicht so; Simon! Ist ja gar nichts Böses, was der Vater hat gesagt vom Sonnegghofer. Er hat gesagt, wohl ein guter Bauer tät er sein und rechtschaffen auch, aber tät ihm die richtige Freud fehlen. Wär selber wie sein eigener Knecht und tät lieber die Knecht lassen tun was sie wollen, als daß er möcht schreien mit ihnen und was sie nicht wollten machen, das tut er selber. Wär wohl Ordnung drin in allem auf dem Sonnegghof; große Ordnung; aber könnt noch mehr Neues gemacht werden, viel mehr, wenn der Bauer tät Lust haben zu seinem Grund. Sagt der Vater, dem Sonneggbauer seine Hand ist zu schwach für den großen Grund. Täts gar nicht dermachen, wenn nicht wär die Sonneggbäurin da, was deine Mutter ist, Simon. Sagt der Vater, die kennt sich besser aus wie ein Mann, aber ein Weibsbild ist

sie halt." Schwer keuchte der Simon auf, langsam löste sich seine Hand von der Marie; Schritt nach Schritt trat er in die Birken zurück. „Und sonst? Was hat er noch gesagt, dein Vater?" „Sonst noch? Mein Vater hat halt auch gesagt, daß der helle Sonnegghof wär' viel zu freundlich für die ernste Bäurin. Hat schon ein Mensch deine Mutter lachen sehen, Simon? Hat der Vater einmal gesagt, er wollt wohl gern wissen, was müßt kommen, daß die Sonneggbäurin wollt lachen, so hell und lustig, wie meine Mutter hat gelacht, bevor sie ist krank geworden. Simon, hast du deine Mutter schon einmal lachen sehen?" „Nein, Marie", sagte der Bub. Seine Stimme klang ruhig. Er nahm das Dirndl bei der Hand und zog es hinter sich her: „Komm jetzt Marie; wir gehen heimzu." —

Die beiden Kleinen waren nicht mehr zu sehen. „Macht nichts; die finden heim", tröstete der Simon.

Mit glühenden Backen gingen sie nun einträchtig nebeneinander her, den Berg hinan. Immer weiter und freier breitete sich die Ebene vor ihnen aus. Drunten im Tale, hart an den Sulmrand hingerückt, ragte ein Hügel aus den Wiesenflächen. So plötzlich hob er sich aus den junggrünen Saatfeldern empor, daß man ihn sehen mußte, ohne ihn zu suchen. Ein paar Gebäude drängten sich auf dem Hügel zusammen, ein Kirchturm reckte in der Mitte sein stumpfes, rotes Ziegeldach in den Frühlingshimmel hinein. Wie ein Schloß war das Ganze anzusehen, wie es umwuchert war von dem jungen, lenzdurchatmeten Grün; weiße Flockenwolken auf leichtblauem Himmel umflogen die Turmspitze. Aber es war in Wahrheit kein Schloß; es war das Kirchdorf einer Gemeinde, die sich wie ein langer Streifen mit ihren verstreuten Häusern zwischen Weingärten, Wäldern und Wiesen bis auf den Kamm des fernen Bergzuges hinanstreckte. Eine Sage erzählte, der Teufel habe den Turm einmal von der Kirche weggetragen und darum stand dieser jetzt getrennt von dem Gotteshause, gerade vor den Fenstern des Herrn

Pfarrers. Und die Kirche und der Turm, das Pfarrhaus und das Schulhaus und ein Gasthaus gleich beim Weg: das alles umsäumte einen freundlichen Platz, dahin zusammenströmte, was in der weiten Gemeinde Gemeinsames suchte.

Die Felder und die Wiesen mit den Obstbäumen darauf und die Weingärten umspannen den Kirchort, und ein Kranz legte sich herum, der war geflochten aus alten, träumenden Wäldern. Das war anzusehen, so lieb und anmutig, als drücke eine liebe Hand das Brautkränzel auf einen weißen Schleier.

Die Marie stand und hielt die Hand nach dem Orte hingestreckt: „Du, Simon, warst du schon einmal dort?" „Nein; ich nicht." „Aber ich wollt schon gern einmal hingehen", wünschte das Dirndl. Frohlockte der Bub: „Ich weiß etwas! Zu Peter und Paul ist Kirchtag dort. Die Mutter werd ich bitten, daß sie hingeht mit uns. Sie hat einmal gesagt, die Mutter, wenn Kirchtag wollt sein, irgendwo, wenns nicht zu weit ist: dann geht sie hin und nimmt auch dich mit."

Das Peter- und Paul-Fest nahte und der Simon mahnte die Mutter an das gegebene Versprechen. Wollte wohl der Tresl so scheinen, als möchte es sich nicht recht schicken, dieses Fortgehen an einem Feiertage mitten in der Woche, nur grad so zum Vergnügen. Machte der Simon ein langes, trauriges Gesicht. Wenn er wenigstens hätte allein gehen können, mit der Marie, aber dann hätte er müssen ein Essen kaufen, nach dem weiten Weg und was man sonst noch braucht, wenn Marktbuden stehen vor der Kirchentüre. Der junge Simon Sonnegghofer hatte aber einen schmalen Beutel; mußte jeden Kreuzer, den ihm sein Vater gab, mit allerlei Extragängen verdienen und hätte nicht der Großvater Kohlbauer dem Buben manchmal schmunzelnd ein Münzel in die Hand gedrückt: die Geldschachtel des Simon, die im Wandschrein neben dem Herrgottswinkel stand, wäre recht leer geblieben.

Der Vater Matthias kam des Weges und mischte sich in das Gespräch von Mutter und Sohn. Könnte sich die Mutter schon einmal einen Rasttag vergönnen, meinte er, tät sich genug plagen, das ganze, lange Jahr über. Des Simon Augen huben an zu strahlen. Dann ging der Vater gar zu dem Wandschrank hin, in welchem der Simon nichts zu tun hatte und nachdem er ihn wieder geschlossen hatte, legte er zwei Gulden auf den Tisch. Sollten sich nur nichts lassen abgehen, die Mutter und der Simon. Ob die Marie auch könnt mitkommen, wollte der Simon wissen und als er erfahren hatte, daß die Schulkameradin beim Kirchgang sollt dabei sein, stürzte er hinaus bei der Türe und hinunter ins Nachbarhaus und bat die Marie von ihrem Vater frei. Der Jägerjirgl machte große Augen, als er hörte, die Sonneggbäurin wolle weggehen, an einem Feiertage, trotzdem sie am letzten Sonntag bei der Messe gewesen war. Er sagte aber nichts weiter und verlangte nur, daß die Marie sollte beizeiten daheim sein.

Und dann kam der Tag und der Simon war schon früher munter als sonst und stand in seinem schmucken Sonntagsgwandl in der großen Stube, als die Mutter hereinkam und das Frühstück richtete. Auch die Sonnegghoferin hatte ihren Kirchenstaat angelegt und ihr Gesicht sah weniger streng aus als sonst. Dann kam die Marie herübergelaufen, in ihrem besten Kleide, lachte den Sonnegghofer Leuten schon von weitem entgegen und freute sich auf das Gehen. Der Sonnegghofer rief den Dreien nach: „Kommts gsund zurück“ und wandte sich zur Arbeit.

Der Knecht Michl und die Magd Kathi, die mit den krausen, blonden Zöpfen, gingen auch mit. Sie machten rasche Schritte, daß sie bald einen großen Vorsprung hatten und von den Dreien nicht mehr gesehen wurden. Warum sie so täten laufen, der Michl und die Kathi, hätte die Marie gerne gewußt. Zuckte der Simon die Achseln und wußte keinen Grund anzugeben. „Eile

häts wohl keine“, meinte er; von ihm aus, könne der Weg schon noch eine Weile so hergehen. „Du Simon“, hub die Marie abermals an: „der Michl und die Kathi sind ein Liebspaar“. Riß der Simon die Augen groß auf: „woher die Marie das tät wissen“, forschte er. Sagte das Dirndl: „Der Vater hats gesagt und er hat sich gewundert, der Vater, daß der Sonnegghofer und die Bäurin noch nichts haben bemerkt.“ Wollte der Simon wissen, wieso der Jägerjirgl das habe bemerken können. Darüber wußte die Marie keinen Bescheid zu geben und der Simon nahm sich fest vor, acht zu haben, wie das sei, wenn zwei ein Liebspaar sind. Da hatte er wieder einmal die Augen nicht genug aufgetan.

Die Tresl redete das Nachbarskind an, fragte nach dem Vater, sprach davon, daß das Heu von der Sonnwiese schon unter Dach sei und erkundigte sich, wie es der Scheckigen ginge, ob sie noch so tasig tät dreinschauen. Berichtete die Marie, die Kuh sei wieder frisch und die Marie dankte der Bäurin nochmals recht schön für den guten Rat und das wirksame Heilmittel. Dann hatten sie sich nichts mehr zu sagen und gingen schweigend des Weges hintereinander her. Voran wanderte der Simon, als Letzte ging die Bäurin. Die Tresl und das Dirndl hatten den Kleiderrock zurückgeschlagen und hielten den Saum mit der Hand fest, teils zum Schutze gegen das nasse Gras, an dessen Blättern und Rispen noch die Tropfen des gestrigen Regens hingen; teils auch, um den frischgestärkten, blitzblanken, weißen Unterrock hervorspähen zu lassen.

Mit großen Schritten lief der Simon talzu; das Gehen auf einem ungewohnten Wege freute ihn so sehr, daß er der Mutter und der Schulkameradin schier vergaß. Als sie drunten ankamen auf der Bezirksstraße, rief die Marie ihm zu, was er so närrisch müßt laufen, wär' ja noch nicht zu End' mit der Zeit. Da blieb der Simon stehen und als sie bald in den Wald hineinkamen, ging er neben der Marie her, brockte mit ihr Blumen ab und

ließ sich von ihr Blümeln hinter das grüne Band seines grauen Filzhutes stecken. Er war so ungewohnt, mit der Mutter zu gehen, daß er sich gar nicht nach ihr umwandte. Die Tresl sah ihren Buben vor sich herwandern und sah ihm zu, wie er öfter ins Waldmoos hineinsprang und Beeren und Blumen holte; dann klang manchmal ein Lachen von ihm herüber, oder ein Wort und der Tresl fiel es auf, wie schlank und schmuck ihr Simon in die Höhe wuchs, wie seine Muskel sehnig waren und flink. Und das Mädel war schier nicht viel kleiner als er, nur viel zarter und die Tresl mußte daran denken, daß sie selbst im Alter der Marie stämmiger gewesen war; mehr so wie ihr Bub, voll Kraft in den Sehnen und voll Lachen und Liedern. „So viel ernst ist es halt, das Kind, die Marie“, mußte die Tresl denken: „ist halt auch ein armes Hascherl, ohne Mutter.“ Und da sie der Mutter gedachte, an die sie sich kaum erinnerte, da wurde der Tresl weich zu Sinn. Der Wald rauschte ein leises Lied von Sommer und Sonnenschein, über dem schmalen Bächlein, das draußen am Waldesrand die kleine Mühle trieb, schillerten Libellen und zarte Sommerfäden glitzerten durch Geäst und Moos, daß das Waldgrün durchblitzt war von abertausend Funken und Strahlen, die all das mit Leuchten durchwirkten und mit Schönheit, was da an abgefallenen Nadeln lag, oder was an sich windenden Wurzeln durch die Nadeln, auf den Wegen und durch das Moos und das Krautwerk umherkroch. Auch die Augen der Sonneggerin leuchteten und es war die Schöne der Gesundheit in ihrem festen Gange, der stolz war und sicher. Sie brach rotblühendes Heidekraut und steckte es in den Gürtel: „Bist auch schön“, lächelte sie dem Blümel zu, „mußt nicht grad ein Röserl sein.“ Da sie an das Rösel dachte, schoß ihr jäh das Blut in das Gesicht und sie blieb stehen und hob das Auge empor zu dem schmalen Streifen blauen Himmels, der sich zwischen den hohen Baumstämmen hereinzwängte und sie wußte selbst nicht, wie es geschah, daß sie die Hände ineinander legte und zum

Herrgott redete: „Wird schon alles recht sein, so, Herrgott, aber mir hast du's schwer gemacht! Arg schwer!“ — Hinter dem Wald kamen viele Felder auf beiden Seiten des Weges und dann kam ein kleines Dorf und dann breiteten sich wieder die Felder aus, weit und reich und dann grünten Wiesen und eine frisch getünchte Kapelle stand da, die hatte ein neu hergerichtetes, rotes Ziegeldach und durch das hölzerne Torgitter spähte eine Maria mit dem Jesukind im blauen, mit weißen Spitzen besetzten Waschkleidchen und mit einer hohen, vergoldeten Krone. Vor der Kapelle standen zwei Apfelbäume und bald nach dieser Stelle stieg die Straße plötzlich steil an; große Schottersteine lagen auf dem Wege und als gleich darauf ein Bauerngehöft und ein Gasthaus den Weg umsäumten, weitete sich auch schon der Platz des Kirchdorfes und durch die geöffnete Türe des Gotteshauses klang der Orgelton.

Einige Marktbuden waren vor der Kirche aufgestellt, Kirchengänger standen herum und in der Kirche selbst waren die Bänke besetzt. Auch an den Wänden entlang standen im Gotteshause die Andächtigen. Der Simon und die Marie hatten vor der Kirchentür auf die Sonneggbäurin gewartet. Sie kamen nicht weit in die Kirche hinein. Neben der Sonneggerin standen sie nahe der einen Säule, die das Chor trug und nur langsam, Schritt nach Schritt, drängten sie immer noch ein Stück weiter nach vorne, dem Hochaltare zu.

Auf die Kanzel trat ein schlanker Herr im weißen Chorhemde über dem schwarzen Talare und da er das Barett vom Haupte nahm, wühlte sich vom Fenster her das Sonnenlicht in sein blondes, welliges Haar, daß es aussah, als wäre sein Kopf umwoben von einem Heiligenscheine. Da er sprach, hatte sein Gesicht einen strengen Ausdruck und seine Stimme klang tief ernst, als er redete von der Bedeutung des heutigen Festes und von der Vergänglichkeit alles Irdischen und von der Fortdauer einzig dessen, was in sich selbst schön ist, durch seine innere

Schönheit nach außen hin heilige Freude spendend und wahrhaftes Leben erschaffend. In seiner Stimme bebte die Ergriffenheit jenes, der aus innerer Ueberzeugung spricht, als er sagte: „und um das eine bitte ich euch, geliebte Andächtige; geht nicht hin und sinnt nur auf euren Vorteil, sondern bemüht euch auch darum, daß eure Gedanken gut seien und eure Herzen frei von bösen Leidenschaften. Denn wisset: es richtet der Herr, unser Gott, nicht nur nach unseren Taten, sondern auch nach unseren Wünschen und Begierden, die wir stumm tragen in unserer Seele."

Der Prediger hörte nicht das Flüstern zweier Frauenlippen drunten im Volke: „Ich hab's ja nicht anders wollen, gar nicht anders; aber hart ist mirs halt oft geschehen . . . so hart! . . ."

In demselben Augenblick stieß der Simon die Marie an: „Du schau! Dort ist der Tod!" Neugierig spähte die Marie nach der gewiesenen Richtung. „Je! Der ist schön!" gab sie raunend Antwort. „Schau, Simon, die Perlen und die Spitzen und die Ringe!" Ober dem einen Seitenaltare lag in einem Glassarge das Gerippe eines Heiligen, seit langer Zeit von durchsichtigen, köstlichen Geweben umhüllt, mit Geschmeide geziert, daß das fahle Grau der Gebeine als ein umso trüberes Bild der Vergänglichkeit hervorstarrte aus all dem Glanze, den Verehrung und Schmuckfreude gesponnen hatten um diese armen Reste eines Lebens. —

Als sie die Kirche verließen, wollte der Simon Umschau halten, was es zu kaufen gäbe; aber die Marie hatte keinen Sinn für Buden und bunte Dinge; auf den Friedhof wollte sie, sehen, ob hier der Tod überall so schön sei, wie in der Kirche ober dem Altare. Dem Simon war das recht. Er fragte die Mutter, ob sie auch mitginge. Die Sonneggbäurin wollte aber lieber hier stehen bleiben und hören, was es zu erfahren gäbe von den Leuten, die da sprachen und kauften und sie mahnte die beiden, bald wieder zu kommen, daß sie könnten ins Gasthaus gehen, etwas essen und trinken.

Der Simon fragte einen Mann nach dem Wege zum Friedhof. Gleich da über die Stiegen hinunter und nach vorn zu, dann seien sie schon dort, bekam er zur Antwort. — Als sie den Gottesacker betraten, war die Marie enttäuscht. Grabkreuze standen an den Hügeln, Blumen blühten, Gras wucherte empor und Vögel sangen und alles sah nicht anders aus, als dort ober dem Markte, wo der alte Sonneggbauer schlief. Von jenseits des Zaunes kam Lachen herüber und fröhliches Rufen. Die Marie reckte den Hals und spähte nach der Richtung. Ein großer Obstgarten streckte sich dort hin, von einem Weidenzaun umschlossen und ein weißes Lämmlein sprang auf der Wiese umher. Kinder, die feinere Kleider trugen als die Dorfbewohner und wohl zum Schulhause gehören mochten, zwei Knaben und ein Mädchen, neckten es mit langen Rispengräsern und freuten sich an seinen Sprüngen. Der Friedhofszaun war hoch und darum stieg die Marie auf einen Grabhügel, um besser sehen zu können. Der Simon kletterte auf den Sockel eines Eisenkreuzes und rüttelte zum Spaß mit beiden Händen an der Querstange des Kreuzleins, zu sehen, ob es fest stünde. Das Lämmchen im Obstgarten blökte, die Kinder lachten und die Marie und der Simon lachten vom Herzen mit. „Werds gleich eine Ruh geben! Ihr!" schimpfte eine Stimme hinter ihnen. Erschrocken drehten sich beide um. In einiger Entfernung hinter ihnen stand ein Mann und schaufelte ein Grab. Die Stelle mußte schon einmal belegt gewesen sein; alte Holzstücke und Fetzen eines Stoffes waren der emporgeworfenen Erde vermischt. Mit großen, ängstlichen Augen starrte die Marie den Mann an, der klein und gebückt über seiner Schaufel stand. Er drohte mit der Faust herüber und arbeitete dann weiter. Plötzlich lachte er laut auf; ein kurzes, hartes Lachen. „Da habts, ihr Ruhstörer, ihr! Da könnts euch spielen damit!" Er griff in die Erde und warf einen halbzerbröckelten Totenschädel herüber. Im Grase lag er; dicht vor der Marie. Von Grauen gepackt, stieß das Dirndl einen Schrei aus und rannte davon,

ohne sich umzusehen, über die Gräber springend. Erst vor dem Tore, auf der Straße blieb sie stehen und da war auch schon der Simon hinter ihr her und machte eine verächtliche Armbewegung nach dem Manne hin: „Der Tepp, der blöde!" Er machte so ein wildes Gesicht bei dem Ausruf, daß die Marie wieder lachen mußte; aber sie sah zu, daß sie weiter kam. Auch der Simon ging ganz ernst neben ihr und bemerkte nur: „Du, Marie, das war nicht so schön, wie in der Kirche." Sie antwortete nicht und fuhr zusammen, als nahe von ihr Stimmen leise flüsterten. Sie konnte gar nicht finden, woher die Stimmen kamen, aber der Simon stieß sie wieder an: „Du, Marie, schau, das Liebspaar." Da standen der Michl und die Kathi in den Winkel gepreßt, der dort entstand, wo der Pfarrgarten an den Friedhof grenzte. Der Michl hatte die Kathi an sich herangezogen und ihre Augen hingen an seinem Gesichte und er hielt ihre Hände und sie die seinen und das Bussel, das die beiden da einander schenkten, das war gut ein paar Schritte weit zu hören. Der Simon und die Marie mußten lachen, so viel gut gefiel ihnen dieses Busselgeben. „Du weißt, Marie", sagte der Simon: „das müssen wir auch einmal machen." „Sind wir denn auch ein Liebspaar?" fragte die Marie. Das wußte nun der Simon eigentlich nicht, aber ein Bub und ein Dirndl wären sie, grad so wie der Michl und die Kathi, meinte er; was anderes brauchten sie ja nicht zu sein. —

Dann kamen sie wieder zur Mutter und zufällig sah der Simon, wie ein Bursch seinem Mädel ein Herz aus rosarotem Zucker gab. Es stammte vom Stand nebenan.

Der Simon zählte rasch seine Barschaft zusammen. Er kaufte ein Herz aus rosarotem Zucker und mit einem Bildchen in der Mitte; darauf waren Vergißmeinnicht gemalt. Daneben stand, ganz klein gedruckt, daß es eine gute Weile brauchte, ehe der Simon die Worte zusammenbuchstabieren konnte:

„Vergiß mein nicht
Das blaue spricht,
Die holde Augenweide:
Ich liebe dich,
Du liebest mich,
Drum lieben wir uns beide."

Bis über die Ohren rot war der Simon, aus lauter Stolz, wegen seines schönen Einkaufes und mit strahlenden Augen drückte er das hölzerne Schächtelchen mit dem Zuckerherzen darin, der Marie in die Hand. —

Nach dem Kirchgange mit der Mutter und mit Nachbars Marie kamen arbeitsreiche Tage für den Simon. Seit er aus der Schule ausgetreten war, gab es wenig Feierstunden. Dem Buben war das recht. Er war gesund und fragte nicht lange, ob das, was er tat, viel war oder wenig. Er griff zu, wo es etwas zuzugreifen gab und hatte seine Freude daran. Dann war noch etwas, was dem Simon gefiel. Seit er aus dem Schulbuben zum Jung-Knechte emporgestiegen war, geschah es von selbst, daß er sich viel in der Gesellschaft der Knechte, namentlich der jüngeren aufhielt und er hörte und erfuhr vieles, wovon er bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte. Wenn er dann eine stillere Beschäftigung hatte, mußte er darüber nachdenken, wie viele Dinge es gäbe, die ihm nicht der Vater gesagt hatte und auch die Mutter nicht und die er überhaupt nicht kennen würde, wenn ihm nicht die Knechte davon erzählten. Vor der Mutter prahlte er nicht mit seinen neuen Kenntnissen. Es ging ihm so vor, als würde er bei der Mutter nicht die richtige Freude dafür finden und dem Vater mochte er schon gar nicht damit kommen. Der Vater dachte nur an die Wirtschaft und immer wieder an die Wirtschaft und dem war alles gleichgültig, was nichts mit dem Sonnegghofe und dessen Gedeihen zu tun hatte. Aber zu der Marie trug er seine Schätze und die Marie hörte zu, aufmerksam und gerne und war voll Erwartung, was der Simon wieder berichten werde, wenn er ihr leise zurief: „Du, komm' hintern Stall! Ich weiß etwas!" Es war merkwürdig, daß auch die Marie vor dem Vater und gar vor den jüngeren Geschwistern zurückhielt mit dem, was der Simon ihr zutrug, ohne daß der Simon ihr verboten hätte, darüber zu sprechen.

Hinter dem Stalle, da stand ein Haselnußstrauch und da konnten sie ungestört reden und kam nicht immer der Hansl angelaufen und rief: „Was erzählt er denn, der Simon? Ich möchts auch wissen."

Paarmal war es auch schon vorgekommen, daß die Marie sich unwillig abgewandt hatte bei den Erzählungen des Simon und daß sie erklärt hatte, das möge sie nicht hören, es sei nicht schön. Seither schied der Simon seine Erfahrungen in zwei Gruppen: in solche, die er der Marie mitteilte und in solche, die er bei sich behielt.

Einmal kam er auch hinübergelaufen zum Jägerjirglhaus und rief nach der Marie. Die Marie hatte gerade Wäschetag und stand vor dem Waschtroge, die bloßen Füße in Holzzockeln und die Aermel weit hinter den Ellbogen hinaufgestreift.

Was der Simon wollt, rief sie herüber, reckte sich gerade und strich mit dem Unterarm die Haare aus der Stirne zurück. Bei der Arbeit hatten sich ihre dunklen Flechten etwas gelöst und lagen so dicht ins Gesicht herein, daß es trotz seiner zarten Röte noch blasser aussah und feiner als sonst. Der Simon sah nach der Marie hin und sah noch einmal hin und dann hatte er genug hingesehen und rief wieder, sie solle hinter den Stall kommen. „Ich hab' jetzt keine Zeit!" gab sie zur Antwort. „Komm her zu mir, wenn du mir was sagen willst." — „Das kann ich dir nur hinterm Stall sagen!" Die Marie überlegte eine Weile, dann erklärte sie abermals, sie habe keine Zeit. Der Simon wandte sich ab, warf den Kopf trotzig zurück und meinte, sie brauche es ja nicht zu wissen, wenn sie nicht wolle, aber es sei etwas sehr Schönes und Eile habe es auch.

Er wollte schon weggehen, aber da war die Marie hinter ihm her, zog ihn am Hemdärmel und sagte, er solle nicht fad sein; wenn es so eilig wär', dann käme sie schon und ihm voraus schlüpfte sie flink wie ein Eidechslein hinter das Gebüsch.

Der Simon kroch neben sie und lachte über das ganze Gesicht. Was ganz Feines wüßte er. Der Knecht

Anton hat ihn das Fensterln gelernt. Nun wüßte er ganz genau, wie man das machen müßt; wenn der Mond nicht ganz da war und nicht ganz weg, sonst könnt' ein Unglück geschehen, hatte der Anton gesagt; das einemal wär' es zu finster und das anderemal zu hell und darum müßten sie sich tummeln, der Simon und die Marie, daß ihnen der Mond nicht durchging, denn das Fensterln, das müßten sie machen, das sei sehr schön. Die Marie fand es selbstverständlich, daß die Sache eilig war; nur mußten sie beide erst nachdenken, wo sie eine lange Leiter herbekommen würden; denn erstens gehörte die lange Leiter dazu und zweitens durfte weder der Sonneggbauer, noch der Jägerjirgl etwas davon merken. Vor dem Entdecktwerden hatte der Anton dringend gewarnt.

Vorsichtig verließen die beiden ihr Versteck und als gälte es schon jetzt, Heimlichkeiten zu verbergen, so behutsam schlichen sie um das Haus herum. Unter dem Dache des Wagenschupfens lag eine Leiter; das wußte die Marie und lang war diese Leiter auch und das Wichtigste daran war, sie wurde selten gebraucht. Unter beständigem Umsehen, ob sie nicht entdeckt würden, kletterte der Simon über den Seitenteil des Leiterwagens, der nahe stand, und über Wandvorsprünge hinauf in den Schupfen und fand die Leiter. Allerlei Dinge lagen darauf, daß er sie nur mühsam hervorholen konnte. Ein Späherblick nach allen Seiten versicherte ihn dessen, daß alle Hausbewohner, außer Marie, in ziemlicher Entfernung reichlich beschäftigt waren und er schob die Leiter behutsam hinab, unterstützt von Marie, die sie geschickt faßte und sachte auf das Gras niederließ. Einen Sprung tat er dann, der ihn hätte seine geraden Glieder kosten können und dann beschäftigte ihn die Frage: „Wohin tun wir jetzt die Leiter?“ Ueberhaupt, wo wollte er beim Fensterln die Leiter anlegen? Das kleine Haus des Jägerjirgl war ebenerdig und man gelangte zu den niederen, vergitterten Fenstern ohne jede Mühe. Die Marie wußte Rat. Sie würde hinaufgehen auf den Dachboden. Der hatte ein

Fenster auf der Giebelseite gegen den Wald hin. So war es viel gescheiter. In der Kammer, wo sie mit den Geschwistern schlief, wars ohnehin nichts mit dem Fensterln, das tät der Vater gleich erfahren und der Vater könnt auch arg ungut werden.

Der Simon fand die Vorschläge der Marie richtig und ging wieder seiner Wege, nachdem er die Leiter an der Giebelseite unter dem bezeichneten Fenster niedergelegt und mit ein paar zufällig in der Nähe herumliegenden Brettern teilweise bedeckt hatte. Die Marie ging wieder zu ihrem Waschtrog, wusch mit Feuereifer, freute sich auf das Ereignis und mußte daran denken, daß der Simon wirklich immer etwas Neues wisse.

Dieser Tag war länger als alle Tage; der Simon und die Marie hatten noch keinen Tag erlebt, der so gar kein Ende nehmen wollte.

Endlich saßen sie beim Großbauern und in der Nachbarskeuschen beim Abendbrot und dort und da waren zwei junge Menschenkinder nicht mit ihrer Seele beim Herrgott droben, da ihre frischen, lebensroten Lippen das Abendgebet sprachen und dort und da hatten vom Leben gepeitschte, arbeitsmüde Menschen nicht acht darauf, daß der Bub hier und das Mädel dort schier die Schlafenszeit nicht erwarten konnten.

Der Simon hatte sein Lager in der kleinen Kammer auf dem Dachboden, seit er nicht mehr der Schulbub war und er war sicher, daß niemand nach ihm fragen werde. Auch dafür, daß das Haustor nicht unnötig knarrte, hatte er gesorgt; ganz getreu die Anleitung des Anton befolgend.

Er hatte das lange Seil, mit dem das Heu beim Einführen auf dem Wagen niedergehalten wird, heimlich in seine Kammer geschleppt und an einem Balken des Dachstuhles befestigt. Vorsichtig kroch er dann, den übrigen Teil des Seiles mit sich fortziehend, aus der Dachluke heraus, rutschte über das steile Dach herunter; mit bloßen Füßen und leise, daß die Eltern nichts merkten, klomm

er an der Seite der großen Stube, in der niemand schlief, auf die Wiese hinab. In großen Sätzen erreichte er den Nachbarsgrund. Auch hier schlief alles, oder schien zu schlafen. Auch die Marie war nicht zu sehen; die mußte er ja erst am Fenster wachklopfen: so gehörte es sich, hatte der Anton gesagt. Die Leiter lag zur Stelle. Langsam, fast geräuschlos legte der Simon sie an. Gerade ober dem Hause guckte der halbe Mond hinter einer balligen Wolke hervor, so daß der Fensterplatz völlig im Dunkel lag. Ob das ganz recht war, wußte der Simon nicht, denn der Anton hatte gesagt, wenn der Mond dem Dirnderl ins Gesicht tät scheinen, das wär so viel lieb.

Es mußte auch so gehen. — Und es ging.

Der Simon stieg hinauf, pochte leise ans Fenster; die Marie öffnete, lachte dem Simon entgegen; er nahm ihre Hand, hielt sie und überlegte, ob er ihr nicht sollt ein Bussel geben, weil der Anton gesagt hatte, das wär das allerschönste.

Etwas rüttelte an der Leiter. Als der Simon hinunterschaute, was da wäre, starrte er in das zornige Gesicht des Jägerjirgl. Was der Bub da wollt, schrie der Mann hinauf; die Marie warf das Fenster zu und lief davon. Der Simon hätte gern Gleiches getan, aber er mußte Red und Antwort stehen und da kam es heraus, daß die Hannerl das heimliche Fortgehen der Schwester gemerkt hatte und zum Vater gelaufen war, mit der Frage, warum die Marie fortginge in der Nacht. Dazu hatte das Anlegen der Leiter aller Vorsicht zum Trotze ein Geräusch verursacht, so daß der Jägerjirgl wissen wollte, was vorging, draußen. Die Verteidigung des Simon: „der Anton hat gesagt, das Fensterln sei so viel schön und da haben sie es halt auch einmal wollen probieren", diese Verteidigung bekam ein Siegel, das heiß und schwer auf des Simon Wange klatschte und des Jägerjirgl Stimme klang gar nicht nach Spaß, als er dem Buben zurief: „Das kannst noch einmal probieren, wenn du es magst. Und wenn du nicht weißt was Besseres zu tun, dann

kannst drüben bleiben auf deinem Sonneggrund. Und das Dirndl, die Marie, die werd ich noch fragen, ob sie wohl alle zehn Gebote hat gelernt in der Schul." —

Wütend ging er ins Haus hinein und stieß die Türe hinter sich zu. Gesenkten Hauptes schlich Simon zu seinem Seil, kletterte in seine Kammer.

Ob die Eltern etwas erfahren hatten von seinem Erlebnis, das wußte er nicht. Sie sprachen nichts darüber. Die Marie wich ihm aus und als er einmal wieder versuchte, sie hinter den Haselstrauch zu locken, rief sie ihm zu, er solle sie in Frieden lassen mit seinen dalketen Geschichten und lief davon.

Seitdem der Simon nicht so viel mit der Marie zusammen sein konnte, hielt er sich noch mehr an die Knechte, namentlich an den Anton, der ihn auch weiterhin über dies und das aufklärte und dem flügge werdenden Burschen mancherlei Ratschläge erteilte. Die Eltern kümmerten sich nicht darum, was der Bub außer seiner Arbeit sann und trieb und es fragte auch niemand, wieso es geschähe, daß die Marie so selten zu sehen war auf dem Sonnegghof und selbst dort, wo sie eigentlich hätte selbst kommen müssen, öfters ihre kleinen Geschwister an ihrer Statt hinschickte.

Der Jägerjirgl hatte damals dem nächtlichen Ruhestörer gegenüber getan, was ihm gerade als richtig galt und hatte weiter kein Wort über diese Angelegenheit verloren, so daß niemand daran dachte, außer dem Simon und der Marie, die wieder keiner Menschenseele, auch dem Schulkameraden nicht, ein Wort von dem verriet, was sie in jener Nacht hinter den eigenen vier Wänden vom Vater zu hören bekommen hatte.

Manchmal ärgerte sich der Simon; seit die Marie so fad war, hatte er manchmal Langeweile, wenn es gerade nichts zum Arbeiten gab. Und Feierstunden hatte er immer. Oft mußte er staunen darüber, daß der Vater keinen Augenblick die Hände rasten ließ und trotzdem immer noch unzufrieden war mit dem, was er geleistet hatte. „Sollt mehr sein!“ hörte der Sohn oft den Vater sprechen. „Sollt der Tag mehr Zeit lassen.“ Auch die Mutter hatte kein Ausrasten, aber es schien dem Simon, als ob das bei der Mutter anders wär als beim Vater, als ob sie schon leicht könnt zuwege kommen mit ihrer Arbeit, aber als ob sie nicht wollt einmal ruhig scheinen

und sitzen auf der Hausbank und daß sie sich es darum schon so richtete, daß sie fort und fort tätig war. Grad nur der Sonntagskirchgang und die etwa damit verbundenen Einkäufe hielten sie vom Hofe fern und es geschah auch nur bei solchen Gelegenheiten, daß sie zusprach bei ihres Vaters Hof. Die hellen Augen des Simon hatten es längst entdeckt, daß irgend etwas lag zwischen dem Großvater und der Mutter. So schien es ihm, als ob sie nicht darüber täten sprechen, aber als ob sie immer mußten daran denken; alle beide.

Der Simon war oft im Markte drunten zu sehen. Nach der Kirche stand er mit seinen Schulkameraden auf dem Platze herum und die Münzen, die er im Beutel trug, waren immer um einige vermehrt, aus der Hand des Großvaters. Der alte Bauer verlangte oft verschiedene Dienste von seinem Enkel und entlohnte ihn für deren Ausführung. Darum konnte sich der junge Sonnegghofer auch ein Glaserl vergönnen nach der anstrengenden Woche daheim und nach der geistigen Nahrung, die er von der Kanzel herab in der Kirche empfangen hatte.

Drunten beim Wirt am Gries, nicht weit von der großen Brücke, saßen dann alle zusammen, die jungen Bauernsöhne und die Knechte, auch mancher junge Bürgerssohn kam dazu und in der weiten, hübschen Kegelbahn flogen die Kugeln lustig in die Kegeln hinein und die Kellnerin konnte gar nicht genug hin- und herfliegen, den fröhlichen Gästen das saftige Tellerfleisch zu bringen und den schäumenden Doppelliter. Geschah auch, daß sich manchesmal ältere Knechte unter die jüngsten Burschen mischten, namentlich dann, wenn des Altknechtes Magen größer war als der lederne Beutel und vom jungen Sonnegghofer hieß es, er sei nicht neidisch und ließ schon auch manchmal gern einem anderen eine Guttat zukommen. — Dann war da ein schmales, hochaufgeschossenes Bürschchen, das war der Aelteste von sieben Geschwistern und der war dem Simon von Kindheit auf bekannt, da sie zusammen, wenn auch in verschiedenen Jahrgängen,

die Schule besucht hatten. Der schlanke Bursch hieß Toni nach seinem Vater, der am Beginne des Marktes seine Schusterwerkstätte hatte. Nun mußte der Sohn dem Vater schon fest mithelfen; aber allem Fleiße zum Trotze zeigte es sich immer wieder, daß vier fleißige Hände nicht genug sind, wenn der Gewinn in neun Teile geteilt werden muß. Schöne rote Röslein blühten am Hause empor, aber das war auch fast das einzige Leuchten in dem kleinen Heime, darin die Sorge um das tägliche Brot die Freude fraß. Der Toni sah manchmal mit sehnsüchtigen Augen hinüber, wenn die Schulkameraden in der Kegelbahn saßen und taten wie die Bürger und Großbauern und in seinem Herzleid war er einmal dicht bis an den Zaun herangekommen und hatte geschaut und geschaut, so daß ihn der Simon schließlich bemerkte und nach einer Weile heranrief. Er könne schon einmal hereinkommen, er, der Simon, wolle ihn schon grad einmal freihalten. Der Toni hatte Glück; er schob ein Kranzel, so daß nur der König im Mittelpunkte stehen blieb und mit ihm gewann durch sein Kranzelschieben seine ganze Partie. Die Burschen merkten sich den guten Kegelschieber und riefen ihn seither öfter zu sich, besonders dann, wenn der Sonnegghofer Simon ein gutes Wort für den Toni redete und des Toni Zeche teilweise oder ganz auf sich nahm. Dem Vater des Toni war es nicht recht, daß der Bub sich freihalten ließ vom jungen Sonneggbauern. „Sind ohnehin großmäulig und stolz, die Bauern, ist nicht nötig, daß unsereins sich was laßt schenken von ihnen"; aber als ihm einmal der Vater das Sich-Einladen-lassen ganz verbieten wollte, da stellte sich der Sohn vor den Vater hin und erklärte, wenn er schon die ganze Woche nichts hätte, als ein In-der-Stuben-umeinander-Hocken und Arbeiten, dann könnt er schon am Sonntag ein Vergnügen haben und was er geschenkt bekäm an Essen und Trinken von den Burschen im allgemeinen und vom Simon Sonnegghofer im besonderen, das tät er rechtschaffen abdienen beim Kegelschieben, weil alle sagten, es könne

es nicht bald einer so wie er und er wüßte ganz gut, daß sie ihn immer holten, weil bis jetzt noch fast immer die Partie hat gewonnen, bei der er dabei war und wenn der Vater ihm nicht wollt das Vergnügen gönnen, dann gäb es in der Stadt Graz drinnen oder sonst wo leicht einen Schuster, bei dem er wollt Arbeit finden und tät Geld dafür bekommen noch obendrein. Er tät kein Geld verlangen vom Vater für seine Arbeit, aber das bissl Vergnügen, daß müßt der Vater ihm lassen. — Der Vater wollte und konnte nicht dawiderreden, denn der Toni machte seine Sache flink und gut und darum schwieg er, mürrisch und ungern und der Toni ging weiter hinüber auf die Kegelbahn zum Grieswirten. —

Von den anderen jungen Burschen hörte der Simon, daß dieser und der sein Dirndl hatte, dem er sein Liedel sang, heimlich, in stiller Sommernacht. Und wie er schon vom Anton erfahren hatte, wurde es ihm auch immer wieder bestätigt, daß ein Bussel so viel was Schönes sei und daß das schönste rote Röserl noch alleweil weiß sei wie eine Kalkwand gegen das brennrote Herzerl, wenn es hell tut aufflammen in seliger Lieb. Ganz klar war es dem Simon zwar nicht, warum grad die Lieb gar so viel selig wär; ihm gefiel die Arbeit am Hofe und das Kegelschieben im Gasthausgarten und was der Tag so brachte an mancherlei; das gefiel ihm sehr gut, ohne daß er sich grad nach dem Bussel von einem Dirndl sehnte. Zu allem hatte er ja die Marie, die freilich gar stolz tat seit dem verunglückten Fensterln, zu der er aber doch schließlich immer wieder den Weg fand, wenn auch nicht so oft wie früher, ihr zu erzählen, was ihn bewegte. Die Marie erfuhr auch, daß er hatte wollen den Knechten gleich am Sonntagnachmittag in weitere oder nähere Bauerngehöfte gehen, grad nur so zur Kurzweil und daß er gar nicht besonders freundlich war begrüßt worden, so daß er schließlich wieder lieber daheimblieb, oder in den Markt hinabwanderte. Dort hatte er seine Kameraden; die freuten sich, wenn er kam.

Das wußte der Simon nicht und auch die Marie nicht, daß die Mägde an den Höfen ringsum meist schon in festen und auch recht sehnigen Händen waren und daß diese Hände gewillt waren, dem reichen Großbauernbuben, der noch nicht einmal ein rechter Bursch war, zu zeigen, wo der Weg aus den Höfen hinausführte. Wurde also den jungen Mägden von maßgebender Seite eingeschärft, sich nicht abzugeben mit dem Windbeutel, mit dem jungen, und was die älteren, ledigen Weibsbilder waren, die scherten sich den Teufel um das grüne Zeiserl, das grad erst aus dem Nest geflogen war. Die Burschen an den Höfen hatten Besseres zu tun, als sich mit dem Sonneggbauernbuben zu unterhalten und die ehemaligen Schulkameraden, die noch in die Schule hinabwanderten, waren wieder dem Simon zu dumm und er kümmerte sich nicht um sie. Und die Bauerntöchter, die wollten schon gar nichts wissen von ihm, denn irgend jemand hatte die Sage ausgesprengt, der Simon Sonneggbauer, der zukünftige Erbe des größten Grundes ringsherum tät sich nicht schämen, der armen Keuschlerstochter nachzustellen und es war so viel wie sicher, daß dem Jägerjirgl seine Marie sich schon jetzt tät einbilden, eine zukünftige Großbäurin zu sein und daß sie darum den Kopf so viel hoch tät tragen, daß sie einmal damit beim höchsten Fichtenbaum wird anstoßen.

Als dann der Winter über das Land kam, ging der Simon nur ab und zu hinab in den Markt, wo sie Wetten abschlossen, wer am besten könnt Eisschießen und da zeigte es sich wieder, daß dem Schuster Toni sein Aeltester eine gar zielsichere Hand hatte und fast jedesmal als Sieger aus dem Kampfe hervorging. Folge davon war, daß die Gastfreundschaft, die man dem überschlanken Burschen im Sommer gewährt hatte, sich im Winter fortsetzte und daß sich um sein schmales Gesicht der Zauberschein einer Art von Berühmtheit wob. Es war sogar schon geschehen, daß in anderen Gemeinden ein paar schneidige Burschen geradezu eine kecke Herausforderung

hatten geschickt an den Toni; es sollt ein scharfes Eisschießen sein, bei dem die Besten wollten ihre Kunst zeigen und der Toni sollt kommen kämpfen gegen diese Besten, wenn er die Schneid hätte dazu. Da gab es eine Beratung unter den Kameraden und dann zogen sie alle zusammen den Feinden entgegen und stellten den Toni als ihren Vertreter. Als der Abend dieses denkwürdigen Tages gekommen war, da konnte der Toni schon nicht mehr recht auf seinen Füßen stehen, weil ihn teils die Siegerwonne, teils das Bier, der Wein und der Schnaps in einen Taumel rissen, wie er ihn nie kennen gelernt hatte. Die Feinde hatten müssen anerkennen, daß der Toni sein Sach verstünd und zum Schlusse gab es noch eine Menge zerbrochener Krüge und einige blutige Köpfe, weil die Siegesfreude einerseits, die Schmach mutwillig herausgeforderter Niederlage andrerseits das junge Blut gar so arg in Wallung gebracht hatten.

Droben auf dem Sonnegghof ward in diesen selben Wintertagen offenbar, was schon die ganze Nachbarschaft ringsum gewußt hatte und woran nur der Bauer und die Bäurin blind vorübergegangen waren, oder mindestens so taten, als merkten sie nichts, denn der Michl war ein tüchtiger Knecht und die Kathi eine fleißige Magd und so lange die beiden ihre Pflichten rechtschaffen erfüllten, fragten die Bauersleute nach nichts weiter. Aber endlich mußte es doch einmal zur Sprache kommen und die Kathi weinte und sah tief beschämt und bekümmert zu Boden und daneben stand der Michl, fuhr mit der Hand immer wieder über seine blaue Schürze und versicherte, er werde sie ja bestimmt heiraten, die Kathi; nur jetzt täts halt noch nicht langen, daß er sich könnt das Hüttel pachten, droben auf dem Waldrainergrund und die Bauersleut sollten halt wohl barmherzig sein gegen das Dirndl und sie nicht hinausschicken zu Neujahr, daß sie müßt ohne Obdach sein — und wollt er, der Michl sich schon dankbar erweisen für die Guttat und für zwei arbeiten, daß die Bauersleut nicht sollten einen Entgang haben an Arbeitskraft. Sah dann der Bauer die Bäurin an und die Bäurin den Bauern und auf einmal sagten sie beide fast gleichzeitig: „sollt halt in Gottesnamen die Kathi dableiben und der Michl auch, bis sie einmal selbst würden einen Platz finden, der ihnen besser tät passen."

Merkwürdig war es, daß die Bäurin viel milder war gegen die Kathi seit der Aussprache und die Mägde sahen, daß die Kathi öfters ein Stück Leinenzeug in ihr Kofferl trug und selbiges Zeug stammte aus der Truhe der Bäurin. Glückselig sah die Kathi drein. Sie hatte

schon viele Neckereien müssen ausstehen; harmlose Sticheleien und bösen, scharfen Spott, der weh tat, wie ein tiefer Messerschnitt. Das wurde jetzt anders, da die anderen den Schutz der Bäurin oder der Kathi fühlten. Die Bäurin war bekannt als ernst und streng; im weiten Umkreise konnte ihr niemand auch nur das Geringste nachsagen und unter den teilnehmenden Blicken der reichen Großbäurin wurde die Kathi für die anderen zum „guten Hascherl", zum „braven, dummen Dirndl, das hineingehupft war in das Unglück, wie das Lampl in den Klee". —

Als der Lenz seine Märzstürme über das Land schickte, wie Weckstöße, unter deren Kraft das Gebälk der Gebäude knarrte und sich die Aeste der Bäume aneinander rieben, daß der Saft des Lebens unbändig hindrängte zu den Knospen, die Enge zersprengend und das Licht suchend in berauschtem und berauschendem Uebermute: da schlug drinnen in der Mägdekammer des Sonnegghofes ein kleines Bübel das erstemal seine verschlafenen Aeuglein auf und blinzelte dem Frühlinge entgegen — und solches geschah gerade an dem Tage, so dem Heiligen geweiht ist, der seine Hand schützend hält über Mensch und Tier, über Berg und Tal im schönen, grünen Steirerlande und der der Anwalt ist selbigen Landes vor Gottes hohem Richterstuhle. „Ist ein guter Wegsegen für das Bübel", sagte der Michl, hob das Kindl in die Höhe und hielt es lachend über seinen Kopf empor: „Wird ihm St. Josef ein Beschützer sein, alleweg".

Gleich anderen Tages trugen sie ihn hinunter zum Herrn Pfarrer und als der Herr Pfarrer fragte, welchen Namen es haben sollte, das kleine Bübel, da sahen ihn die Augen des Paten ganz erstaunt an. War doch gar nicht anders möglich, als daß es Josef hieß, das Josefikindl.

Als wolle der Herrgott die Bauersleut belohnen für ihre Guttat, so strahlte der Frühling heuer herab, herrlicher denn seit Jahren und die Kathi arbeitete munter

mit an ihrem alten Platze und der kleine Josef lag irgendwo in der Nähe der Mutter in einem hölzernen Wäglein und war niemand im Wege. Nur die Nanni sah manchmal traurig hin zu dem Josefibuberl und der Neid stieg ihr auf im Herzen. — Sie war schon beim alten Sonnegghofer dagewesen und hatte auch der jungen Bäurin treu gedient, aber sie hatte nicht den Mut gehabt, einzugestehen, daß es nicht so war, als es sein sollte, damals als der Jungknecht vom Kohlbauer, der seither schon wieder manche andere gefunden hatte, ihr ewige Lieb und Treu zugeschworen hatte. Sie hatte den Dienst gekündigt. Weil es ihr später überall schlechter gegangen war, als auf dem Sonnegghofe, hatte sie sich wieder anwerben lassen vom Sonneggbauern, am Leihkaufstage. Ihr kleines Dirndl aber, das hatte sie in Kost in ziemlicher Entfernung vom Sonnegghofe und konnte nichts tun für das Kind, als das mühsam zusammengesparte Kostgeld zahlen; denn der Hallodri drunten beim Kohlbauern, der fragte nicht darnach, ob sie genug hatte für sich und das Dirndl und als sie es einmal gewagt hatte, ihn daran zu mahnen, da hatte er gelacht und geflucht. Dann war er weggegangen; weit weg in einen anderen Dienst und die Nanni mußte sich halt dreinfinden in ihr Schicksal. —

Den Simon hatte dieser Lenz noch mehr in die Höhe gezogen; er überragte schon um etwas die hohe Gestalt der Mutter und der Vater sah fast klein aus neben dem Buben. Auch in die Breite war er gegangen. Stämmig und sicher stand er auf der Erde, sonnengebrannt, mit hellen, lachenden Augen und mit vollem braunen Haare, das sich ähnlich wie bei der Mutter immer wieder kräuselte und nicht still und glatt bleiben mochte und ober der Lippe zwängte es sich dunkel heraus und wollte unbedingt ein Bärtchen werden.

Sauber hatte er sich ausgewachsen, der junge Sonneggbauer und von den Mädeln hätte wohl manch eines es gar nicht ungern gesehen, wenn der schmucke Bauernbursch sein grünes Hütel mit dem Gamsbart drauf einmal lustig hätte geschwenkt, ein paar blauen oder braunen Augen und freundlich blitzenden Zähnen zulieb. Aber der Sonnegghofer Simon tat sich nicht umschauen; nicht nach einer einzigen von allen, die ihm heimlich oder offen nachspähten.

Der junge Simon Sonnegghofer hatte den Winter über sehr viel darüber nachgedacht, wie das eigentlich sei mit dem „Gernhaben“ und mit dem „Busselgeben“ und all dem, was da so drum und dran hing und er war zu der Ueberzeugung gekommen: ein Dirndl „gern haben“, das heißt, alleweil an sie denken und immer nur wünschen, daß das Dirndl da wär', wo er selber war. Solches dachte er aber von der Marie; folglich hatte er die Marie gern. Dann hatte er gehört, ein Bussel schmecke deshalb so gut, weil das Dirndl, das einem das Bussel gibt, so viel ein liebes Gesichtel habe. Nun kannte aber der Simon kein Dirndl, dessen Gesichtel ihm so gut gefiel, wie das von der Marie; folglich mußte ein Bussel von der Marie auch das allerbeste sein und er nahm sich fest vor, diese Angelegenheit einmal auf die Probe zu stellen.

Und wenn man ein Dirndl gern hat, dann muß man das dem Dirndl sagen und auch rechtschaffen zeigen und dann kann man es auch heiraten; so hatten dem Simon die verschiedenen Lehrmeister die Kunst des Liebens überliefert. Das mit dem Heiraten hatte ja noch Zeit. Der Michl hatte die Kathi auch noch nicht geheiratet und daß er sie trotzdem gern hatte, das wußte jedermann auf dem Sonnegghofe; aber das mit dem rechtschaffen Zeigen der Lieb: das war etwas anderes. Es war schwer, derartige Wünsche auszuführen, denn die Marie hatte noch immer eine eigene Scheu, dem Simon mehr als notwendigerweise zu begegnen. —

Je wacher dem Simon die Seele wurde, desto mehr entdeckte er, wie die Marie von Tag zu Tag zarter erblühte und sie kam ihm vor, wie die Heckenröserln, die am Waldrand wuchsen und die man nur behutsam an-

fassen durfte, wollte man nicht verursachen, daß ihre holden Blütenblätter in lieblichem Sterben zur Erde sanken. Schlank und biegsam wuchs sie empor, die Marie und ihre Füße waren zart wie die eines Rehes und ihre dunklen Augen waren oft umdämmert von einer seltsamen Traurigkeit und konnten ein andermal strahlen wie zwei wundersame Sterne und wenn sie strahlten, dann öffnete sich der liebe, feingeschwungene Mund und zwischen den frischen, gleichmäßigen Zahnreihen perlte ein Lachen heraus, hell und lustig wie ein Waldbächlein. —

Von Tag zu Tag wußte es der Simon besser: er hatte die Marie gern und das mußte er ihr kundgeben, daß sie es wußte . . . und als der Frühling seine jubelnde Schönheit in abertausenden von Lebewesen ausströmte, daß es allenthalben blühte und duftete und das unsagbar herrliche, ewige Lied der Schöpfung hinaufjubelte zu der Sonne und zu den Sternen: da hatte auch der Simon seinen Plan gefaßt.

Am letzten Aprilsonntage hatte er nach der Kirche lange beim Kaufmanne zu tun, weil er nicht genug Bänder auswählen konnte; bunte, frohe, seidene Bänder. An der Kegelbahn huschte er rasch vorüber, daß ihn die Kameraden nicht bemerkten, denn im Beutel klimperte nichts, was da auf dem Kegelboden hätte können verspielt werden.

Den Knecht Anton hatte er eingeweiht in sein Geheimnis und als unter dem Sternengeflimmer eines klaren Frühlingshimmels die immer wieder junge Erde das Kinderkleid des April abwarf, um des Maies Brautgewand umzutun, da mußte droben auf der hohen Berglehne, ober dem Jägerjirglhaus, eine kerzengerade gewachsene Tanne ihr Haupt zu Boden neigen unter den vorsichtigen Hieben zweier Aexte und das bischen Rinde, das ihr vier Hände gelassen hatten, zeigte allerlei Figuren, Kreise, Zacken und Streifen und ein großes Herz war aus der Rinde herausgeschnitzt, mit Flammen daran, die steil und breit aus diesem Herzen emporschlugen. Die

abgeschnittenen Aeste lagen rings im Moose verstreut; an jenen Aesten aber, die an dem Baumschafte drobengeblieben waren, flatterten die bunten Bänder, als der Baum sorgsam zur Keuschen getragen und leise, behutsam und fest vor der Haustüre in die Erde gerammt worden war. Schier den Morgen konnte der Simon nicht erwarten und das Gesicht der Marie, wenn sie sehen würde, was der erste Mai ihr als Morgengruß beschert hatte. Der Anton, sein Verbündeter, sollte aufpassen, was vorging, drüben im Nachbarshaus. — Dann gedachte der Simon eines Ausluges, dessen er sich früher nicht erinnert hatte und kurz entschlossen kletterte er am Maimorgen den hohen Kirschenbaum hinan, an den sich noch von der Kindheit her eine bestimmte Vorstellung band.

Es war noch sehr frühe; die Morgennebel schwebten über die Täler und erst die höchsten Baumspitzen waren übergoldet vom Sonnenleuchten.

Da knarrte beim Jägerjirgl der Schlüssel in der Haustüre und die Marie stand auf der Schwelle, den Milcheimer in der Hand, in einem kurzen Kittelchen, die bloßen Füße in hölzernen Schuhen, die dunklen Flechten lose über die Schultern herabhängend. Sie stand und sah den Baum vor sich stehen mit den bunten Bändern, die im Morgenwinde um den grünen Wipfel flatterten und mit den Zacken und Kreisen aus übriggelassener Baumrinde und mit dem Herzen, das sich gerade der Türe gegenüber deutlich von dem weißen, tau- und harzfeuchten Holze abhob.

Ganz stumm war die Marie. Ganz still stand sie vor dem Baume. Und dann war es, als ob sich ihr Köpfchen mit raschem Blicke hinüberwende zum Sonnegghofe und sie lief auf den Baum zu; der Milcheimer fiel zu Boden; beide Arme schlang sie herum, um den weißen Stamm und ihre Lippen preßten sich an den Schaft, gerade mitten in das Herz hinein.

Der Simon hatte das Gefühl, als müsse er von seinem Kirschbaume herunterspringen und sich selber das

Bussel holen, das da hing, mitten auf dem Rindenherz. Auf einmal wußte er es ganz genau, was das war: ein Dirndl gern haben. Das Dirndl da drunten, das Freude hatte an dem Baume, den der Simon ihr hingestellt hatte, dieses Dirndl war schöner als der Frühlingsmorgen und schöner als die Engerln, von denen der Herr Pfarrer gesagt hatte, sie seien schöner als alle Menschen. Im Simon hüpfte und jauchzte es und es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte müssen einen Jauchzer tun, der hätte hinübergeklungen bis an die Hänge des Posruck. Die Marie hatte gerade wieder ihren Milcheimer aufgehoben und wandte sich dem Stalle zu, noch einmal zurückblickend auf den bunten Baum; da trat der Jägerjirgl aus der Türe. Auch er blieb plötzlich stehen und schaute den Baum an, von oben bis unten; dann ging er nahe hinzu, untersuchte die Rindenreste, spähte hinauf nach der Krone und blickte dann hinüber zur Marie, die unwillkürlich stehen geblieben war und still und gespannt den Vater beobachtete. Auch dem Simon pochte das Herz, daß es nur so pumperte — das war aber jetzt nicht Freude und Glück; das war so ähnlich wie damals, als er auf der Leiter gestanden war und ... „Wer hat den Baum hergestellt", fragte jetzt der Jägerjirgl. Die Marie schwieg. Drohend ging der Vater auf sie zu: „Wer da meinen Grund hat aufgegraben und den Baum hat hergestellt, will ich wissen." Die Marie zuckte leicht zusammen: „Ich weiß es nicht", sagte sie leise. Der Vater ballte die Faust: „Bist noch jung und dumm und weißt nicht, was er heißt, der Baum da. Und wenn du es schon tätest wissen, dann wehe dir!" Zornig hob der Mann die Faust. Dann faßte er den Stamm des Maibaumes, daß die Krone sich schüttelte und daß die Bänder flogen und er schrie hinauf in den Morgenhimmel: „Und wenn ich ihn herausfind', der ihn hat hergestellt, den Baum: der soll mich kennen lernen. Unglück hab' ich gehabt im Leben, aber meine Ehre hab' ich gehabt — alleweil — und wenn mein Kind sollt vergessen, was die Ehr' ist . . ." Die

letzten Worte verschlang ein Fluch, der wie der Schrei eines verwundeten Tieres aufklang in den Morgenhimmel hinein; dann faßte der Jägerjirgl mit beiden Händen fest an dem Stamm, rüttelte und hob mit einem Ruck den Baum heraus; die Krone senkte sich gegen den Stall hin, daß die Marie rasch abspringen mußte, sich vor dem fallenden Baume zu schützen und dann lag der heitere Maibaum auf dem Boden wie eine zerpflückte Blume. Mit raschen, festen Griffen war der Stamm zerteilt und als die Marie nochmals aus dem Stalle hervorspähte, faßte gerade der Vater die Stücke alle zusammen, in einen Weidenkorb hinein. Der Simon stieg behutsam vom Kirschenbaume herab und sein Gesicht war sehr ernst. —

Den Anton erbarmte der blutjunge Bursch, dem die Maibaumfreude so arg gestört worden war und er erzählte niemand von der Begebenheit am Maimorgen und drüben beim Jägerjirgl hatte der Vater verlangt, daß die Aststücke samt den Bändern sollten beim Kochen gleich verbrannt werden; er wollt sie nicht noch am nächsten Tag sehen, die Fetzen. Mit trüben Aeuglein steckte die Marie die duftenden Zweige mit den bunten Bändern dran in die Glut. Die Hannerl und der Hans wollten sich jedes eines der schönen Bänder retten und hielten das Eroberte wie Siegesfahnen in die Höhe, aber der Vater riß ihnen den Fund so kräftig aus der Hand, daß die beiden das Wiederaufheben vergaßen. —

Die Marie war durch den Vorfall noch stiller und scheuer geworden. Ob sie erriet, wer ihr den Baum vor die Türe gepflanzt hatte, war nicht festzustellen; sie sprach niemals über jenen Maimorgen. —

Der Sommer ging dahin, ohne daß der Simon jemals rechtschaffen mit der Marie zusammen gewesen wäre. Bei der Arbeit mußte er ihrer gedenken und das Kegelschieben im Markte freute ihn heuer gar nicht recht, denn von den Burschen drunten hatte jetzt schon fast jeder sein Mädel, sogar der Toni wußte viel von einem Dirndl zu erzählen, das irgendwo am Sulmufer in einem kleinen

Hüttlein hauste und die Burschen prahlten mit ihrer Liebsten und lachten den Simon aus, daß er nichts berichtete von der seinigen. Heimlich trug der Simon die Ueberzeugung, keine von allen den Dirndln käme der Marie gleich, aber es gab halt doch Augenblicke, wo es ihn ärgerte, daß er, wenn er es recht bedachte, ein Dirndl hatte und trotzdem eigentlich keines hatte.

Wenn er so mürrisch im Hofe umherging und nicht genug Arbeit finden konnte, da hatte er oft eine eigene Art, den Gebärden und Worten seiner Mutter nachzuspähen und ohne, daß er es sich deuten konnte, wieso solches geschah, lag es ihm manchmal im Sinne, die Mutter sei schuld an der eigenen, sonnenlosen Arbeitshast auf dem Sonnegghofe.

An einem Tage des Frühherbstes, als eben die ersten Aepfel anhuben, ihre Stiele vom Aste zu lösen, hörte der Simon fremde Stimmen im Hausflure. Vom rückwärtigen Tore aus lugte er hinein und sah gerade, wie die Mutter aus der großen Stube trat und dem Herrn Pfarrer die Hand reichte und neben dem Herrn Pfarrer standen zwei Frauenspersonen in städtischen Kleidern und der Herr Pfarrer bat die Sonneggbäurin, ob sich die beiden Damen dürften den Hof anschauen, sie hätten viel Freude an so einer Wirtschaft. Der Simon schlich wieder vom Tore weg und beobachtete von weitem, wie die Mutter die Fremden umherführte, in ihrer ernsten, knappen Weise die nötigen Erklärungen gab. Aus den Reden hörte der Simon, daß die beiden Frauen Mutter und Tochter waren, aus der Residenzstadt kamen, aber in der Gegend gut bekannt waren. Fragte die Frau, ob die Sonnegghoferin sich nicht sollt auf sie erinnern können; sie sei drunten beim Werk ansässig gewesen, viele Jahre und die Tochter habe ihre Kinderjahre in der Gegend erlebt. Die Tresl erinnerte sich aber nicht. Sie sollten zuspringen unten beim Kohlbauerhof, zum Vater, sagte sie; der Vater habe alleweil zu tun gehabt mit der Gewerkschaft und werde sich wohl erinnern. Setzte der

Herr Pfarrer hinzu, ihm sei die Tresl bekannt von Kindheit auf; wär' alleweil ein braves, fleißiges Dirndl gewesen.

Und, fuhr die Frau fort, sie könne sich auch an die Hochzeit der Tresl erinnern; sie habe auch den alten Sonneggbauern gekannt. Die Tresl erwiderte nichts und der Herr Pfarrer fragte, ob nicht ein Schluck Wein zu haben wäre. Den hatte die Sonneggbäurin schon und sie erkundigte sich, was sie sollte bringen: einen Most oder einen Schilcher. Anderes wäre halt nicht heroben auf dem einschichtigen Berghofe.

Während die Mutter den Trunk holen ging, schlich der Simon heimlich den Fremden nach, die hinüberschritten zur Kapelle. Der Simon machte sich an einem Apfelbaume in der Nähe zu schaffen. Erklärte der Herr Pfarrer: „Die Bank da hat noch der alte Sonnegghofer gezimmert; der erste Mann von der Bäurin.“ „Das muß ich sagen, einen schlechten Geschmack hat er nicht gehabt“, lobte die Jüngere und lachte dazu. Daraufhin sah sich der Simon das Stadtfräulein an und kam zu dem Schlusse, daß sie sich halt nicht ein bisserl konnte vergleichen mit der Marie.

Die Mutter brachte eine Flasche Schilcher und Gläser und einen Laib Brot und die Gäste freuten sich des Gebrachten und legten und stellten es behutsam zwischen sich auf die Bank. „Prosit!“ rief der Herr Pfarrer und hob sein Glas. „Sollen gsund bleiben, Sonneggbäurin!“ sagte die ältere der beiden Frauen. „Aufs Wohlergehen, Sonneggbäurin, Euch und dem ganzen Hof!“ rief die Jüngere. — Was dann geschah, daran mußte der Simon denken sein Lebtag. Die Mutter sagte nicht Dank noch Gegenwunsch auf den Zutrunk der Gäste und als die Frauen ihr nochmals zunickten und, den Trinkspruch wiederholend, das Glas abermals ihr entgegenhoben, da biß die Sonneggbäurin die Lippen zusammen und langsam wandte sich ihr Gesicht weg von der Bank und es war etwas in ihrer Miene, das sah aus wie eine ver-

ächtliche Nichtachtung des Wunsches, als wäre ihr mit den gehörten Worten eine Beleidigung widerfahren. Betroffen sahen sich die beiden fremden Frauen an, sprachen wohl ab und zu ein Wort mit, als der Herr Pfarrer mancherlei Fragen tat über Feld, Vieh, Ernte und Haushalt; aber es schien dem Simon, als wären sie befangen und trauten sich nicht mehr recht, mit der Tresl zu sprechen.

Bald darauf gingen die Gäste wieder weg und auch der Simon schlich von dannen und ein seltsamer Groll fraß in seiner Seele. Was hatte denn die Mutter gegen den Sonnegghof, daß sie es nicht konnt leiden, wenn man ihr tat Glück wünschen?

Diesmal vermochte er es nicht, sein Erlebnis bei sich zu behalten. Die Marie mußte erfahren, daß die Mutter hatte den Kopf abgewendet bei dem Zutrunk auf den Sonnegghof. Die Marie konnte sich das Geschehnis auch nicht deuten, aber sie redete dem Simon zu, er solle sich nichts in den Kopf setzen; werde wohl nicht so böse gemeint gewesen sein.

Außerdem hatte jene Stunde das Gute, daß mit der Erzählung wieder ein Anfang gemacht war zu einem öfteren Zusammenkommen der beiden Schulkameraden.

Die Marie gewöhnte es sich allgemach an, mehr zum Sonnegghof herüberzukommen und als die weißen Flocken zur Erde fielen, und die Bewohner des Hofes innerhalb des warmen, festen Baues werkten, saß die Marie nicht selten neben der Sonneggbäurin und half ihr beim Spinnen, oder was es sonst an stiller Winterarbeit gab. Die Bäurin mochte das Dirndl gerne leiden. Bei der emsigen Arbeit lösten sich manchmal der schweigsamen Frau die Lippen und sie erzählte Geschichten aus ihrem Vaterhause, Erlebnisse aus ihrer Schulzeit und sie erzählte dem Nachbarskinde die Entstehungsgeschichte von Hof und Kapelle. Einmal geschah es, daß die Bäurin halb zu ihrer Zuhörerin, halb zu sich selbst sprach: „Die Sonneggbäurin, die soll das Lachen verstehen. Das bringt dem Hof Glück — und ich kann nicht lachen." „Sonneggbäurin", sagte die Marie und sah mit ihren dunklen Augen zu der Bäurin empor, „Sonneggbäurin, ihr solltet es halt einmal tun — das Lachen. Tät sich der Simon so viel freuen, wenn er könnt seine Mutter einmal lustig sehen." Starr blickte die Frau dem Mädchen entgegen. „Hat er's gesagt, der Simon?" „Ja", erwiderte die Marie. Tonlos redete die Frau vor sich hin: „Also der Bub hats auch schon gemerkt; der Bub auch schon." — Sie saß einen Augenblick, die Hände im Schoß gefaltet; dann stand sie auf. „Marie, kannst dem Buben sagen, die Mutter tät schon wissen, was hart ist im Leben." — Sie setzte sich nicht mehr nieder, machte sich in der Stube zu schaffen und vermied es von diesem Tage an, über vergangene Zeiten zu plaudern. —

Im nächsten Frühjahre führte der Michl die Kathi zum Altare und weil sie beide ordentliche Dienstleute gewesen waren, taten die Bauersleute ein Uebriges und legten zu dem Pachtgelde für das Hüttel am Waldrainergrund einen hübschen Teil dazu. Im Sommer mußte der Simon den fehlenden Michl ersetzen und auch für die Kathi war kein Ersatz gekommen, weil die Arbeit anders war eingeteilt worden und weil auch die Marie mithalf, wenn ihr Vater sie nicht gerade daheim brauchte. Als dann aber der Herbst immer näher kam und die Rede ging, daß der David werde müssen einrücken zum Militär, da dachten sie daran, daß zwei Knechte und eine Magd nicht konnten entbehrt werden auf dem Sonnegghofe. Sagte der Matthias Sonneggbauer, er werde hinuntergehen am Leihkaufstage und einen Knecht dingen. —

An dem Sonntage zog der Bauer sein bestes Gewand an, steckte mehr Geld zu sich, als sonst, denn dem neuen Knechte mußte er einen guten Tag verschaffen, des freudigen Eintrittes wegen. Der Simon wäre gerne mitgegangen, den Knecht aussuchen, aber der Vater wollte es nicht. Das sei Sache des Bauern und er brauche den Buben nicht dazu, erklärte er. Mißmutig setzte sich der Simon unter den Herrgottswinkel, streckte die Beine steif unter den Tisch und stemmte den Kopf in die Fäuste. Da war er der zukünftige Bauer und sollte alles sehen und lernen, was es zu sehen und zu lernen gab und nun sollte er nicht einmal dabei sein, wenn der Vater tat Umschau halten nach einem guten Knecht. —

Am Abend kam der Vater heim, vergnügt und schier mit Lachen und brachte die Botschaft, einen feinen

Vogel habe er eingefangen. Loisl tät er heißen und wär schon einer, der sich hat umgeschaut in der Welt; kein so ein Grashupf nicht und auch viel Freud zur Wirtschaft hätte er, der Loisl — und der Bauer konnt es völlig nicht erwarten bis das Neujahr kommen wollte, daß sie es einmal könnten ein bissel leichter haben auf auf dem Sonnegghofe, nach der jahrelangen Plage. —

Ein neues Jahr war angebrochen auf dem Sonnegghofe. Dieses Jahr war neuer und anders, als sonst die Jahre gewesen waren, denn es war ein neuer Geist eingezogen in der ernsten, strengen Wirtschaft und diesen Geist hatte der große, stämmige Mann mitgebracht, der an dem ersten Tage des beginnenden Jahres eingetreten war in die große Stube, mit einem lustigen: „Grüß Gott alle mitsammen! Alsdann da wär' ich!" — Der Loisl! —

Kaum war er gekommen, der Loisl, der neue Knecht, so hatte sich alles um ihn geschart und da er dann, nachdem er sich nach dem Wege gestärkt und auch einen guten Tropfen zum Willkomm getrunken hatte, — als er dann im Hofe stand unter den Knechten und Mägden und da sich alle herandrängten, den neuen Kameraden zu begrüßen; wie er so in ihrer Mitte stand, in seinen hohen, festen Stiefeln, breitschultrig und sehnig, selbst noch die Gestalt der Bäurin ein gutes Stück überragend, so daß der Bauer ordentlich klein aussah neben ihm — und da er zu den andern redete, lebhaft, laut, seine Hände keine Ruhe hatten und die Rede begleiteten, sie gleichsam ergänzend: da schien es schier, als sei er der Befehlende und alle anderen müßten ihm gehorchen.

Am ersten Abende nach dem Dienstantritte des Loisl ging es in der Mägdekammer laut her. Sauber wär' er halt, der Loisl, so viel sauber, behaupteten die einen. Könnte man ja gar nicht so schnell etwas finden, was schöner wäre, als die dunkelblauen Augen des Loisl, die blitzen täten, als wenn lauter Lichter wären aufgesteckt mitten drin in den Augen und das Haar, das war schon völlig schwarz vor lauter Dunkelbraunsein;

so daß es war, als müßt man hineinfahren mit den Händen und ihn beuteln dabei. Und wie er hat aufgelacht, der Loisl, da war der Schnee auf den Bäumen ordentlich schmutzig gewesen gegen seine weißen Zähne und das war ganz besonders hübsch, daß ober diesen weißen Zähnen ein kleiner Schnurrbart saß, keck und schmuck wie nur einer und grad so dunkel wie das Haar, daß der ganze Kopf war zusammengesetzt aus dunkel und licht. Meinten die anderen: gar so viel dran wär' nicht an ihm; wär' nimmer gar so jung, der Loisl, das tät man ihm von weitem ansehen und gar so viel stolz tät er dahersteigen, als hätt' ihm der Herrgott die Welt verkauft. „Eine jede tut er freilich nicht anschauen", meinte die junge Kuhdirn, die noch in später Abendstunde an einem Strumpf flickte und sie warf den Kopf herausfordernd zurück. „Natürlich! Dir wird er gleich gehören!" gab eine Aeltere bissig zurück. „Kuhtrampel deppeter!" pflichtete eine andere bei und die junge Kuhdirn sagte nichts mehr, wurde rot bis über die Ohren und warf den beiden, die sie angegriffen hatten, einen Blick zu, daß auch sie schwiegen.

Dafür hub eine andere an, das feste, gute Lodengewand des Loisl zu loben und auf der grünen Samtweste hätte er wohl noch mehr Silberknöpfel gehabt, als der Bauer selbst und auch der Gamsbart auf dem Hute sei größer als jener des Bauern. —

Der Loisl fand sich rasch in der Arbeit auf dem Hofe zurecht und nach kurzem war es, als sei es überhaupt gar nicht möglich gewesen, daß er einmal heroben gefehlt hatte.

Der Bauer atmete auf. Der Loisl stand ihm zur Seite, wie kein Knecht bisher. Aehnlich wie der Simon war er; voll Freude an der Arbeit, mit hellem Blicke alles überschauend, ohne Besinnen zugreifend, wo es grad nottat; aber was er mehr besaß, als der Simon, das war die große Selbständigkeit des Handelns, das überlegene Entschließen. Der Simon fühlte den Vater

hinter sich und ohne es zu wissen, beugte er sich unter den Willen seines Vaters und konnte darum nicht ganz heraus mit der frischen Kraft, die sich in ihm aufspeicherte.

Der Loisl fragte nicht; er tat. Er hatte es rasch heraus, daß dem Bauern recht war, was er wollte und darum fragte er nicht: „Bauer, wie soll ich das tun?“ oder: „Bauer, was soll ich jetzt tun?“ Er sagte: „Bauer, ich mein, das machen wir jetzt so!“ und der Bauer ließ sich erklären, wie es der Loisl meinte und war einverstanden.

Auf solche Weise ging ganz von selbst, ohne daß eine Absicht dabei war, die eigentliche Leitung des Sonnegghofes in die Hände des Loisl über; wenigstens, so weit es den Wirkungskreis des Matthias betraf. Seltsam war es, daß sich auch die Bäurin willig den Anordnungen des Loisl fügte; um so mehr, als seine rasche, lebenssprühende Art ihrer zupackenden Weise entgegen kam. Nach ihrer Gewohnheit redete sie nicht viel mit dem neuen Knechte; aber es geschah, daß sie seinem Treiben beobachtend folgte. So jemand hatte sie sich schon lange gewünscht. Hier war kein Drängen nötig, kein Zanken; hier ging alles von selbst; munter und als könne es gar nicht anders sein und dazwischen klang immer wieder des Loisl herzliches Lachen, das leicht das Lachen anderer mit sich riß, so daß es klang, als werde hier nichts getan, als Scherz und Lustbarkeit, um so mehr, als immer irgendwann mitten in der Arbeit die hübsche, weiche Stimme des Loisl ein Liedel anstimmte, so daß der und die auch nicht stumm zu bleiben vermochte und die Winkeln und Ecken des Sonnegghofes durchleuchtet waren von der Sonne der Fröhlichkeit. Dem Simon behagte das neue Leben. „So gefällts mir“, berichtete er der Marie: „muß gar die Mutter mitlachen, so viel lustig ist es jetzt bei uns.“ Bewundernd sah der Simon zum Loisl auf; der konnte alles, wußte alles, grad wie der Vater und er strebte dem Loisl nach. Dem Simon saß jetzt auch schon ein kleines Bärtchen ober der roten,

jugendfrohen Lippe; hochgewachsen war er und sehnig, so daß er neben dem Loisl stand wie ein jüngerer Bruder. Die zwei verstanden sich ausgezeichnet und der Loisl sagte es in seiner offenen Gradheit einmal dem Bauern und der Bäurin ins Gesicht: der Simon, der tät ihm passen; wär' keiner von denen, die sich ducken; hat den Kopf steif aufgesetzt auf seinem Hals. Wär' der Richtige für den großen Sonneggrund. Ist ein schöner Grund, aber auch ein harter Grund; gehört eine Faust her und ein helles Aug und ein froher Sinn. Sonst geht es nicht. — Da seufzte der Bauer und die Bäurin wunderte sich, wie der Loisl das hat so schnell herausgebracht. Lachte der Loisl und meinte: „Wär' nicht so schwer das Herausbringen. Bin viel in der Welt herumgekommen und habs gelernt das Herausbringen.“ Er war viel gewandert, der Loisl. Von Haus aus ein Bauernsohn, war er zu einem Tischler in die Lehre gegangen; er hatte Freude am Handwerke und war der Zweitjüngste von fünf Geschwistern, so daß er weder Anspruch hatte noch Aussicht auf den Besitz des Heimathofes. — Sein Meister lobte den geschickten Burschen, der sein Sach gut anpackte und schrieb ihm ein gutes Wort in seinen Freibrief. Den jungen Gesellen ließ es nicht an dem Orte seiner Lehrjahre. Der Meister hätte den flinken Burschen gerne bei sich behalten, aber der Loisl schnürte sein Ränzel und zog in die Ferne, ohne der Bitten des Meisters zu achten. Weit kam er herum; über die Grenzen des Steirerlandes hinaus, ja selbst jenseits der Reichsgrenze suchte und fand er Arbeit, verdiente sich sein schön Stück Geld und zog wieder von hinnen, gehorchend dem Wandertriebe, der ihn von Ort zu Ort zwang, rastlos, leidlos. Dann zog es ihn zum Wasser. Dieses breite, mächtige Dahinwogen eines Stromes, dieses Mitsichreißen alles dessen, was dem wuchtigen Wellengleiten nicht zu widerstreben vermochte: das paßte dem Loisl und er wanderte bis hinein in den Schwarzwald und ließ sich dann an einem der Holzlagerplätze als Flösser dingen. Bis an die

Südgrenze des Ungarlandes trugen ihn die Donaufluten und auf der Theiß schiffte er mit, auf der Drau und auf der reißenden, sprudelnden Mur. Und da ihn das schäumende Murwasser umperlte und das Floß oft nahe daran war, zu zerschellen in dem unruhigen, stürmischen Hüpfen und Sprudeln des Murflusses: da wachte der Steirer auf im Loisl, mit jubelndem Frohsinn. Sein Heimatland, die grüne, grüne Mark, deren Wiesen gar so jung und starklebig zum Himmel lachen, als wollten sie rufen: „Ich bin das Leben!“ und die Berge, die bald schroff und steil und unwirtlich in die Lüfte starren, bald sanft, waldumrauscht und blumenübersponnen anschwellen: das war der Boden, dahin der Loisl gehörte. Hier war die Freude an der Arbeit, die Lust an der Schönheit der Tage und an der Pracht der Nächte daheim, die den Loisl durchglühte und durchpulste und als er angekommen war mit seinem Floß und die Feierstunde genießen konnte, da trug er ein Glas voll heimatlichen Weines hinaus an den jubelnd grünen Rain und er trank den Steirerwein in einem einzigen, starken Zuge und dann schleuderte er das Glas zur Erde, daß es in tausend Scherben zerklirrte. Er sprach nichts in diesem Augenblicke; weder zu sich, noch zu anderen, denn er war ganz allein; aber was da in seinem Herzen bebte, das mußte ungefähr gelautet haben: „Herrgott! Nimmer will ich's verlassen, mein wunderschönes Heimatland. Und ich dank' dir, mein Herrgott, daß ich ein Steirer bin!“ —

An den Winterabenden hatte der Loisl oft erzählt von seiner Wanderschaft und was er erlebt hatte und gesehen in der Ferne. Andächtig lauschten alle und wunderten sich, wie so ein einziger Mensch hatte gar so weit herumkommen können. Der Simon berichtete getreulich der Marie, was der Loisl erzählte und oft kam die Marie selbst herüber und hörte zu und der Hans und das Hannerl kamen horchen, auch der Jägerjirgl selbst lauschte gerne all dem, was der Loisl zu berichten wußte.

So viel schön konnte er erzählen. Er schilderte die Begebenheiten, daß alle Anwesenden förmlich die Erlebenden waren; fremde Mundarten konnte er nachahmen, daß ihn die anderen staunend hörten, nicht verstanden und meinten, auf dem Sessel des Loisl säße plötzlich ein Fremder und dabei lugte dem Loisl der Schelm aus den blitzenden, übermütigen und manchmal ernsten, fast traurigen Augen. Alle hatten den Loisl lieb; besonders die Dirnen. Hatte wohl schon manche ihr Herzleid seinetwegen, weil er sich nach keiner weiter umsah und unbekümmert um hübsche Mädelgesichter seiner Wege ging. Das machte ihn beliebt bei den Burschen, die im Anfange nur ungern und zornig zugesehen hatten, wenn die Dirnen immer wieder hinspähten zum Loisl. War gut, daß sich der Loisl nicht scherte um die Dirnen, denn es wäre ein bös Ding geworden, hätte er die Burschen alle zu seinen Widersachern gehabt. Freilich bei den Bauersleuten hätte niemand ein Wort sagen dürfen gegen ihn. Der Loisl stand hoch in Gunst und ihm widerfuhr die Auszeichnung, daß die strenge Bäurin nicht nur seinen Erzählungen lauschte, sondern ihn sogar zum Erzählen aufmunterte, sich dann mit einer Arbeit hinsetzte, oft die Hände müßig im Schoße liegen ließ, daß gar schon manchmal Nadel oder Schere zu Boden gefallen war, indes die Tresl Sonnegghofer ihr Gesicht angeregt dem Loisl zuwandte und ihre klaren, klugen Augen aufblitzten bei seinen Geschichten. Geschah auch nicht selten, daß die ernste Bäurin die erste war, deren Lachen hell aufklang und den ganzen Zuhörerkreis in die Fröhlichkeit hinein riß. —

Im Frühlinge, als die Tage länger waren und die Abende mild und freundlich, saßen sie oft nach dem Abendgebete vor der Haustüre und der Loisl erzählte. Der junge Sommer hatte nicht bald einmal so frohe, die Stunde genießende Menschen umleuchtet, als es die Bewohnerschaft des Sonnegghofes war, wenn der Sonntagnachmittag den fleißigen Händen Rast schenkte.

Seit kurzem hatte der Loisl eine Ziehharmonika und spielte und sang dazu und rings um ihn, unter den Bäumen vor dem Haustore stand und saß das auf der Wiese und auf der Hausbank herum und plauderte und sang, daß die Vogerln in dem Gezweige immer noch lustiger und heller ihre Weisen trällerten, den Menschen da drunten zu zeigen, daß sie es alleweil noch besser verstünden. „Mei Dirndl is sauber im Sonntagsgewand!" stimmte der Loisl an. Zupfte der eine Bursch sein Dirndl und sie tat schämig und ließ es sich doch gefallen, daß er ihr unter dem Lachen der anderen ein Bussel hinaufschnalzte. Alle zusammen sangen das Lied mit, selbst die Bäurin summte leise die Melodie und jetzt, als einer der Knechte den Dreijodler anstimmte, da klang auf einmal ihre Stimme mitten drein, stark, kraftvoll; als wolle sie sich befreien aus langer Haft, jauchzend klang der Jodler über die Wiese. Der Bauer sang mit und der Simon und die Marie und der Jägerjirgl nickte langsam mit dem Kopfe und seine Stimme tönte manchmal auf in dem Chore. Heimlich spähte der Simon zur Mutter hinüber, die da saß, die eine Hand auf das Brett der Bank gestemmt; das Kopftuch war ihr zurückgerutscht und das krause, dunkle Blondhaar, das von Silberfäden durchschimmert war, umgab ihr Gesicht wie ein lichter Schein. „Wie sauber die Mutter ausschaut", mußte der Simon denken und die Mutter sang und sah dabei zum Loisl hinüber und der Loisl zwang sie mit seinem Blick, mit seinem Gesange und sie jubelten um die Wette dieses Lied, das kein Lied ist und dennoch mehr als Worte ausdrückt, was da an Herzensseligkeit nach Sprache ringt.

Immer neue Weisen hub der Loisl zu spielen an und immer fand er einen, der einstimmte und das Lied ward vielstimmig und reich an Inhalt.

„Mei Dirndl hat Augen,
San schwarz wia di Kohln"

begann der Loisl; hüpfte dem Simon das Herz auf die Lippen und er fuhr fort:

„Und mit die hat mirs Schlankerle
'S Herzle schon g'stohln".

Er faßte nach der Hand der Marie, daß eine flammende Röte flog über ihr feines Antlitz, bei dem starken Druck seiner Finger

„Und hiaz hat sie mei Herzle
Und i ihre Augn",

jubelte der Simon und zog die Marie an sich heran und einer der Knechte wies lachend mit dem Finger hin zu den beiden und vollendete:

„Und das Herz und die Aeuglán
Die täten z'sam taugn."

„Holladie gugu!" klangen die Stimmen ineinander; die Marie aber sprang auf und flink wie eine junge Gemse flog sie über die Wiese dem Vaterhause zu. —

So heiß wie diesmal hatte die Sommersonne schon seit Jahren nicht herniedergebrannt. Abertausende von Blumen und Kräutern blühten und durchdufteten den Glast und da die Sense des Mähers das erstemal durch die Halme fuhr, entquoll diesem Blumensterben eine süße, berauschende Schwere, die die Menschen faßte, wie ein schwerer Wein. Im Westen zogen die Wolken aneinander; immer dichter ballte es sich dort, jenseits der Alm, daß es wohl noch einen Tag dauern mochte oder zwei; dann aber war die Sonne sicher verschwunden und die Berge troffen von Nebel und Regen. Der Bauer weiß die Wolken zu deuten und darum ließ sich auch niemand Zeit, die strahlende Sommerseligkeit zu genießen. Die Sensen klangen, am anderen Ende flogen die Rechen durch das gesunkene Gras und jenseits der großen Wiese, wo das Mähen schon ein gut Stück früher begonnen hatte, luden sie das erste Heu auf die bereitstehenden Wagen. Hier, an dem jäh gleitenden Abhange konnten sie nur kleine Fuhren machen, sollte kein Unglück geschehen. Der Jägerjirgl und seine Kinder halfen mit. Die Marie und der Simon rechten an einem Haufen und dem Dirndl glühten die Wangen von der Arbeit, von der Sonne und wohl auch von den heißen Blicken, die da herüberflogen, vom Simon her. Sie redete nicht und auch der Simon wußte nichts zu sagen; die Arbeit drängte. Vom Wiesenrande her kam der Halterbub mit dem Mostkruge und dem Brote. Rechen und Heugabeln steckten gleich darauf mit dem Stiel in der Erde, daß die Zinken der Geräte himmelwärts ragten und Dirnen und Knechte saßen im Kreise beisammen. Die Marie reckte sich hoch und legte ihren Rechen beiseite. Der Simon war schon droben beim Krug und tat seinen

Schluck. Wie schnell die Zeit vergangen war! Die Marie hatte noch keinen Durst. Der Simon kam wieder über die Wiese daher und rief der Marie von weitem zu, sie solle trinken gehen. Die Marie rührte sich nicht. Sie hatte gar nicht verstanden, was der Bursch sagte; sie sah dem Simon entgegen, ihre Lippen öffneten sich und schlossen sich wieder. Der Simon hub an zu laufen. Seine schlanke, sehnige Gestalt durchschnitt die Luft und er rannte auf die Marie zu, gerade auf sie zu und er faßte das Mädel bei beiden Schultern und er warf es mitten hinein in den Heuhaufen und auf die Knie sank er neben die Marie in das duftende Heu; seine Arme stemmten sich über ihren Körper, daß sie sich nicht rühren konnte und sein Mund preßte sich auf den ihren, fest, glühend, als wolle er das ganze Sonnenlodern in ihre Lippen gießen. Ganz still lag die Marie und ihre Augen tauchten tief in die des Simon, dann schlangen sich ihre Arme um seinen Nacken: „Simon“, hauchte sie, „Simon“. — „Marie“, raunte ihr der Bursch ins Ohr, „Sonneggbäurin, Marie Sonneggbäurin“. — Droben auf dem oberen Wiesenteil ging der Loisl vorüber. Ein wenig bog er sich vor und sah die beiden. Er nickte vor sich hin und ging weiter. Die Marie hatte die Schritte gehört. Sie drängte des Simon Arme weg und sprang auf. Sachte faßte sie des Burschen Hand: „Hättest es nicht getan, Simon. Ich bin eine arme Keuschlerin“. Noch einmal zog der Bursch sie heran, in jubelnder Lust: „Keuschlerin! Was Keuschlerin! Meine Marie bist! Dem jungen Sonneggbauer seine Marie“. — Die Sensen wurden wieder gedangelt und die Heugabeln reichten die duftende Last auf den Wagen. Wortlos griff die Marie nach ihrem Rechen und sah sich nicht mehr nach dem Simon um, aber als er vom nächsten Heuhaufen her heimlich herüber spähte, entdeckte er, daß die Marie gerade den Kopf rasch abgewendet hatte. Da stieß er in das Heu hinein, daß die Halme nach allen Seiten flogen und sein Juchzer klang bis in das Tal ...

Am nächsten Sonntag gingen der Simon und die Marie zusammen hinab in den Markt und als sie im Walde niemand sehen konnte, hielten sie sich bei den Händen und weil der Simon nun wußte, was das war, so ein Bussel vom Dirndl, mußte ihm die Marie ein paar solcher sonnenfroher Busseln mitgeben zur Sonntagsfreude. —

Das Heu war glücklich eingeheimst, gerade ehe der Regen in Strömen herabgeschossen war. Heute spähte die Sonne wieder hervor, aber zag und mühsam; die Wege waren feucht, so daß der Fuß wenig Halt hatte auf dem lockeren Sande, den nassen Steinen oder gar auf den glatten, herabgefallenen Nadeln der Waldbäume. Der Simon führte die Marie und er sagte ihr, sie sei nun seine Braut und sie müsse sich halt um alles recht umschauen auf dem Sonnegghof, daß sie auch die richtige Sonneggbäurin werde. „So wie deine Mutter kann ich nicht werden", sprach das Dirndl und sah ernst vor sich hin. „Wirst halt anders", gab der Simon zurück. Seine Miene wurde plötzlich finster; dann stieß er es zwischen den Zähnen hervor, kurz, wie, wenn er sich von einem quälenden Gedanken hätte befreien wollen: nicht gefallen tät sie ihm, die Mutter; wär ganz anders als sonst. Wär ihm lieber, sie tät nicht lachen und nicht lustig sein. Wär immer ernst gewesen, die Mutter; tät ihr nicht passen, das Lustigsein und der Loisl — . . . Er schwieg. Was es wär mit dem Loisl, fragte die Marie. Grad nichts wär, gab der Bursch zur Antwort; aber der Loisl, wie er sie immer tät anschauen, die Mutter, so — grad so . . . Er stieß einen scharfen Pfiff aus, zwischen den Zähnen hervor, dann schwieg er und fuhr mit seinem Stecken über das Farnkraut hin, daß die zarten Blättchen dahinstoben, wie kleine, grüne Federchen. —

Die Sonneggbäurin hatte heute das Haushüten und auch der Loisl mußte daheim bleiben. Der Bauer und die übrigen Knechte und Mägde waren weggegangen, in die Kirche, vielleicht auch neben die Kirche, wie sie

Glauben und Wunsch gerade führten. Nach dem Regen der letzten Tage quoll es nun feucht vom Boden auf, an dem Gezweige hingen noch die Regentropfen, gleich langen Schnüren kleiner Perlen und durch die Blätter durch fiel es klatschend von Ast zu Ast bis zur Erde herab. Zwei Spatzen schüttelten das feuchte Gefieder und stritten dann heftig um eine eroberte Beute. Im Hofe, in der Nähe des Hauseinganges saß der Loisl auf einem Sägebock und schnitzte an einem Holzstabe herum. Einige verzierte Stäbe lagen vor ihm auf dem Boden, auf dem Holzhackerbock lagen einige weitere Stäbe, aber die waren noch roh abgeschnitten, ohne jedes Zierat. Der Loisl hatte seinen Sonntagshut weit aus der Stirne geschoben und die blendend weißen Hemdärmel hoben sich leuchtend von dem dunkelgrünen Samtwamse ab. Leise pfiff er irgend eines seiner vielen Liedeln und schnitt bedächtig Kerbe nach Kerbe in den schlanken Stab.

Aus dem Haustore trat die Sonneggbäurin. Sie hatte nicht ihr Sonntagsgewand angelegt, weil sie daheim arbeiten mußte, aber ihre Kleidung war frisch gewaschen und sauber und ihr Haar war, als habe sie es besonders sorgfältig hinaufgesteckt. Sie stemmte eine Schüssel mit Erdäpfeln an die Hüfte und in der anderen Hand blitzte ein Messer.

Auf der Stufe stand sie und blickte zum Loisl hinüber. Was er dort wohl tät schnitzen, fragte sie. Er blickte auf. Ein Gartenzaun konnts werden oder auch ein Gitter für das Gartel vor dem Fenster oder Stöcke in die Blumentöpfe: „wozu es die Bäurin halt wollt verwenden", sprach er zurück. Die Tresl Sonnegghoferin sagte nichts weiter, stellte die Schüssel auf die Hausbank, setzte sich daneben und hub an, die Erdäpfel zu schneiden.

Der Loisl pfiff und schnitzte weiter. Nach einer Weile warf er den Stab, den er gerade in der Hand hielt, weg, wischte das Messer ab, steckte es ein, schob den Hut noch mehr zurück und fuhr mit dem Handrücken

über die Stirne. Dann streckte er die Beine lang aus, stemmte die Ellbogen auf die Knie und stützte den Kopf zwischen die Fäuste. Es war so still im Hofe, daß das Zerschneiden der Erdäpfel beinahe anzuhören war wie ein lautes Geräusch und nur ganz leise, kaum vernehmlich, klang von jenseits der Wiese her das geheimnisvolle Wispern und Flüstern der Waldbäume. — Die Tresl hatte den letzten Erdapfel zerschnitten und streifte das Messer am Schüsselrande ab. Dann erhob sie sich. — Ohne seine Stellung zu verändern, sah der Loisl ihrem Tun zu. Da sie nach der Schüssel griff, fragte er herüber, warum die Bäurin schon wieder wolle fortgehen. „Weil der Herd nicht heraußen steht im Hof", bekam er zur Antwort. Er wollt schon rasch einen Herd bauen heraußen, wenn er tät wissen, daß dann die Sonneggbäurin wollt das Essen kochen darauf. Mußte die Tresl lachen und meinte, er wär wohl nicht grad ungeraten für das Handwerk, der Loisl, aber der Herd sei ihr schon recht, wie er stünd, den müßt der Loisl ihr nicht erst neu aufmauern. Er wollt es schon gern tun, gab der Loisl nochmals zurück, aber halt da bleiben im Hofe sollt die Bäurin. Wieder lachte die Bäurin; das tät ihr grad passen, daß dann der Loisl könnt die ganze Zeit dahocken und herstarren. Ob er nichts anderes zu tun wüßt, der Loisl. „Nein", erwiderte der Loisl, „ich tät nichts wissen, was ich grad wollt lieber tun". Da huschte es der Sonneggbäurin über das Gesicht. Plötzlich, und ohne, daß sie es hätte verhindern können und als könne sie nicht anders, stellte sie die Schüssel hin, wieder auf die Bank und ganz plötzlich, gleichsam wider ihren Willen löste sich der Tresl die Frage aus der Seele, warum der Loisl eigentlich Knecht geworden sei. Ob er nicht hätte wollen lieber ein Bauer sein oder ein Tischler. — Sie hatte noch nie um etwas gefragt, die Tresl, und als sie die Frage getan hatte, erschrak sie davor. Bewegungslos blieb der Loisl sitzen und sah zur Tresl hin und immer nur zu ihr hin und dann hub er an

zu singen, ganz gedämpft, ganz so, als solle nur die Tresl ihn hören und niemand sonst als sie:

„Ich hab einmal ein Ringerl geben,
Mein herzallerliebsten Schatz;
Sie gab dafür ein Röselein,
So wie's im Frühjahr wachst.

Doch kaum war ein Jahr vorbei,
Da war das Röslein nicht mehr rot.
Das Dirnderl, das mein Alles war,
Ist droben beim lieben Gott." —

Langsam stand er auf und kam herüber zur Wandbank. Auf der anderen Seite von der Erdäpfelschüssel setzte er sich nieder, riß den Hut herab und warf ihn neben sich. „So war's, Sonneggbäurin", sagte er: „so und nicht anders".

Kein Wort vermochte die Tresl zu reden. Es saß ihr wohl ein Wort in der Kehle, aber heraus brachte sie es nicht.

Der Loisl mochte begreifen, was sie in sich schwieg und er gab Antwort darauf. „Meinem Meister seine Tochter war sie. Die Aelteste. In Graz drinnen; grad unterm Schloßberg, wo heute noch die alten Häuser stehn, mit den großen Höfen, da war die Werkstatt. Vom Hofe aus haben wir an der Schloßberghöh hinaufgesehen und die war im Frühjahr über und über voll Blüten und das war wunderschön.

Und zwei Töchter hat mein Meister gehabt und die Aeltere von den Zweien, das war halt noch die schönere. Und sie ist noch seltener in die Werkstatt gekommen, als die Jüngere.

Und dann hab ich ihr halt doch einmal zu erkennen gegeben, daß sie mir tät so viel gut gefallen . . .

Und dann ist das so eine gute Weile hergegangen zwischen uns beiden und ihr Vater hat noch immer nichts gewußt davon.

Und was ihre Mutter war, die Meisterin, die hat wohl das einmal und das andere so geredet davon, daß der Meister schon ein paarmal hätt' gesagt, daß ich mein Sach tät' rechtschaffen verstehen und da hat sie auch so gemeint, daß ich nur immer sollt recht fleißig sein und voll Freud an der Arbeit und daß es könnte leicht sein, später einmal, daß ich könnt' ein Recht haben zum Anklopfen an einer Meistertüre und daß dann schon möglich wäre, es wollt' ein Meisterkind recht und billigerweis mit mir gehen . . .

Und wenn sie so gesprochen hatte, die Meisterin, dann war die Arbeit gewesen wie eine Festtagfreud . . . Und ich hab dem Meister noch immer nichts gesagt . . .

Der Sommer war vorbei und der Herbst.

Dann kam der Tag, wo sie die Kränze hinaustragen, zu denen, die nimmer arbeiten und die keine Freud mehr haben.

Dem Meister seine Aeltere hat auch einen Kranz gewunden, aus weißen Immortellen, für die Großeltern. Ich bin mit ihr hinausgegangen und unterwegs hab ich es ihr wieder gesagt, wie gern ich sie hab. Da hat sie mich gar traurig angeschaut und hat gesagt: „Red jetzt nicht von irdischer Freud; heut ist ein heiliger Tag.“ Hab ich mich nicht mehr getraut, weiterzureden. Bin ganz still hergegangen neben ihr.

Am nächsten Tag ist sie nicht in die Werkstatt gekommen. Nach ein paar Tagen, wie sie noch immer nicht zu sehen war in der Werkstatt, habe ich ihre Schwester gefragt, was wär' mit ihr. „Sie ist krank“, hat die Schwester mir geantwortet; „aber red nichts weiter; sie will nicht haben, daß jemand etwas weiß.“

Eine Woche später hat der Meister nur mehr eine einzige Tochter gehabt . . .

Ich habe nie erfahren, was ihr geschehen ist . . .

Und ich hab mein Ränzel umgehangen und bin fortgegangen . . .

In die Weite hats mich getrieben . . .

Und dann hab ich nimmer mögen Tischler sein. Und alles mögliche bin ich geworden. Und weil mir's so viel weh getan hat, ganz tief drinnen in der Brust — so arg weh; da war ich zu stolz, als daß ich's die Leute hätte merken lassen, wie mir's im Herzen hat gebrannt, immer die Lieb zu ihr, die nimmer war; da hab' ich angehebt, recht lustig zu sein. Und hat mich auch nie jemand gefragt, wie es mir ist ergangen im Leben; hat jeder immer nur wollen, ich soll Geschichten erzählen und Liedeln singen. Und war die Sonneggbäurin die erste, die hat angefragt, warum ich bin ein Knecht geworden und kein Meister. Und hat auch nur die Sonneggbäurin eine Antwort bekommen! Nur die Sonneggbäurin!“

Tresls Auge hing an dem Gesichte des Loisl; ein tiefer Seufzer stieg auf aus ihrer Brust. „Mein Gott!“ sagte sie und faltete die Hände ineinander.

Und wie im Traume redete der Loisl weiter:

„Und die Sonneggbäurin, die ist an die Stelle 'treten, wo sie hat gehaust in meinem Herzen. Und die Sonneggbäurin tut ihr gleichschauen. So groß war sie und so fest und so rasch und solche Haare hat sie gehabt, so dicht und so krausig und so ernst hat sie immer dreingeschaut und wenn sie einen hat angelacht, dann hat man vermeint, es hätt' der liebe Gott die Tür aufgemacht ins Paradies hinein. Und die Blumen hat sie so viel gern gehabt. Sind Blumenstöckeln genug dagewesen in Töpfen und Kübeln und wenn sie mir hat recht gut sagen wollen, daß sie mich gern hat, dann hat sie sich ein kleines Sträußel Frauenherz an die Brust gesteckt. Und wenn dann die Bleamerln waren ganz zerdruckt und welk, weil es gar so viel eng war in der Werkstattecken, wo ich mir hab ihre Busserln geholt, dann hat sie das Sträußel hervorgezogen und hat es mir hergehalten auf der flachen Hand und hat gesagt: „Du wilder Mensch“, hat sie gesagt, „alle meine Herzeln hast mir eingedruckt mit deiner Lieb'“ und gelacht hat sie dazu und angeschaut hat sie mich, daß ich hab vermeint, sie selbst, so groß und

kräftig als sie war, müßt ich erdrücken vor lauter Selig=keit . . ." —

Langsam wandte sich die Tresl ab. Ihr Blick glitt vom Loisl weg und suchte unendliche Fernen. Ihr Gesicht sah still aus; so still, wie es noch nie ausgesehen hatte.

Dann stand sie auf; jäh, fest; ihr Haupt lehnte sich zurück, wie immer, wenn ihr Wille sie packte. Sie griff mit einer Hand nach dem Messer, mit der anderen nach der Schüssel und ging raschen Schrittes dem Hause zu.

Aufsprang der Loisl. „Sonneggbäurin!" rief er. Sie war schon drinnen und gab keine Antwort.

Der Loisl klaubte seine geschnitzten Stäbe zusammen; dann schlenderte er im Hofe umher. Von seinen Lippen huschte weder Pfiff noch Lied. Er ahnte nicht, daß drinnen neben dem Herde die ernste Bäurin mit dem Fuße aufstampfte und daß es ihr zwischen den zusammengepreßten Lippen hervorbrach wie ein Schrei, aus unsagbarer Qual: „Grad nur, weil ich ihr tu gleichschauen! Halt nur deswegen." —

Als die Kirchengänger zurückgekommen waren in den Hof und als sie in der großen Stube beim Mittagessen zusammensaßen, spähte der Simon heimlich zur Mutter hin; aber die hatte so viel zu horchen, was es Neues gab, drunten im Markt, daß sie sich gar nicht darum scherte, was der Loisl erzählte und spaßte.

Sagte der Simon am Nachmittage zur Marie, er sei halt doch ein Tropf, daß er sich hatte albernes Zeug eingebildet wegen der Mutter. Meinte die Marie, es wär' halt auch kein Wunder, wenn man ihr müßt gut sein, der Sonneggbäurin; sie wär' halt so viel eine tüchtige Bäurin. Und sie wollt wohl gar stolz sein, wenn sie einmal ihr könnt gleichen.

Stieg dem Simon der Stolz auf, daß er so eine Mutter hatte und er schwor sich, dem wolle er schon gründlich heimleuchten, der etwas wollte sagen gegen die Mutter . . .

Heiß und glühend brannte die Julisonne herab und heiß brannte dem Simon die Lieb im Herzen und er überlegte, ob er nicht lieber heute als morgen vor die Eltern treten sollte und sagen: „Das ist abgemacht schon von Kindheit auf! Die Marie wird Sonneggbäurin und gebts mir den Segen und die Heiratserlaubnis, sonst bleibt nichts mehr übrig von eurem Simon vor lauter Brennen."

Und dann besann er sich wieder und vermeinte, die Heimlichkeit sei noch viel schöner als die offene Erlaubnis und sie beide hätten es noch nicht so dringend eilig mit dem Heiraten und was sich da so ganz versteckt und in seliger Verborgenheit hinter Strauch und Baumstämmen, zwischen Kornähren und finsteren Hauswinkeln an Busseln und Schöntun hin= und wiederdrängte, das war etwas, das von einem= zum andernmale schöner und schöner wurde und immer so neu blieb, als geschähe es jetzt gerade das allererstemal.

Und nach den lodernden Tagen kamen die kurzen, lebendurchpulsten Nächte, in denen alles, was da auf den Bergwiesen und Aeckern, in den weiten Wäldern und den springenden Wässerlein blühte und atmete, das Seine beitrug zu der brausenden, jauchzenden Symphonie des Seins, die aufstieg zu dem Schöpfer alles Geschehens; ein Lied, darin es klagt und jauchzt vor Sehnsucht und Glück; ein Sang, der durchleuchtet ist von dem unnennbaren Glanze der Ewigkeit. —

Und in einer solchen Nacht geschah es, daß es flammend und zuckend aufstieg zu den funkelnden Sternen droben und daß sich die Waldbäume in wundervoller Vielgestalt abhoben von einem roten, lodernden Bande, das den Himmel suchte.

Irgendjemand, der den Schlaf nicht finden konnte im Sonnegghofe in dieser Nacht, die erfüllt war von wollendem Wachen; irgendjemand hatte den Schein entdeckt.

Gleich darauf flog es durch Stuben und Kammern und Ställe und Dachräume: „Es brennt hinterm Wald.“ Dann brachte einer, atemlos vom Laufe, bestimmte Kunde: „Dem Wiesenpeter sein Dach brennt.“

Der Wiesenpeter hauste am Rand von Wald und Wiese, ein gut Stück oberhalb des Sonnegghofes und des Jägerjirgl, aber trotz der ziemlichen Entfernung diesen beiden näher als anderen Nachbarn.

Eine halbe Stunde später gab es außer dem Hiasl, der sich den Fuß verstaucht hatte und darum kaum gehen konnte, keinen Mann mehr auf dem Sonnegghofe und auch der Jägerjirgl war mit allen Kindern hinweggeeilt, um zu helfen.

Von den Mägden des Sonnegghofes war manche Neugierige oder Tatfrohe den Männern nachgelaufen, um auch mitzuschaffen am Rettungswerke. Schüchterne und Aengstliche standen in einer Gruppe beisammen und hielten mit großen, erschrockenen Augen Ausschau nach den emporfliegenden Lichtgarben.

Allein, unter einem der Obstbäume, stand die Sonneggbäurin. Den Mägden gleich war auch sie flüchtig in ein Tuch gehüllt und trotz der warmen Nacht fröstelte es sie in dem kurzen, hastig umgebundenen Rocke und die bloßen Füße, die in Holzschuhen steckten, bebten. In zwei Zöpfen fiel ihr Haar über die Schulter und ihr Gesicht, das sich zu den Sternen hob, war so bleich, als wäre es aus Stein gemeißelt. Ihr Tuch mit beiden Händen an sich gepreßt, so stand sie da und es war eine Bewegungslosigkeit in ihr, als könne sie nichts anderes tun, als stumm zum Himmel starren und dann wieder jenen gelbroten Streifen suchen, der aufstieg und sich wand und bog und grau ward und verflog und wieder neu aufstieg, einmal schwächer, dann wieder stärker — immer wieder neu. —

Keuchend kam eine der Dirnen über die Wiese herabgestürzt, an der Sonneggbäurin rannte sie vorbei und der Gruppe im Hofe rief sie zu: „Arg wars! Gar arg! Der Simon hat das Vieh aus dem Stall getrieben und die Marie und die Kinder vom Wiesenpeter haben achtgegeben, daß das Vieh nicht konnt hineinrennen in das Feuer und der Wiesenpeter und sein Weib und der Sonneggbauer und der Jägerjirgl und was sonst noch Leute sind droben auf der Brandstätte, die haben das Wasser geholt aus der Quelle, aber weil die Quelle so viel weit war, weil es so langsam ist hergegangen, das Wasserholen, da haben sie Erde gegraben und die Erde hineingeworfen in das Feuer. Und der Loisl, der ist hinaufgestiegen auf das Dach und völlig mitten im Feuer, da hat er die Schindeln abgerissen, daß das Feuer nicht hat können weitergreifen. Ich hab müssen wegrennen. Nicht zum Anschauen ist es gewesen; hat sich der Loisl schier nicht mehr können erhalten; wär völlig selbst mit verbrannt, droben auf dem Dach. Ich habs nur noch gesehen, wie er hat hin- und hergeschwankt mit dem ganzen Körper und da hab ich aufgeschrien und bin weggelaufen.“

Aufgeregt redeten die Dirnen durcheinander.

Die Tresl Sonnegghofer hörte nichts weiter.

Zum Walde hin hatte es sie gedrängt. Getrieben von einem Willen, der stärker war als der ihre, eilte sie zwischen den Stämmen hin und vor ihr zuckte es auf, durch das Geäst durch, rot, gelb und der Mond, über den unruhige Wolken flogen, warf sein weißes Licht in ungleichen Bündeln zwischen die Bäume, daß seltsame Schatten aufhuschten und wieder zerflatterten vor den Augen des Weibes.

Weich und schwellend schmiegte sich das Moos um ihren hastenden Fuß; hart und rauh stemmte sich einmal eine Wurzel, das anderemal ein hervorstehender Ast ihr entgegen und Zweige schlugen wider sie. Kräftig hieben ihre Arme nach beiden Seiten und sie schob hinter sich,

was sie hinderte. Sie achtete nicht des Weges; sie gedachte dessen nicht, daß nach der linken Seite hin, in geringer Entfernung, der Wald an die Wiese grenzte und daß sie längst droben stünde beim Wiesenpeter, wäre sie über die Wiese so rasch bergzu gelaufen, als jetzt ihre Gestalt alle die Widerstände des nächtlichen Waldes durchbrechen wollte. Ihr Herz pochte nicht; es stieß herauf, bis an die Kehle, als müsse ihr Atem stocken und eine Angst durchschüttelte sie; eine unausdenkliche Angst und da sie vorwärts eilte, fiel Stück nach Stück ihres Ichs aus ihrer Seele ab und ihr Stolz glitt hinab in das weiche Moos und sie trat mit hastendem Fuß auf das strenge Wollen ihres Lebens. Und woran sie vorbeigegangen war mit geschlossenen Augen, in ihrer Jugend und in den Tagen ihres ersten Sommers: das erfaßte jetzt ihre Hand und das zog sie mit sich, immer dem Flackern entgegen; dem roten, unheimlichen Flackern zu.

Und das leuchtete durch das Geäst und das zerrte an der Seele des Weibes und dann mußte die Tresl stehen bleiben. Keuchend rang sich ihr Atem aus der Brust. Ihre Hand preßte sich auf die Stirne; weit bog sich ihr Körper zurück; an ihren Gliedern rüttelte etwas, das unerfaßlich war. Ihre Lippen stammelten: „Grad nur, weil ich ihr tu gleichschauen!“ Und aus dem Waldmoose, da hinein sie ihn getreten hatte, reckte sich ihr Stolz empor, griff nach ihr; leise, unsichtbar. Ihr Haupt hob sich und die Bewegung ihrer Hände war ein Zusammenballen der Faust.

Wieder flackerte dieses Licht durch die Bäume; dieses rote, dieses züngelnde Licht und es tönte von draußen herein, wie das Fallen von Balken.

Zusammen knickte die Gestalt des Weibes. Die Hände lösten sich, der Körper streckte sich vor, die Angst kroch in das Gesicht, die große, qualvolle Angst und zum anderenmale beugte sich die hohe, kraftvolle Tresl Sonnegghofer unter den Hieben einer Macht, die sie nach vorwärts peitschte. —

Und da lag auch schon die Wiese vor ihr, übergossen von dem wolkendurchschatteten Lichte des Sommermondes und auf der Wiese stand das Haus, dessen Flammen emporschlugen, hinein in die lebendurchatmete Nacht. Im Dunkel des Waldrandes, hinter einer alten Fichte, blieb die Tresl stehen. Ihr Arm lehnte sich wie gelähmt an den flechtenumsponnenen Stamm und ihr Auge haftete an der Gestalt, die droben stand, auf dem Dache, dicht vor den Flammen, die jetzt langsamer und lichter aus dem Holze emporleckten. Mit gespreizten Beinen, fest und trotzig stand der Loisl vor dem Lichte; seine Arme und Hände schafften sicher und gewandt und von drunten klang Reden und Geräteklirren seiner Helfer zu ihm hinauf und die Füße eilten und die Hände arbeiteten und das Licht auf dem Hausdache ward dünner und sickerte mehr und mehr in sich zusammen und dann quoll es noch in dicken Dampfschwaden aus dem Gerippe dieses armen, halbverkohlten Daches und dann war kein Leuchten mehr um die Behausung des Wiesenpeter, als das Mondlicht und die kleinen Flämmchen der Laternen, die, von sie umherschwenkenden Händen gehalten, sorgsam alle Hauswinkel absuchten, auch das letzte, leiseste Glimmen in dem Hause noch zu finden und zu töten. Der Loisl war im Inneren des Daches verschwunden. — Dann war die Gefahr vorüber und langsam verließen die Helfer den Ort.

Unbeweglich stand die Tresl hinter der alten Fichte. Ihre Augen brannten. Alles, was nahe war, hatte sein Teil dazu beigetragen, zu retten und zu trösten. Gar nicht in den Sinn kam es der Tresl Sonnegghofer, daß man ihre feste, arbeitssichere Hand wohl besser hätte brauchen können, als die zitternden Handlangerdienste der weinenden Wiesenpeterin.

Nun stand sie neben ihrem geretteten Heime, die bebende Frau, und der Wiesenpeter stand neben ihr und immer noch einmal mußten sie jedem einzelnen die Hand reichen und „Dank schön!“ und „Vergelts Gott auch!“ sagen

und die Kindergesichter, die voll Tränenspuren waren und voll Ruß, lachten jetzt und das Glück und die Dankbarkeit umfingen dieses Haus und der Schreck hatte seine Gewalt verloren. — Die Tresl sah, wie der Sonnegghofer langsam nach der Wiese gegen den eigenen Hof hinschritt. Dann kamen andere; Knechte; der Jägerjirgl. Den Simon sah sie gehen, die Marie schritt neben ihm her. Die Tresl stand und sie wußte keinen Grund für ihr Stehenbleiben und sie vermochte nicht, wegzugehen. Es hielt sie hier fest und sie sah drüben ihre Familie den Ort verlassen und sie hatte kein Empfinden dafür, daß sie mit dazu gehörte zu jenen.

Unter den letzten, die das Haus des Wiesenpeter verließen, war der Loisl. Gleich den meisten der Herbeigeeilten hatte auch er keinen Hut auf dem Kopfe und sein Haupt hob sich scharf ab von dem lichten Hintergrunde der mondscheindurchwobenen Landschaft.

Endlich hatten ihm die Wiesenpeterleute genug Dank gesagt und er kam über die Wiese geschritten, beide Hände in den Hosentaschen, aufrecht und sicher. Bis nahe an den Waldrand ging er heran und wollte hinüber auf die Wiese, den anderen nach. Ganz dicht ging er an der Tresl vorüber.

„Loisl!“ klang es leise hinter ihm drein. Er horchte auf. Die Wiesenpeterleute waren schon in Haus oder Stall verschwunden. — „Loisl!“ rief es noch einmal. Das kam aus dem Walde und ganz nahe her klang es. Der Ruf tönte nach in seinem Ohre. Er hob das Haupt und lauschte. Er ließ sich wenden von der Gewalt einer Ahnung, die ihn deuchte als eine Unmöglichkeit. Er sah in dunklen Umrissen jemand stehen hinter dem Fichtenstamme. Da er auf sie zuschritt, überkam es die Tresl wie ein Entsetzen. Ihr Fuß setzte an zu neuem Lauf, zur Flucht vor dem, den sie gerufen hatte.

Er hatte aber schon ihre Hand erfaßt. „Sonneggbäurin“, sagte er und es war ein Lachen in dem Worte und sein Gesicht beugte sich so nahe zu dem ihren, daß sie das Strahlen seiner Augen wahrnehmen konnte.

Ob er sich wohl nichts getan habe, der Loisl, wollte sie fragen und fand das Wort nicht. Und als habe er ihre Frage gefühlt, nahm er ihre Hand in die seine, so fest, daß es ihr fast wehe tat. „Hat mir können das Feuer kein Haar krümmen, weil die Sonnegghoferin sich hat gesorgt um mich.“ — Sie gab keine Antwort, aber ihr Auge wich dem seinen nicht aus. „Gottlob, es ist keinem kein Leid nicht geschehen“, stammelte sie. „B'hüt Gott, Loisl! Ich geh jetzt heimzu“, fügte sie hinzu. Sie wandte sich.

Ob die Bäurin wohl vermeinte, daß er sie wollt allein lassen gehen, mitten in der Nacht, fragte der Loisl. Sie könne ja auf die Wiese hinausgehen, gab die Tresl zurück. Lachte der Loisl: „Täten da zweien recht ungebeten kommen“. Hob die Tresl den Kopf und sah ihn an. „Ja, ja, Bäurin; da draußen muß der Simon sich noch seine letzten Busserln holen. Hats verdient, der Simon; war fleißig und tüchtig.“ Die Tresl sah dem Loisl ins Gesicht, als begriffe sie nicht: „Der Simon?“ „Ja, ja, der Simon“, bestätigte der Loisl. „Er ist zeitig, euer Bub. Weiß es ja schon die ganze Nachbarschaft, daß er tut fest zusammenhalten mit der Marie.“ Der Loisl hatte kaum ausgesprochen, da erschrak er und wußte nicht, was geschehen war. Die Tresl Sonnegghofer blieb stehen; ihre Augen starrten ins Dickicht des Waldes hinein und dann legte sie die Hände vor das Gesicht und ein wildes Schluchzen durchschüttelte sie.

Was sie hätte, die Bäurin, fragte der Loisl; ob sie ihr nicht recht wär, diese Heirat, wollte er wissen. Sie schwieg, als höre sie nicht.

Dann sanken ihre Arme an ihr hinab und sie stand da, beinahe mit der Hilflosigkeit eines Kindes. Ihre Lippen bewegten sich. — Ganz nahe trat der Loisl an sie heran und er hörte sie flüstern: „Mein Bub, der darfs tun; und ich, ich habs nie dürfen. Nie!“ — „Was hast nie dürfen, Sonneggbäurin?“ Des Loisl Stimme bebte. Er nahm ihre Hand in die seine und er zog die

Tresl an sich heran: „Tresl, was hast nie dürfen? Was?" —

Was sie nicht kennen gelernt hatte, die Tresl Sonneggbauer, als Mädchen nicht und später nicht, das lohte in diesem Augenblicke auf in ihrem Herzen und das zog ihre Arme um den Mann, der sie an sich preßte. Ihr Haupt beugte sich an seine Brust: „Loisl!" Aber die diesen Namen sprach war nicht die Tresl Sonnegghoferin, das war eine Demütige. —

Dann führte er sie durch den Wald; Schritt nach Schritt und sie redeten kein Wort.

Als sich die Umrisse des Sonnegghofes zwischen die Bäume schoben, blieb die Tresl stehen: „Laß mich aus jetzt, Loisl; du bleib da!" Ihre Stimme wollte so bestimmt, daß er willfahrte, ohne weiter zu fragen. Leiser sprach sie: „Ich hab müssen lang warten, bis ich hab dürfen wissen, daß es auch schön sein kann in der Welt und daß es auch noch etwas anderes gibt, als nur die Arbeit und den Sonnegghof. Darf niemand erfahren, daß ich es auch einmal hab schön gehabt."

Faßte der Loisl noch einmal nach ihrer Hand: „Tresl, darf ich einmal in die Stuben kommen? Wenn die andern alle weg sind; ganz allein zu dir. Daß wir einmal können plauschen mitsammen; Tresl!"

Sinnend stand sie eine Weile. Sie zog ihre Hand aus der seinen: „Ist es nur deswegen, weil ich — ihr — tu — gleichschauen? Dem Meister seiner Aelteren?" —

Er wollte sie wieder an sich reißen, aber sie wich ihm aus. „Es ist deswegen, weil es die Tresl ist; weil du es bist, die Tresl." Er sprach es ernst.

Sie nickte mit dem Kopfe: „Tu nicht weiter fragen; ich werd es dir schon sagen, wann du darfst kommen." — Sie sah nicht mehr um nach ihm und ging rasch hinweg, dem Hofe zu und je näher sie dem Hause kam, desto mehr schien ihre Gestalt zu wachsen. Einige Knechte redeten noch im Hofe. Der Bauer stand in der Türe und fragte, ob niemand die Bäurin gesehen habe. „Da

bin ich!" rief die Tresl, „sind mir alle davongegangen, hab euch nimmer können einholen." —

Viel später, als alles schon wieder still war auf dem weiten Hofe kam der Loisl aus dem Walde heraus.

Still und klar leuchteten die Sterne. Stumm träumte der Wald. —

Am nächsten Tage kam der Wiesenpeter herunter zum Jägerjirgl und zum Sonneggbauer und dankte recht schön für die geleistete Hilfe und der Sonneggbauer hieß einen Knecht mitgehen, daß er dem Abbrandler sollt helfen das Dach wieder instandzusetzen.

Tagelang ward auf dem Sonnegghofe noch von dem Ereignisse gesprochen. Den Loisl bewunderten die Dirnen und die Knechte mißgönnten ihm im geheimen den Ruhm, der sich an seine Tat heftete. Aber kein Wort durfte gegen ihn laut werden, denn beim Bauern stand er womöglich noch mehr in Gunst als früher.

Der Simon runzelte bisweilen die Stirne, wenn ringsum des Loisl Lob aufblühte wie brennender Mohn. Er sagte nichts mehr zur Marie, weil sie es nicht zuließ, wenn er ein Wort übel redete von seiner Mutter, aber als ahne er, was die Mutter getan hatte, verfolgte er mit heimlichem Argwohn ihre Bewegungen, forschte er in dem Gesichte des Loisl und traute dem Knechte nicht, wenn der sang und heiter war und sich um die Bäurin nicht mehr umsah als um die Mägde. —

Wohl hing dem Loisl die Frage auf den Lippen, die zu stellen die Tresl ihm verboten hatte. Und die Tresl sah nicht her nach ihm und schon gar nicht dann, wenn niemand in der Nähe war und er hätte reden können mit ihr, ohne von anderen gehört zu werden.

Ihr Schweigen in Wort und Gebärde war ein stummes Gebot und er gehorchte. —

Geschäftig arbeitete die Bäurin im Hofe umher; emsiger beinahe noch als früher. Es war, als habe sich ihre Kraft verdoppelt und als sähe sie nicht nur, was vorging im Hause und auf dem Sonneggrunde, als entdecke sie auch, woran sie bisher achtlos vorüber geschritten war. Sie wußte jetzt ganz genau, wann der Simon rasch hinüberlief zum Haus der Marie und dann konnte sie es nicht begreifen, daß sie früher nichts wahrgenommen hatte.

Einmal sprach sie zum Bauern davon. Gar nicht erstaunt war der; er tät schon sehen, was vorging, gab er zur Antwort; aber so lang nichts Böses war in dem, was geschah, wär wohl besser, man tät nicht dreinreden in die Sachen und ließ alles gehen, wie es ging. „Geld hat sie nicht viel", sagte er, „aber der Hof wär groß genug, könnt schon noch ein paar Leute erhalten." „Klebt nicht alleweil der Segen am Geld", redete die Bäurin weiter und der Klang ihrer Stimme machte den Bauern aufhorchen. „Bist ein Großbauernkind, Tresl; hast mehr Sinn für das Geld, wie ich. Ich hab vom Geld nur Plag gehabt und Arbeit." —

Die Bäurin biß die Lippen zusammen. „Hab nicht viel gewußt von dem, was der Vater hat wollen, daß ichs sollt lernen. Und ich mein, der Simon, der hats auch nicht in sich — das — von seinem Großvater." Der Bauer gab keine Antwort und nickte stumm vor sich hin. Dann sagte er: „Sag ihm nichts, Tresl, dem Simon, wegen der Marie. Der Bub muß selber kommen, wenn er will."

Sie werde nichts sagen, versprach die Bäurin und der Bauer ließ sie allein und da mußte sie wieder nach-

denken darüber, was ihr nicht mehr aus dem Sinne ging, seit jener Nacht im Walde: wie es hatte geschehen können, daß grad der Loisl hatte müssen kommen, damit sie auch einmal hat können eine Freude erleben, wie sie nie vorher eine hat erlebt. Gleich darauf schämte sie sich dieser Freude. Sie, die Sonneggbäurin war ihm nachgegangen, dem Loisl; die Bäurin dem Knecht. Ihr klang des Bauern Wort im Ohre: er sähe vieles und schwiege. Und er hatte sicher bemerkt, daß sie hatte mehr hingesehen zum Loisl als zu jedem anderen Knechte und mehr als zum Bauern und zum Simon. Und ein Zorn erfaßte sie gegen den Loisl, der schuld war daran, wenn sie sich schämte vor sich und und vor dem Bauern.

Aber sie wäre ihm gar nicht nachgegangen, wenn sie nicht die Angst hätte gepackt, die große Angst, daß ihm ist ein Unglück zugestoßen, dem Loisl, droben auf dem brennenden Dache. Und dann mußte sie an den Weg durch den Wald denken und die Erinnerung an jene Augenblicke, wo sie vergessen hatte, daß es eine Welt gab, außer der Hand, die sie führte, diese Erinnerung zerbrach den Zorn, der ihr Geheimnis ummauerte. Und sie mußte an den Schustertoni denken und an den Tanz im Gasthofsaale und was sie nie erkannt hatte, begriff sie nun: „Vater", raunte sie vor sich hin, „Vater, hast es gehört? Der Simon muß selber kommen, wenn er was will. Hast nicht gewartet, Vater, bis ich wär selber kommen und hätte wollen tun, wie mirs wär nach dem Sinn gewesen."

Die Tage ihres Brautstandes erwachten in ihrem Denken und sie wußte jetzt, was sie damals hätte sollen reden, als es sie immer hatte gedrängt zu reden. „Nein!" hätte sie sollen sagen. „Nein, Vater! Ich tus nicht! Vater", hätte sie sollen sagen, „hat ein jedes Blümel das Recht, dann zu blühen, wenn es von selber die Augen auftut zum Sonnenlicht und hat der Herrgott einem jeden Vogerl die Stimme mitgegeben, daß es kann rufen und locken, wenn die Zeit ist gekommen für ihn zum Rufen und zum Locken und hat auch dem Kohlbauern seine

Tresl das Recht drauf, daß sie kann warten auf die Stund, wo sich ihr der Mund wird von selber auftun zu einer Bitte an den Vater."

So hätte sie müssen reden, die Tresl, damals.

Aber der Vater war schneller gewesen mit dem Reden als sie; sie hatte bis jetzt gebraucht, bis sie hatte gewußt, was sie hätte sollen sprechen. —

Und dann, das zweitemal, wie der Vater war vor ihr gestanden, drüben bei der Kapelle, und wie der Vater sie hatte gefragt, ob sie ihn wollt den Matthias, da hatte sie nicht sollen gleich: „Ja" sagen. Sie hat ja nur den Sinn gerichtet gehabt auf den Hof, daß der Hof nicht sollt zugrundegehen und sie hat sich nicht getraut zu sagen: „Vater, gib mir Zeit. Ich kanns nicht gleich überdenken." Und der Matthias, der hat sich auch nicht getraut, „Nein" zu sagen und der Matthias, der hat sich mehr geschunden heroben auf dem Sonnegghof, als wie wenn er wär irgendwohin zu einem Großbauern als Knecht gegangen. Er hat kein Glück nicht finden können und sie, die Tresl, hat die Freud verlernt, aus lauter Angst um den Hof. Ein Trotz bäumte sich auf in der Tresl, wie sie ihn nie vorher gekannt hatte. Hatte nicht der alte Sonnegghofer gesagt, damals beim Herrn Pfarrer: „Soll ich nicht auch noch paar Jahrln mei Freud haben?" Und der Herr Pfarrer hat nichts dagegen gehabt, gegen diese Freud und hat niemand gefragt darnach, ob auch die Tresl hatte ihre Freud dabei; aber jetzt hat auch sie einmal erfahren, was das heißt, eine Freud haben, eine große Freud, so eine eigene Freud, die ganz anders ist, als Arbeitssegen und Lustbarkeit.

Wer das Gesicht der Bäurin hätte sehen können in diesem Augenblicke, der wäre erschrocken vor dem seltsamen Ausdrucke in den Zügen des verschlossenen Weibes. Als zucke sie selbst zusammen vor ihrem eigenen Ich, als wolle sie entschuldigen, was da an ihrer Seele riß, murmelte sie vor sich hin: „Ist ja keine Sünd nicht, wenn wir einmal zusammensitzen, der Loisl und ich, und

wenn er mir erzählt, der Loisl, was er sonst keinem tut erzählen."

Und als das nächstemal der Loisl so nahe an ihr vorbeikam, daß er sie hören konnte, rief sie ihn leise an. Er blieb stehen und die Freude leuchtete aus seinem Gesichte; sie sah das aber nicht; sie wandte das Antlitz von ihm ab und sie sprach rasch, wie sie sonst nie redete: „Mach dir eine Arbeit im Hof, Loisl. Wenn die andern nachmittag am Feld sind, kannst eine Weile lang hinein kommen, in die Stuben. Ist nicht lang Zeit zum dischkurieren in der Arbeitsstund, aber für eine kleine Weile darfst wohl kommen; grad für eine kleine Weile." —

Mit einer heftigen Bewegung wandte sie sich ab. Um das Haus herum kam der Simon gegangen. Sie fühlte den Blick des Sohnes. Wieder stieg ihr die Scham auf und der Zorn. Rasch drehte sie sich noch einmal nach dem Loisl um und rief ihm zu: „Wird schon recht sein; hat der Bauer erst jetzt gesagt, das Astwerk da soll zerhackt werden. Tuts nicht leiden, der Bauer, wenn keine Ordnung nicht ist im Hof draußen." —

Als dann am Nachmittage alle draußen waren, auf den Feldern, hörte die Tresl vom Hofe her die Axtschläge des Loisl. Sie zog die Vorhänge vor, daß niemand sollt hereinschauen und reden drüber, wenn sie wird mit dem Loisl beim Tische sitzen und plauschen mit ihm, mitten in der Woche. Ordnung hatte sie in der Stube gemacht und eine frische Schürze über ihr Kleid gebunden. Seit der Cilli im Markte drunten der Atem ausging, wenn sie den Bergweg heraufkam, seither war nicht leicht jemand die Tresl heimsuchen gekommen und es überkam die Tresl, als wenn ein Feiertag tät sein, weil jemand sollte bei der Tür hereintreten und zu ihr kommen; grad nur zu ihr. Vor den kleinen Spiegel trat sie und steckte ihre Zöpfe frisch auf; ihre Hand fuhr glättend über die Schürze und sie fuhr über die Einrichtungsgegenstände.

Draußen schwieg das Geräusch des Holzhackens. Die Tresl legte die Hand an den Mund und lauschte. Was er ihr wohl würde erzählen, der Loisl? Dann überflog es ihre Züge wie ein Uebermut. Einen Spaß wollte sie machen. Wenn sie ihr schon ähnlich war, dem Meister seiner Aelteren, so wollte sie ihr einmal ganz gleich schauen.

Vorsichtig schlich sie zu dem Fenster, das nach dem Walde hinaus zeigte; behutsam öffnete sie die Scheiben. Durch das Gitterwerk langte ihre Hand hinein zwischen das Blühen in den Blumentöpfen und mit flinkem Griffe riß sie eine voll aufgeblühte, rosa Pelargonie vom Stocke. „Hab keine Frauenherzeln", lachte sie vor sich hin: „tuts dieses Blümel auch." Leise schloß sie das Fenster und vor den Spiegel trat sie. Sauber und freundlich steckte das Blümel an ihrem Gewande. Sie strich an sich herum, als müßten die leisesten Falten ihres Kleides glatt werden. „Hätt sollen das Sonntagsgewand anlegen", dachte sie und dachte wieder weiter: „Ist besser, ich hab es nicht angelegt. Ist viel kommoder dischkurieren im Werktagskleid."

Und dann mußte sie aufhorchen, weil nebenan in der großen Stube Schritte zu hören waren. Und dann ging es ihr, wie droben im Walde, daß sie vermeinte, sie müsse jetzt rasch davonlaufen oder sie müsse schnell die Türe absperren; — aber sie rührte sich nicht und es war, wie wenn etwas still stünde in ihr.

Die Schritte näherten sich der Türe und dann waren wieder Schritte zu hören in der großen Stube.

„Loisl!" Das klang draußen in der großen Stube. „Was tust du da, Loisl? Wo willst hingehen?" Leichenblässe überzog das Gesicht der Tresl. Der da draußen fragte, das war ihr Bub, der Simon.

Der Loisl schwieg. Wieder sprach der Simon und ein wilder Grimm brach hervor aus dem Ton seiner Worte: „Habs wohl gewußt, daß du hast gepaßt, bis die Mutter ist allein im Haus. Habs ganz gut gemerkt, daß die Mutter dir hat ein Zeichen gegeben. Weiß es

schon lang, daß du tust den Stolzen spielen, weil du tust meinen, wär meine Mutter grad gut für dich. Aber ich sag dirs, Loisl: nicht einen Schritt kommst du mir hinter diese Tür da hinein. Ob der Vater hat keine Augen im Kopf, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er der Mutter tut glauben. Aber die Mutter ist heut eine alte Frau worden bei der Arbeit und bei der Sorg um den Hof und hat mehr Dummheit behalten in ihrem Sinn als wie ein junges Dirndl, das die Augen hat auftan im Leben. Und wenn du glaubst, daß du die Mutter in deine Fallen kriegst, du Hundsschuft, du verdammter: dann hast nicht mit mir gerechnet, mit dem Simon Sonnegghofer." —

„Hör auf, mit deinem Schreien, du Bub, du junger", erwiderte der Loisl und er bemühte sich, ruhig zu sprechen: „was schreist denn so herum wie ein Besessener? Ich hab nur wollen die Bäurin fragen, wo der Bauer ist. Ich hätt eine Frag an den Bauern". Gellend scholl die Lache des Simon: „Frag mich! Ich bin auch ein Bauer. Werd wohl die Antwort wissen auf deine Frag. Kannst sie gleich hören, die Antwort: wenn die Mutter nicht denkt an die weißen Haar, die sie am Kopf hat, so werd ich dichs weisen, wie du sollst eine Achtung haben vor einer alten Frau; vor meiner Mutter!" —

Die rosa Pelargonie sank von dem Gewande der Bäurin; vor den Spiegel schlich die Tresl. Ihre Hände strichen zitternd über das Haar und sie erschrak über den leichten Silberglanz in dem hellbraunen Geringel. Die Schürze glitt zu Boden. Mit bebenden Fingern nestelte sie an den Bindbändern ihrer Werktagsschürze. Und da war es ihr mit einemmale so, als sähe sie dort drüben in der Stubenecke den alten Sonnegghofer stehen und herschauen, zu ihr her, mit ernsten, forschenden Augen, und sie hörte seine Stimme, und sie hörte ihn die Worte sprechen, die er damals gesprochen hatte, als das Sterben herankam an ihn. „Tresl", klang es in ihr Ohr, „Tresl, hab dich gern gehabt; bist alleweil gut gewesen und

brav; hast helle Augen gehabt, Tresl, und ich hab vermeint, du tust passen herauf, auf den Sonnegghof."

Sie achtete nicht mehr darauf, ob draußen vor der Stubentüre noch hin und wider geredet ward. Hoch streckte sich ihre Gestalt und sie trat vor das Kruzifix, das an der Wand hing. Die Hände faltete sie und sie sah hinauf zu dem Bilde des Gekreuzigten: „Mein Herrgott verzeih mir! Laß es den Hof und die Meinen nicht vergelten, daß ich hab gesündigt."

Mit raschen Schritten eilte sie zur Stubentüre und öffnete diese. Der Simon und der Loisl standen da, beide erregt, mit finsteren Mienen und beide richteten die Augen auf die Sonneggbäurin und dann sahen sie einander an, als wolle der eine den anderen fragen, ob der andere sie auch sähe, diese seltsame, weiche Milde in dem Gesichte der Bäurin.

Sacht legte sich der Mutter Hand auf des Simon Schulter.

„Laß das, Simon!" sprach die Tresl und der Simon blickte abermals überrascht auf bei dem ungewohnten, beinahe traurigen Klang ihrer Stimme. „Tu dich nicht sorgen! Deine Mutter weiß schon, was sie muß tun, daß alles recht geschieht und gut auf dem Sonnegghof. Geh jetzt an die Arbeit, mein Kind. Geh!" —

Und zum Loisl wandte sie sich: „Der Loisl soll auch gehen. Ist genug zum schaffen im Hof oder auf dem Feld oder wo sonst eine Arbeit ist."

Und da sie beide standen und sich nicht rührten und kein Wort hatten, zu fragen oder zu antworten, wollte sie noch einmal reden, aber die Tränen traten ihr in die Augen und sie konnte nicht sprechen.

In diesem Augenblicke kam der Bauer vom Hausflure herein. Er stand und schaute herüber und sein Auge fragte. Mit rascher Bewegung näherte sich die Tresl ihrem Gatten. „Komm her zum Tisch, Vater", sagte sie, „ich muß reden mit dir. Ich tät gern allein reden mit dir."

Halb ahnend, halb das Geahnte von sich weisend, sah der Bauer zu seinem Weibe, das vor ihm stand, beinahe wie eine Bittende und er sah hinüber zum Loisl, der die Lippen aufeinanderbiß und drüben stand sein Bub, der Simon, dessen Gesicht noch zerrissen war von den Furchen, die der Zorn hineingegraben hatte. „Tresl, was ist denn geschehen, da herinnen?" Der Simon wollte sprechen und der Loisl trat vor und hatte ein Wort auf den Lippen; aber die Tresl war die Erste, die zum Sprechen kam: „Ich hab dirs gesagt, Matthias; ich tät gern reden, mit dir allein." — „Ich komm später, Bauer", rief der Loisl und war draußen bei der Tür. Der Simon stand noch und zögerte. „Hast Arbeit draußen! Wenn ich dich ruf, dann kannst kommen!" gebot der Vater und er sprach so bestimmt, daß der Sohn schweigend die Stube verließ.

Die Türe fiel in das Schloß und die Tresl nahm ihren Gatten bei der Hand und zog ihn hin zum Tisch: „Stoß mich aus, Matthias, oder tu mir verzeihen; wie du mußt, nach deiner Gerechtigkeit. Aber anhören mußt mich, Matthias. Einmal in meinem Leben werd ich's doch dürfen verlangen, daß mir jemand tut zuhören, wenn ich was hab zu sagen."

Sagte der Bauer, sie tät ihn erschrecken mit ihrem Wort und sie sollt nur gleich reden und es wär' ihm wohl oft lieber gewesen, sie hätt' gesprochen zu ihm, als daß sie ist einhergegangen, so stumm wie ein Felsstein und hat er immer gedacht und gehofft, daß wohl auch einmal wird die Stunde kommen, wo sie wollt ein Vertrauen haben zu ihm. — Und dann setzten sie sich beide nieder in der Herrgottsecke und die Tresl hub an, zu erzählen und wenn er wollt sie unterbrechen nach dem oder dem, dann bat sie, er solle nicht fragen; könnte leicht sein, daß sie dann wieder nicht vermöcht das rechte Wort zu finden und jetzt sollt der Bauer einmal alles wissen; er sollt erfahren, wie sie ist heraufgegangen auf den Hof und hat nicht gewußt, was sie tat und wie sie hat die

Sorg ergriffen um den Hof und wie ihr ganzes weiteres Leben nichts gewesen ist, als diese Sorg und wie sie gar nicht weiter hat acht gehabt darauf, daß sie auch einen Mann besaß und ein Kind und wie nur manchmal ein Verlangen ist aufgestiegen in ihr und sie hat nicht gewußt, wonach es ist gegangen, dieses Verlangen und wie sie manchmal hat vermeint, es ging nimmer weiter und hat doch nicht können ein Wort reden, zu niemand. Wär's gewesen, wie wenn der Herrgott einen Stein hätt gerollt vor ihren Mund, daß sie nie hat können sagen, wie es ihr ist ums Herz gewesen. Und wie es ist anders worden in ihrem Sinn, von der Stund an, seit der Loisl ist heroben gewesen auf dem Hof, daß es war gewesen, wie wenn ihr tät leichter geschehen und wie sie hat nicht können begreifen, was vorgegangen ist mit ihr, daß sie hat das Lachen wieder erlernt und das Fröhlichsein.

Und sie erzählte davon, wie gerne sie dabei gewesen war, wenn der Loisl sang und Späße trieb und sie ging mit sich zu Gericht vor dem Manne, den sie tief gekränkt hatte und sie beichtete ihm alles. Sie verschwieg nicht, daß sie bei jenem Feuer vergessen hatte auf Gatten und Kind; daß nur die Angst um den Loisl sie gepackt hatte und sie erzählte, wie sie droben gestanden war bei dem Baume und wie sie dann der Loisl hatte heruntergeführt.

Stockend rangen sich ihr die Worte aus dem Munde, purpurne Glut überflammte ihre Wangen: aber sie beichtete und ihre Seele lag ausgebreitet vor dem Manne, an dessen Seite sie bisher gelebt und gearbeitet hatte, wie ein fremdes Wesen, das er nicht kannte und er stützte das Haupt in beide Hände und sah nicht auf und redete auch kein Wort.

Und als sie alles gesagt hatte, bis zu der Stunde, wo der Bauer in die Stube hereingekommen war, schwieg auch sie. —

Er war nicht aufgefahren bei dem letzten Stücke ihrer Beichte; er hatte nicht gezürnt und er hatte um nichts gefragt. Er schwieg und vergrub sein Haupt in den

großen, arbeitsgewohnten Händen. Und da das Weib zu Ende war mit ihrem Geständnisse: da war es so still in der Stube, daß nur das Ticken der Wanduhr in dem langen, altersbraunen Holzkasten durch die Ruhe tönte und das war anzuhören wie eine ernste, unheimliche Stimme. —

Nach einer Weile hob der Bauer den Kopf und sah sein Weib an und in seinem Blicke war eine tiefe Traurigkeit: „Hast mir wohl weh tan, Tresl. Arg weh. Aber mehr Schuld hat der Kohlbauer, als du. Hätt' dich gern gehabt, damals, wie du noch ein Dirndl bist gewesen; aber hast nicht hergeschaut nach mir. Und ich hab mich nicht können trauen zu der reichen Großbauerntochter.

Hab dann später gern „ja" gesagt, weil ich mich hab gefreut, daß die Tresl soll mein Weib werden.

Und was jetzt ist geschehen; der Herrgott soll dirs verzeihen. Hast eine große Schuld tan. Mußt es ausmachen mit deinem Herrgott." —

In dem Herzen der Tresl löste sich all das stumm Getragene und sie legte die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und sie schluchzte laut.

Der Bauer ging zur Tür. „Simon!" rief er hinaus. „Und der Loisl soll auch mitkommen, herein."

Er schritt wieder dem Tische zu. Gleich darauf stand der Simon vor seinen Eltern. Er sah die Mutter weinen und da kam es ihm vor, als würge auch ihn etwas an der Kehle. Hinter ihm betrat der Loisl die Stube und schloß die Türe. Auch der Loisl warf einen raschen Blick auf die Bäurin, die nicht aufschaute und ihr Gesicht vergraben hatte.

„Simon", sagte der Bauer, „deine Mutter hat getan, was sie nicht hat sollen tun. Wie sie's wird abmachen mit ihrem Herrgott, das ist ihre Sache. Unrecht tun, ist eine Sünd, aber die Sünd rechtschaffen bereuen: das ist eine harte Strafe und du darfst nicht die Ehrfurcht verlieren vor deiner Mutter, weil sie hat gesündigt. Und mußt nicht herumreden in der Freundschaft und Bekannt=

schaft von der Mutter ihrer Sünd. Mußt aber beten zum Herrgott, daß er dich soll gnädig bewahren vor allem Unrechttun."

Es kam dem Simon vor, als täte der Vater wachsen, da er so sprach und ganz klein kam er sich vor mit seinem heimlichen Zorn, den er hatte im Herzen getragen gegen die Mutter. „Hast mich verstanden, Simon?" „Ja, Vater", antwortete der Simon. „Kannst wieder gehen!" sagte der Vater. „Ich geh auch, Bauer!" hub der Loisl an. „Hab nicht wollen dem Bauer Schand bringen in das Haus. Und ich tät den Bauer bitten, daß er mich freigibt aus seinem Dienst." Einen Schritt näher trat der Bauer dem Knechte. Fest faßte er ihn in das Auge, so fest, wie wenn er tät stehen am Schießstand und tät zielen, mitten ins Schwarze hinein: „Hast eine Ehr im Leib, Loisl? Sags grad heraus: Ja oder Nein?" Auf hob der Loisl den Kopf. Stolz sah er dem Bauern entgegen: „Unrecht wars, was ich hab getan; aber die Ehr hab ich schon deswegen noch." „Dann wirst hier bleiben auf dem Hof, Loisl, bis zum nächsten Neujahr." Erschrocken zuckte der Loisl zusammen. Auch die Bäurin hob den Kopf und sah voll Erstaunen auf ihren Mann. Aber der Matthias Sonneggbauer achtete nicht der beiden. „Ist keine Art, daß der Knecht fortgeht mitten im Jahr. Weiß jeder, daß ich nie hab eine Klag gehabt gegen den Loisl. Wird jeder fragen, was vorgegangen ist, daß er hat müssen fortgehen, der Knecht. Wär' eine schöne Schand, wenn ich müßt sagen, daß die Bäurin und der Knecht nicht können zusammen wohnen auf einem Hof. Steht schon mehr als hundertjährig, der Sonnegghof auf dem Grund; hat aber noch nie müssen ein Knecht fortgehen, mitten im Jahr, wegen der Bäurin."

Da schrie die Tresl auf und es war eine wilde Verzweiflung in dem Schrei: „Habs ja immer gewußt, daß ich werd das Unheil bringen über den Sonnegghof."

Und da geschah, was noch nie geschehen war. Der Bauer ging hin zur Bäurin und griff nach ihrer Hand:

„Wirst es nicht bringen, das Unheil, Tresl; jetzt nimmer. Der Herrgott wird dir verzeihen, so wie ich dir tu verzeihen. Wollen schon zusammenhelfen, du und ich und der Simon, daß kein Unheil kann kommen über den Sonnegghof." Die Tresl hob wieder den Kopf und sah den Bauern an. „Tu mir helfen, Matthias; tu mir helfen!" sprach sie und da sie ihn ansah, redete aus ihren Augen etwas zu ihm, was noch nie geredet hatte.

Und er reichte ihr die Hand und sie legte die ihre stumm hinein und diese beiden, von der Arbeit durchfurchten Hände umschlossen sich und diese beiden Menschen fühlten, daß in Zukunft einer eine Stütze haben werde am anderen.

Eine Weile war es wieder still. Dann sprach der Loisl und er dämpfte die Stimme, als fürchte er, die Stille zu stören: „Ich werd bleiben, Bauer. Könnts euch umschauen, am Leihkaufstage, um einen neuen Knecht. Soll der Bauer keine Klag haben, meinetwegen." —

In den nächsten Stunden und Tagen wurde im Hofe mancherlei herumgeflüstert und der eine und der andere hatte vom Hausflure aus manches der gesprochenen Worte erhascht. Aber laut konnte nichts werden. Es ging alles am Hofe, wie es immer gegangen war; nur fiel es den besonders Scharfsinnigen auf, daß die Bauersleute fast immer zusammen waren, so daß in heimlicher Stallecke einer von den Knechten allerlei Witze erfand über die jungen Eheleute, die nimmer fertig werden konnten vor lauter Lieb. Und der Simon sah mit ernsten, aber nicht finsteren Augen drein und der Loisl arbeitete fleißig mit den anderen, lachte aber nicht und sang auch nicht.

Etwas war vorgegangen; nur genaues wußte niemand. —

Dann ließ eines Tages der Kohlbauer durch den Simon sagen, die Mutter solle hinunterkommen zu ihrem Vater; sei schon lang nimmer drunten gewesen im Vaterhaus.

Bei dieser Gelegenheit geschah es das erstemal, daß die Bäurin den Bauern fragte: „Was meinst, Matthias; soll ich gehen zum Vater?" Und er sagte: „Geh."

Und als sie dann drunten stand im Heimatshause, vor dem Vater, dem der Stock zur Seite lag auf der Wandbank und dessen hohe Gestalt zusammengekrümmt war durch die Krankheit, die ihn an die Stelle band: da überkam sie das Erbarmen mit dem alten Manne, der es ihr hatte gut vermeint und sie beugte sich über ihn. Ob er wohl Schmerzen hätte, der Vater? Schmerzen hab er wohl, bestätigte er, aber noch mehr tät es ihn schmerzen, daß seine Tochter hat vergessen, was Recht war und Unrecht.

„Vater“, sagte die Tresl, „hat euch niemand geklagt, daß eure Tochter hat was Unrechtes tan.“

Aber er habe es trotzdem gehört, frohlockte er. Er sei nicht so taub und blind wie der Sonneggbauer.

Dann mußte er den Augen seines Kindes ausweichen, weil sie ihn gar so seltsam ansahen. „Vater, der Matthias Sonneggbauer, der weiß mehr, als wir alle mitsammen. Der Matthias Sonneggbauer sieht, was im Herzen vorgeht: das hat der Kohlbauer nie gesehen. Und ich mein, wenn der Kohlbauer auch ein Großbauer ist: der Größere ist völlig der Matthias Sonneggbauer; der ackert dem Herrgott die Seelen zurecht, daß rechtschaffene Pflanzeln können aufkeimen in der Ackerfurchen.“

Ehe der Bauer ein Wort weiter einwenden oder fragen konnte, war seine Tochter aus der Stube draußen und nach einer Weile sah er sie über die Wiese dem Viehgattern zugehen, kraftvoll, frei, grad, als wenn sie von einer Festpredigt möcht kommen und nicht von einer ernsten Zwiesprach.

Er mußte mit dem Kopfe nicken, wie er es immer tat, wenn er keine Worte fand . . .

Etwas später murmelte er vor sich hin: „Aber den Kopf hat sie halt alleweil in der Höh! Ist halt doch dem Kohlbauern sein Kind . . .“

In der nächsten Zeit redete der Simon des öfteren vor den Eltern so herum, von sich und von der Marie und vom Hausstandgründen. Aber die Eltern taten so, als verstünden sie ihn nicht, was er mit den Redereien wollte, der Bub. Er merkte, daß die Eltern nicht wollten das erste Wort sagen und darum rückte er eines Tages kurz entschlossen mit der Wahrheit heraus. — Die Eltern saßen jetzt manchmal eine Weile beisammen in der Herrgottsecke, grad, als wenn sie wollten eine kurze Rast halten nach langer Arbeitszeit. Dann hielt die Mutter die Hände still in den Schoß gelegt und der Vater zündete sich seine kurze Pfeife an und wenn die Pfeife ausgeraucht war, dann standen beide wieder auf und schafften weiter auf dem weiten Hofe.

In so einer stillen Viertelstunde kam der Simon gegangen, stellte sich stramm hin vor seine Eltern und sprach, sie würden es wohl schon auch selbst herausgesehen haben, daß er sie schon alleweil gut tät leiden, die Jägerjirgl-Marie und daß es ihm wohl wär bekannt, daß auch die Eltern hätten allezeit ihr Wohlgefallen gehabt an dem Dirndl. Und daß der Jägerjirgl schon wollt gewiß seine Einwilligung geben zu der Verehlichung, wenn der Simon könnt hintreten vor ihn und könnt ihm sagen, die Sonneggbauersleut hätten nichts zuwider gegen das Dirndl und hätten keine Abneigung nicht gegen die Heirat. Und was das Geld wäre, daß die Marie nicht sollt passen zum Großbauerngrund, weil sie kein Großbauernkind nicht ist: so möchten halt wohl die Eltern ein Einsehen haben und denken dran, daß die Lieb nicht tut fragen nach dem Geldbeutel und daß es alleweil besser wär und ein größerer Segen für das

Haus, es täten die Herzen zusammenpassen, als, es könnt' ein Beutel an den anderen klimpern.

Ganz heiß war dem Simon geworden bei seiner langen Rede und erwartungsvoll blickte er den Eltern entgegen. Die Eltern sahen sich an, grad so, als wenn eines dem andern wollt' sagen: „Red' nur du; wird schon auch meine Meinung sein, die du tust aussprechen."

Der Vater hub also an, zu antworten auf die Frage des Simon und gab zu erkennen, daß sie wohl lange schon hätten gemerkt, er und die Mutter, wie es stünd mit den jungen Leuten und von ihnen aus wär' kein Widerstand gegen die Heirat. Hätten die Marie gern, wär ein liebes Dirndl, ein fleißiges und tät sich schon wacker auskennen auf dem Sonnegghof. Wär' keine Fremde nicht. Und zwei Hände hätte sie, die das Arbeiten verstünden und auch die Lust zur Arbeit und das wär schon grad auch ein Ersatz für die fehlenden Münzen im Beutel. Er sollt halt hinübergehen zum Jägerjirgl und anfragen um die Tochter und wenn es so weit wär einmal, daß sie täten wirtschaften alle zwei auf dem Sonneggrund, dann sollen sie nicht prassen und verschwenden, was ihre Voreltern haben aufgerichtet in ihrem Schweiß. Soll kein Geizhals werden, der Simon, niemals, aber soll auch achtsam sein auf jedes rote Kupfermünzel, das ihm wird durch die Finger rollen. Und zur Gemeinde soll er halten und soll keinen Händel suchen mit seinen Nachbarn. Und was ein rechter Bauer will sein, der darf sich nie schämen für seine Arbeit und muß Ehrfurcht haben für seinen Acker und der darf die Wälder nicht niederhauen, nur dem Beutel zulieb. Muß jede Tat nur zum Guten getan sein für den ganzen Grund und Boden.

Und wenn einer aus der Gemeinde hat um einen Notgroschen gebeten in harter Zeit und er hats nicht zum Zurückzahlen: dann soll ihn der Großbauer nicht wegdrängen von seinem kleinen Erdfleck. Wächst kein Segen aus so einem armen Stückl Land, das dazukommt zum Großbauernbesitz. Wächst der Fluch heraus, aus solcher

Erden und der Haß gegen den Bauernstand. Hat jedes Vogerl sein Nesterl, das ihm gehört und grad nur ihm allein und soll auch der Mensch seine paar Meter Grund haben, daß er seine Keuschen kann aufstellen drauf. Hat der Herrgott den Menschen erschaffen aus der Erden und will nicht haben, daß ein Mensch den andern tut vertreiben von der Erden. Zusammenhalten und helfen; einer dem andern: das ist die erste Bauernregel. — Mit leuchtenden Augen hörte der Simon zum Vater hin und die Tresl hörte auch zu und als der Bauer schwieg, nickte sie ihm freundlich zu: „Hast ihn gehört, den Vater? Bub! Merk dir's, dein Lebtag lang. Und jetzt kannst halt gehen und reden mit dem Jägerjirgl und der Herrgott schenk dir seinen Segen".

Sie stand auf und zeichnete dem Simon das Kreuzeszeichen auf die Stirne und auch der Bauer kam heran und legte segnend die Hand auf das Haupt seines Kindes. —

Die Nachricht, daß der Simon Sonnegghofer habe angehalten um den Jägerjirgl seine Marie ging rasch von Haus zu Haus. Es war wohl schon lange die Meinung umgegangen, daß es so kommen werde, aber nun es gekommen war, gab es deswegen dennoch viel des Hin- und Herredens. Hatte auch manche ein geringschätziges Wort für den Simon, der sich tät erniedrigen zu so einer Heirat und wußte manche, die Marie hätte es schon rechtschaffen verstanden, dem Simon die Suppe einzubrocken, daß er sie nun mußt auslöffeln, ob es ihm tät passen oder nicht. —

Droben auf dem Sonnegghofe und auf seinem Nachbargrunde scherte man sich nicht um das Gerede, das manchmal hinaufdrang bis in die sonnenhelle Höhe. Dort wurde hergerichtet und besprochen und die Marie hatte Augen, so selig, als wandle sie nicht auf Erden, sondern im Paradies.

Der Matthias Sonnegghofer hatte mittlerweile einen Plan gefaßt, den er zuerst in sich ausbaute und ausrechnete und dann so weit beisammen hatte, daß er die Tresl in die Herrgottsecke rief.

„Was sie halt wollt meinen", hub er an. „Der Bub wird heiraten. Sollen zwei Bauern sein und zwei Bäurinnen auf dem Sonnegghof? Wer ist dann der Erste und wer soll befehlen? Der Bub, der hats nicht in sich, daß er sich könnt immer beugen und tun nach dem Willen des andern und sein Weib, das wird halt auch nicht wollen die Sonneggbäurin heißen und dabei kein Recht nicht haben auf dem Sonnegghof. Und wir zwei Alten, Tresl? Was meinst? Sollen wir zwei ins Austragstübel gehen und fertig sein mit dem Anschaffen und Rechthaben?"

Er mußte auflachen über die Tresl, weil die dreinschaute, als könne sie nicht begreifen, was der Matthias von ihr wollte. Er begann, ihr seinen Plan mitzuteilen. Wäre ein hübscher Besitz käuflich, drunten, hinter dem Markt, nicht weit von der Pfarrkirche, grade dort, wo die Straßen anhebt, ins Gebirg aufzusteigen. Wär grad ein bissel Wiese rund herum und zwei Felder dabei. Sauber wär das Ganze gehalten und tät schon langen für zwei Leute. Wär kein Großbauerngrund, aber auch kein Austragstübel nicht.

Und daß sies nur sollt wissen, die Tresl, er hätt schon alles verabredet und den Kaufschilling hingelegt. Den hat er selbst gehabt, hat nicht brauchen Sonnegghofergeld dazugelegt werden oder ein Teil aus der Kohlbauernmitgift! Was sein eigen ist gewesen, der Grabensteinergrund, der in Pacht war, die ganze Zeit, seit er heroben wirtschaftet auf dem Sonnegghof, den hat er verkauft und hat damit das Angeld gezahlt für den neuen Besitz. Und wenn sie will, die Tresl, soll sie jetzt aus ihrem Geld dazutun, daß das Gütl ihnen kann zukommen oder, wenn sie nicht will, dann nimmt er eine Schuld drauf, auf den Rest und die Schuld, die wird er abarbeiten. Rüstig ist er und hat Freude zur Arbeit und er wird seine neue Wirtschaft schon herauskriegen aus der Schuld.

Horchte die Tresl auf und sagte, sie wär schon auch noch da zum Mitarbeiten und was dem Bauern

recht sei, das wäre auch ihr recht. Und das, wegen dem Kaufgeld . . .

Fuhr ihr der Bauer in die Rede: „Kein Gulden nicht darf dazukommen vom Sonnegghofergrund. Bauer hab ich geheißen heroben und bin nie ein rechter Bauer gewesen. Drunten das, das hab ich mir allein ausgesucht und ich kann mirs einrichten drunten, wie ich will. Und das soll ganz uns gehören: mir und dir. Der Bub, der soll seine Erbschaft haben, heroben, ganz so, wie alles zusammengehört zum Sonnegghof. Und wenn wir zwei einmal nimmer sind, dann solls dem Buben gehören, unser kleines Gütel und er kanns verpachten, wie ichs hab gemacht mit dem Grabensteinergrund und" . . . und er lachte versonnen vor sich hin . . . „und einmal kann er selber hinunter ziehen, wenn sein Aeltester wird wirtschaften heroben auf dem Sonnegghof und er selber und seine Marie noch zu viel Kraft werden haben fürs Austragstübel . . ."

Der Kohlbauer schüttelte wohl zuerst den Kopf zu all dem, was beschlossen worden war, droben auf dem Sonnegghof. Aber er sagte nichts gegen die Marie. Nur so, als müsse er seine Nachgiebigkeit vor sich selbst entschuldigen, redete er vor sich hin: „Der Simon, der laßt sich nichts dreinreden in sein Sach. Hats vom Großvater in sich und von seiner Mutter. Will, was er will! Und der Matthias mit seinem Gütel da drunten, mit seinem neuen; der ist auch wie der Teufel drauf, daß alles geschieht dort, nach seinem Kopf. Hat früher einmal sich alles sagen lassen, der Matthias. Ist sakrisch stolz worden; sakrisch stolz. Und die Tresl — mit der ist gar nimmer zu reden. Treibts ja, daß sie hinunter kommt, als tät der Höllische droben hausen auf dem Sonnegghof. Hab mirs einmal anders vorgestellt mit der Tresl; ganz anders!

Nehmen nicht einen Heller an von mir für das neue Gütel; nicht einen Heller. Ist ja schön von ihnen, daß sie ihn nicht wollen verkürzen, den Buben; aber muß ja nicht grad alles droben bleiben auf dem Sonnegghof. Hat ja die Tresl genug gearbeitet droben und der Matthias auch. Waren fleißig; habens nicht leicht gehabt; aber so viel stolz sind sie alle zwei; so viel stolz. Hat die Tresl gesagt zu mir: ‚Vater‘, hat sie gesagt, ‚was ich hab mitbekommen als Brautschatz, das gehört mir und ich kann machen damit, was ich will und das langt schon; wir brauchen nicht mehr; aber einen Fried wollen wir, ich und der Matthias. War kein Fried droben auf dem Sonnegghof; aber viel Last, Vater, viel Last . . . —‘“

Die Blicke des alten Bauern glitten durch das Fenster hinaus, über die Wiese hin, zu dem Viehgattern, hinter dessen schiefgestellten, schlanken Baumstämmen der Wald dämmerte; der Wald auf dem Sonneggrund. Zwischen den Stämmen zog der Weg hinan, zum Hof hinauf. Und der Alte sann vor sich hin und dann schüttelte er wieder den Kopf und seine fleischlosen, müden Hände suchten einander. „Mein Herrgott“, murmelte er, „ich habs dem Dirndl gut vermeint.“ —

* * *

Am Leihkaufstag ging der Simon hinunter in den Markt, einen Knecht zu dingen, an Stelle des Loisl. Der Vater solle mitkommen, hatte der Simon gemeint, aber der Vater hatte geantwortet, müsse der Simon ohnehin bald allein wirtschaften auf dem Hof, soll er sich auch allein die Leute aussuchen, die er braucht. Ging also der Simon allein in den Markt hinunter und dingte den Knecht.

Zu Neujahr trat der Loisl in die Stube herein, mit seinem Bündel in der Hand und nahm Abschied. Der Bauer reichte ihm die Hand und der Simon auch und weil gerade der neue Knecht hereinkam bei dem Hoftore, ging der Simon diesem entgegen und begrüßte ihn. Ob der Loisl schon einen anderen Platz hätte, erkundigte sich der Bauer. Der Loisl schüttelte den Kopf: „Hab mich noch nicht umgeschaut drum. Fahr heute noch nach Graz mit dem Zug; vielleicht geh ich ins Obersteirische hinein; vielleicht noch weiter. Kann leicht auch sein, daß ich geh nachschauen in Graz drinnen, ob noch jemand am Leben ist in der Werkstatt von meinem Meister. Werd vielleicht nachfragen dort, ob sie einen brauchen können, zur Arbeit. Hab wieder Lust bekommen zum Handwerk.“

Dann nach einer Weile fügte er hinzu: „Hab es nicht sollen stehen lassen, das Handwerk, oder hätt sollen überhaupt gleich ein Bauer werden. Habs nicht begriffen, damals, wie ich hab mein Handwerk stehen lassen. Soll

jeder Mensch ein Sach haben und selbige Sach ordentlich können und dabei bleiben." Streckte der Bauer dem Loisl nochmals die Hand hin und wünschte ihm alles Gute für die Zukunft. Kam auch die Tresl, die bisher am Herde herumgearbeitet hatte. Sie wischte sich die Hände ab in ihrer Schürze und sie reichte ihre Hand dem Loisl entgegen. „Soll der Herrgott dem Loisl beistehen auf seinem Weg", sagte sie und da konnte er nur sagen: „Dank schön, Bäurin, und vergelts Gott auch!" Und er mußte ihr noch einmal in das Gesicht sehen und es stieg ihm heiß auf dabei, in seinen Augen. Und da er sie anblickte, sah er, wie ihre Augen den seinen begegneten und ihr Blick war so gut und so klar und es war keine Sehnsucht in ihnen und kein Verlangen und es kam ihm vor, als wären ihre Augen ein tiefer See, der so hoch droben lag in den Bergen, daß der Sturmwind auf seinem Talwärtsbrausen nicht vermochte hineinzupeitschen in dieses klare Wasser und daß nur der liebe Herrgott sich kann widerspiegeln darin.

Da sagte der Loisl: „Grüß Gott, alle mitsammen!" und verließ die Stube. Er wandte sich nicht mehr nach dem Hause um, als er hinabschritt, dem Walde zu und es war auch niemand auf dem Sonnegghofe, der droben wär stehen geblieben, ihm nachzusehen.

In den Faschingtagen, während sie drunten im Markte dort und da zum Tanze aufspielten und auch in den Bauerngehöften mancherlei Kurzweil getrieben ward und Lustbarkeit, gingen nacheinander Knechte und Mägde vom Sonnegghofe talzu, mit Armkörben beladen und Buckelkraxen und dann fuhr gar ein Gefährt, von Ochsen mühsam gezogen, vorsichtig den steilen Waldweg herab. Sollte in kurzem Hochzeit sein droben auf dem Sonnegghofe und an demselbigen Tage, da das junge Bauernpaar Einzug sollte halten in dem Hofe an der Sonnenecke: an diesem gleichen Tage wollten der Matthias und die Tresl Abschied nehmen dort droben und zu wirtschaften anheben auf dem neuen Gütel.

Hatten wohl der Simon und die Marie gebeten, die Eltern möchten noch dableiben, heroben; aber sie wollten nichts wissen, die beiden, vom Dableiben. „Sind nicht freiwillig heraufgezogen, alle zwei; sind froh, daß wir jetzt freiwillig können hinunter gehen."

Der Hochzeitstag kam und die Tür war mit Reisig umkränzt droben und „Willkommen!" stand ober der Schwelle. Der Matthias und die Tresl gingen hinüber zum Jägerjirgl und nahmen Abschied vom Nachbarn. Dem kam das Reden hart an, als er ihnen sagte, er wollts ihnen wohl nie vergessen, was sie getan hatten für ihn und seine Kinder. Die Marie weinte vor Freude und vor Leid und der Simon trat neben seine Braut und beide baten recht schön, es möchten die Eltern halt recht oft heraufkommen und auch schauen, ob sie alles richtig täten auf dem Hof.

Aber der Matthias schüttelte den Kopf: „Ist der Hof überschrieben worden auf dich, Simon, und auf

deine Braut und mußt jetzt schon selber wissen, was recht ist und gut. Werd wohl kommen, euch heimsuchen, wenn grad keine Arbeit ist zu tun bei euch heroben und bei mir drunten; aber dreinreden werd ich nicht in eure Wirtschaft. Nicht ein Wort!“ — Und die Tresl nahm die Braut bei der Hand und küßte sie auf die Stirne: „Bleib halt schön brav, Marie, und tu dem Simon sein Sach gut zusammenhalten. Und kommst halt auch fleißig zur Mutter hinunter und erzählst, wies geht und steht heroben. Und wenns euch gar nimmer will zusammengehen; gar nimmer: dann könnts die Mutter herauf rufen. Dann werd ich herauf kommen auf den Sonnegghof. Kann euch drunten sehen. Brauch nicht herauf steigen. Ist besser, ich tu nicht heraufkommen. — Ziehts lustig ein und glücklich in den Hof. Heißt ja von alters her, das Lachen soll immer sein beim Sonnegghof. Tus nur nie verlernen, Marie, das Lachen; nur das nicht! . . .“

Dann war die Trauung vorüber und die Hochzeitsleute saßen beim Holzwirt in demselben Zimmer, wo sie in dem Verlaufe von zwei Jahrzehnten schon zweimal bei einer Sonnegghofer Hochzeit gesessen waren. Aber diesmal saß auch die Cilli mit bei Tisch und schaute ganz glücklich drein, weil sie es schon lange nicht so vornehm gehabt hatte. Das junge Ehepaar hielt sich bei den Händen und hatte sich jeden Augenblick etwas zuzuflüstern und beide blickten in die Welt, als wäre die ganze Erde grad jetzt für sie eigens erschaffen worden.

Auch der Herr Pfarrer kam zur Hochzeitstafel, weil er es den Hochzeitern versprochen hatte und weil er es sich mußte anschauen, sagte er, wie es wäre, wenn die Sonnenfreud vom Sonneneck auch einmal tät herunterkommen ins Tal zu den anderen Menschen.

Und er erzählte Schnurren und Witze und er neckte die junge Bäurin Marie Sonnegghofer, daß ihr das Gesicht glühte vor freudiger Erregung.

Und der Herr Wirt kam herauf und die Frau Wirtin und die Tante Teres und dann spielte die Musik

auf und der Simon führte sein junges Weib zum Tanz. Er ließ sie gar nicht mehr aus seinen Armen, daß ein großes Aufbegehren anhub, um das Recht der anderen, mit der Braut einen herumzutanzen. Und als ein lustig Durcheinanderwirbeln war und ein Lachen und ein Fröhlichsein: da traten der Matthias und die Tresl an und zeigten, daß sie auch etwas verstünden vom Sich-im-Walzer-Drehen. Und als ob durch diesen Tanz der Matthias so recht öffentlich beweisen wolle, daß er und seine Tresl einander vom Herzen gut waren: nahm er mitten in dem Umherschwenken der anderen den Kopf der Tresl zwischen seine Hände und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Wohl lachte alles lustig auf, da solches geschah, aber die Frau Wirtin sprach leise vor sich hin: „Mein Gott!“ und die Tante Teres hatte Tränen in den Augen. Leise schlugen die Finger des Herrn Pfarrers auf das Tischtuch: „Hats nicht leicht gehabt“, murmelte er. —

Die Tresl tat, wie sie gesagt hatte; sie ging nicht hinauf zu dem Hof. Der Matthias war wohl schon einigemale droben gewesen und hatte gute Nachricht gebracht. Sie wußten es sich einzurichten, die jungen Leute und war schier nicht zu begreifen, wo sie die Zeit herfanden zu so viel Uebermut und Fröhlichkeit. Meinte der Matthias, der Simon täts noch ärger treiben wie als Bub und die Marie, die tät schon völlig gar nicht mehr aufhören mit lauter Lachen und Singen. Und hat der Simon den Mostkrug in die Höh gehoben und hat der Marie zugerufen: „Gsund Marie!“ Und da hat sie gesagt: „Gsund Simon!“ und da hat der Simon sie ernsthaft angeschaut und hat gefragt: „Marie“, hat er gefragt, „wenn wer Fremder wollt trinken auf dein Wohl und auf das vom Sonnegghof; tätest du ihn leiden, solchen Trunk und tätest du sagen: ‚Dank schön auch für den Wunsch?‘“ Da hat die Marie dem Simon in die Augen geschaut und hat gesagt: „Das will ich meinen, daß ich dann sag: ‚dank schön‘!“ —

Seufzte die Tresl auf bei dieser Erzählung und sagte nichts weiter. —

Man nannte sie im Markte die Sonnegghoferin zum Unterschiede von der Marie, die die Sonneggbäurin geworden war. Gar selten geschah es, daß die Sonnegghoferin allein war mit ihrem Manne und mit den wenigen Knechten und Mägden, die sie auf dem kleinen Anwesen brauchten. Kam immer jemand, der einen Rat wollte bei der Landwirtschaft, oder ein Wort des Trostes zur Seelenstärkung, denn die Sonnegghoferin, die hatte so eine ruhige, ernste Art, Trost zu spenden, daß jeder, der ein Leid zu ihr getragen hatte, fortging, mit dem Gefühle, es geschähe ihm weniger hart, seit die Stimme der Tresl Sonnegghofer geredet hatte über selbes Leid.

So viele Blumen blühten rings um das Haus des Matthias Sonnegghofer und die Leute im Markte gewöhnten sich rasch daran, bei Gelegenheiten, wo Blumen vonnöten waren, bescheidentlich anzufragen, ob nicht paar Blümeln könnten entbehrt werden aus dem reichen Blumenkranze, rings um das Haus herum. Dann ging die Tresl in ihrer gemessenen Weise von Stock zu Stock und pflückte dort und da und der Buschen, der fortgetragen ward von dem Hause, der war immer bunt und reich . . .

Der Matthias durchschritt sein Eigentum erhobenen Hauptes und sein Auge blickte frei und froh. Hier waren keine Sorgen, die ihn beugten; hier war keine Last, die auf ihm lag, daß seine Kräfte nur mühsam standhielten. Hier war ein kleines Reich, das er immer und immer wieder durchschritt, in dem er die Erfahrungen von dem großen Hofe her anwenden konnte, wo bald jeder Winkel ihm vertraut und lieb war und wo er alles nach seinem Willen zu lenken vermochte, weil seine Verantwortungsfähigkeit weit über die Grenzen dessen reichte, was hier durch sein Wünschen Leben und Arbeit ward. —

Das erste Jahr da unten war vorübergegangen und ein neuer Lenz keimte und knospte durch das Land. Auch

droben im Sonnegghause war ein junges Leben erwacht und ein winziges Dirnderl träumte in der Wiege der Sonnegghofer.

Noch immer ging die Mutter Tresl nicht hinauf. Stünd ohnehin alles gut droben, ließ sie sagen; brauchte nicht hinaufzukommen.

Sie trugen ihr das Kindel hinab und drunten in der Pfarrkirche hielt sie es über den Taufstein und der Herr Pfarrer gab der kleinen Tresl Sonnegghofer den Wegsegen. —

Ließen die jungen Eltern wissen, es tät sie wohl arg kränken, daß die Großmutter gar nicht wollt einen Schritt tun, hinauf zu der Wiegen. Versprach die Tresl, wenn die Wege würden besser sein, daß sie könnt leichter gehen, dann wollt sie es schon einmal heimsuchen, das kleine Enkelkind. —

Immer schöner und heller leuchteten die Tage und umwoben das braune Gebälke des Sonnegghofes mit einem goldenen Schimmer. Die Wipfel der Obstbäume trugen lichte, duftige Gewänder und es war Freude ringsum und Schönheit.

Da kam durch den jubelnden Frühlingstag die Tresl Sonnegghoferin gegangen. Langsam schritt sie über die Wiese hin, dem Hause zu. In den Stuben und Scheunen war es still, aber draußen, von den Feldern her klangen Stimmen.

Ganz nahe dem Hause, unter einem Birnbaume, der über und über beladen war mit weißen Blütensternen, stand die alte, schwere Wiege und das Kindlein schlief darin und hatte die kleinen Fäustchen gegen die rosigen Bäcklein gestemmt.

Behutsam näherte sich die Tresl der Wiege. Sie kniete nieder in das Gras, das hervorsproß aus der Erde, die so lange ihre Erde gewesen war und ihr Haupt beugte sich über das Köpflein der Kleinen:

„Grüß dich Gott, Treserl! Grüß dich Gott! Haben dir den Namen gegeben von deiner Großmutter; sollst

es aber leichter haben im Leben, als deine Großmutter es hat gehabt. Tust es noch nicht kennen, das Leben; aber hier, auf diesem Boden und auf dem Grund rundherum, da hats deine Großmutter gelernt, was es ist, das Leben.

Und tu nicht nur beten zum Herrgott: ‚führe uns nicht in Versuchung', aber tu oft beten um Kraft der Seele, daß du kannst widerstehen jeder Versuchung im Leben. Und wenn du hast einmal etwas getan, Treserl, was ist nicht recht gewesen, dann bitt den Herrgott, daß er es dich laßt bereuen. Weh tut die Reu, arg weh, aber weißt, die Augen, die werden erst recht hell, wenn die Tränen sind recht bitter gewesen.

Und tu nur den Hof recht gern haben, Treserl!

Der Herrgott will haben, daß alleweil sein Sonnensegen soll strahlen über dem Sonnegghof. Und die Sonne, die steht nicht nur am Himmel droben; die Sonne, die muß in deinem Herzerl sein, Treserl.

Mußt allzeit dein Herzerl offen halten für alles Gute auf Erden, daß die Sonne kann hineinleuchten."

Sachte nahm die Frau die Kinderhand in die ihre und legte die Lippen auf die kleinen, zarten Fingerchen.

Droben, im Geäste des Birnbaumes lösten sich weiße Blütensterne von den feinen Stielen und sanken erdenwärts und sie lagen auf der Wiege und auf dem Kinde und in dem Haare der Tresl Sonnegghoferin.

Ende.

Buchdruckerei Ig. Unger
Wien IV.